This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

EX LIBRIS
IN PIETATE
1843
1880
1915

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Indbunden i 1938 af Roar Fauk.

Ex

Bibliotheca professoris

Ingrar Nielsen.

Johann Georg Rists
Lebenserinnerungen.

Herausgegeben
von
G. Poel.

Dritter Teil.

Nebst einem Anhang:

I. Einige Nachrichten von dem Leben des verstorbenen Etatsrat, Amtmann Compe;
II. Andeutungen und Erinnerungen zu J. E. v. Bergers Leben;
III. Schönborn und seine Zeitgenossen

und zwölf Faksimiles.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1888.

DL208
R5A3
v.3

Alle Rechte vorbehalten.

Vorwort.

In den folgenden Blättern ſind drei von Riſt herrührende biographiſche Skizzen zum Wiederabdruck gelangt, von welchen wohl nur eine: „Schönborn und ſeine Zeitgenoſſen“ betitelt, zu ihrer Zeit einem weiteren Leſerkreiſe bekannt geworden iſt; zunächſt aber enthalten ſie eine Fortſetzung der Lebenserinnerungen, wenn auch in anderer Einkleidung als die erſten Bände ſolche geboten. Es iſt nämlich nicht ein abgeſchloſſenes Ganze, das der Verfaſſer, eine lange Vergangenheit überſchauend, uns vor Augen ſtellt, ſondern wir finden ihn beſchäftigt, das, was ihm begegnet und an allgemeinen Betrachtungen ſich daran knüpft, im Laufe des Jahres bald täglich, bald in kürzeren oder längeren Intervallen zu Papier zu bringen. Dazu kommt aber, was den Inhalt betrifft, daß der Verfaſſer ſeiner engeren Heimat wiedergegeben iſt und die Erzählung demgemäß — auch ganz abgeſehen von vielen ausführlichen, nur unmittelbar auf die Familie bezüglichen Mitteilungen — einen weſentlich lokalen und perſönlichen Charakter trägt. Man könnte den Aufzeichnungen die Überſchrift „Tages- und Jahreshefte“ geben; aber trotz ihrer bruchſtückartigen Geſtalt — es ſpiegelt ſich in allen die edle Perſönlichkeit des Verfaſſers wieder; ſein unverzagter Mut, ſein hoher, unabhängiger

Sinn, der Glaube an Gott und die Menschheit, die Treue des Familienvaters wie des Freundes, sein tiefes Naturgefühl und jene, man möchte sagen, poetische Begabung, für die Schilderung bestimmter Zustände und Persönlichkeiten immer das bezeichnende Wort und den treffenden Ausdruck zu finden. Wohl hat seine Lage, verglichen mit derjenigen früherer Jahre, sich sehr geändert; denn wie die Kreise, in welchen er sich bewegt, enger umgrenzt sind, seine auf das Öffentliche gerichtete Thätigkeit nur eine beschränkte und vorübergehende ist, so sehen wir ihn auch — bis hierin ein Wandel eingetreten — lange im Kampf mit widerstrebenden Mächten vergebens bemüht, sich eine vor Zufälligkeiten geschützte und gesicherte Stellung zu verschaffen; aber, wie bemerkt, der Geist ist unverändert der alte geblieben, und wenn dem Zuge desselben folgend, der Herausgeber gegen seine anfangs gehegte Absicht die Lebenserinnerungen vollständiger als die Schriften mitgeteilt*), so hofft er doch, damit nicht allein zu stehen, sondern auf die Zustimmung auch der Leser rechnen zu dürfen, bei welchen die in den beiden ersten Bänden verzeichneten Erinnerungen eine so warme Aufnahme gefunden haben.

---

*) Ein im Nachlaß befindliches Manuskript mit der Überschrift „Frankreich im Jahre 1815", dessen S. 13 erwähnt wird, ließ seines beträchtlichen Umfanges wegen einen Mit-Abdruck nicht zu, und eine im Jahre 1830 veröffentlichte Broschüre betitelt: „Ein Wort zu meinen Landsleuten in Schleswig und Holstein" (s. S. 183) ist von vorwiegend provinzieller Bedeutung.

Wir verließen unsern Freund in Flottbeck, das er, den 1815
1. Mai 1815 Bremen verlassend, am folgenden Tage erreichte, aufs herzlichste willkommen geheißen von seiner verehrten Schwiegermutter, welche hier mit zwei Töchtern in einem auf der Höhe schön belegenen Hause, von wo aus der Blick — damals noch ungehemmt — den Elbstrom beherrschte, die Sommer- und gelegentlich auch die Wintermonate zubrachte. Der Freude des Wiedersehens sollte sich aber bald ein bitterer Tropfen der Sorge zugesellen. Die Entscheidungsschlacht bei Waterloo stand bevor, an welcher als hannoverscher Offizier und Adjutant des Generals Grafen v. Kielmannsegge auch dem zweiten Sohne des Hauses, Charles Hanbury, teilzunehmen beschieden war, und an dieses Ereignis den Faden seiner Erzählung wieder anknüpfend, fährt er in seinen Mitteilungen fort, wie folgt:

„So lange die große Entscheidung auf Frankreichs Grenzen noch schwebte, waren selbst aus dem friedlichen Flottbeck unsere Blicke stets nach jener Seite gewandt. Allgemeiner Krieg gegen den Ruhestörer war verkündigt, der Wiener Kongreß aufgebrochen, der König schon vor meiner Ankunft nach Kopenhagen zurückgeeilt; die Heere sammelten sich von allen Seiten, nur wer dem andern zuvorkommen würde, schien ungewiß. Wer konnte sich der lebhaftesten Spannung erwehren, wo wirklich Europas Unabhängigkeit und sittliche Bildung auf einem höchst ungewissen Spiele stand! Die Politik war einmal wieder der Gegenstand der lebhaftesten Unterhaltung unter den Männern im Poelschen Kreise; in Hamburg hatten sich Freiwillige gebildet, von Dänemark marschierte eine Division unter Prinz Friedrich. — Wir hatten über das alles ein näheres Interesse. Unser Bruder Charles stand in den

vorderſten Reihen als Adjutant des Grafen Kielmannsegge, der eine leichte Brigade kommandierte. Ich will von der Schlacht bei Waterloo nichts weiter ſagen; ſie iſt oft genug von beiden Teilen beſchrieben; einen Bericht über die Bewegungen des Corps, bei welchem Charles diente während dieſer entſcheidenden Tage, von ihm ſelbſt verfaßt, betrachte ich aber als einen wahren Schatz, und es darf uns wohl freuen, daß auch der Unſern einer für die heilige Sache des Rechts geblutet hat.

Der Bericht geht bis zum 18. abends 7 Uhr, wo eigentlich die Schlacht durch das weſentliche Vordringen der Preußen auf den franzöſiſchen rechten Flügel gewonnen war. Es hat einen Augenblick gegeben, wo es mißlich ſtand. Wahr iſt, daß Wellington noch eine Reſerve von 10000 Mann, die nicht ins Feuer gekommen ſind, ſeitwärts vom Schlachtfeld aufgeſtellt hielt für den letzten Notfall. Ob ſich ohne die Ankunft der Preußen die Linie gehalten hätte, zwiſchen der Napoleon durchzudringen ſuchte, iſt wohl ungewiß. Charles hielt es nicht für unmöglich. Ein paniſcher Schrecken hatte ſchon die auf der Landſtraße aufgeſtellte Bagage und das Fuhrweſen ergriffen. In furchtbarer Verwirrung ſtürzte alles auf Brüſſel zu, Karren, Wagen, Kanonen ſtürzten übereinander; bis nach Antwerpen verbreitete ſich die blinde Flucht. Die Furcht machte die Menſchen blind. Unſer Charles hat mich oft verſichert, daß in Augenblicken, wo, zwiſchen den wiederholten Angriffen der Franzoſen auf ſein Quarré, er einen ruhigen Zuſchauer des großen Schauſpiels abgeben konnte, der Anblick des überall offenen weiten Schlachtfeldes von ſeiner Höhe ihn eines der erhabenſten und anziehendſten Bilder dünkte; jede Bewegung der Maſſen von den gegenüberſtehenden Höhen durch die Niederung gegen die Hügelreihe, welche die Alliierten beſetzt hielten, den Angriff und die Verteidigung der vor der Linie liegenden befeſtigten Meierhöfe konnte man verfolgen, bis eine heranſtürmende Kavalleriemaſſe, von Artillerie unterſtützt, abermals auf die eigene Wehr bedacht zu ſein, das immer dünner werdende Viereck zu ſchließen und für das Leben zu ſtreiten zwang. Bewunderung verdienten neben den tapferen Engländern und Schotten, die hier kämpften und fielen, die treuen Hannoveraner, zum größten Teil ganz junge unerfahrene Truppen, aber ſtandhaft, willig, unter den härteſten

Entbehrungen geduldig. Die Hälfte der Mannschaft, ja mehr war gefallen, und doch behauptete die Brigade nach immer in der Reihe der übrigen Massen ihre Stellung. Hoffnung und Zuversicht hatten sich aufs neue durch das Erscheinen der preußischen Hilfe verbreitet, unversehrt hielt der General Kielmannsegge im Viereck, nicht weit von ihm unser Charles. Ein letzter, gleichsam verzweifelter Angriff erfolgte auf diesen Punkt; eine französische Batterie, der man, weil die Artillerie meist demontiert war, nur standhafte Haltung entgegensetzen konnte, sprengte bis auf 50 Schritt an die Position heran und spie ein mörderisches Kartätschenfeuer. Eine der letzten Kugeln, die an diesem Tage fielen — denn gleich nachher ward der Rückzug der Franzosen allgemein und artete bald in wilde Flucht aus — traf Charles, nahm einen Teil des Muskels am linken Oberarm weg, zerschmetterte zwei kurze Rippen und drang unter dem rechten Schulterblatt, auf ihrem Wege die Lunge verletzend, wieder heraus durch den grauen Mantel, den er trug. In demselben Augenblick ward auch sein Pferd verwundet. Charles fühlte nur einen leichten Schmerz; ihm war, als ginge es heiß durch seine Brust; aber er sank bewußtlos im nächsten Augenblick vom Pferde. Man stützte ihn und legte ihn beiseite auf die Erde. Indem der Bataillonschef v. Wurmb sich bekümmert über ihn beugt, zu sehen, ob er noch lebt, streckt diesen ein Kugel tot über ihn hin. Keiner nahm innigern Anteil an Charles, als der wackere Kielmannsegge, der ihn wie seinen Sohn liebte und dessen rechte Hand er war. Sobald die dringendste Gefahr vorüber, der Feind im Rückzug war, trug dieser sogleich den andern Adjutanten auf, für Charles vor allem zu sorgen. Dieser ward nun in eine nicht weit entlegene Scheune gebracht, wo er mit hunderten von Verwundeten die Nacht auf der kalten Erde lag. Er ward flüchtig verbunden, so gut es die Menge der Leidenden zuließ; die Wunde im Rücken entdeckte man nicht, wahrscheinlich zu seinem Glück, denn nur die beinahe gänzliche Verblutung, die daraus erfolgte, konnte bei einer so furchtbaren Wunde Entzündung und Fieber minder gefährlich machen. Er lag meist in tiefer Betäubung und hörte wenig von dem Geschrei, das die Scheune erfüllte. In diesem Zustande, den zum Teil die gänzliche Erschöpfung nach dreitägigem Fasten hervorbrachte, beschäftigte sich ein Franzose, der Angabe nach

bleſſiert, der neben ihm lag, um ihn und teilte mit ihm ein wenig Brei oder Haferſuppe, die er in einer Scherbe ſich zu verſchaffen gewußt. Nachdem die erſte Verwirrung ſich ein wenig gelegt, und alles, was gehen konnte, dem Feinde nachſetzte, war Kielmannsegges erſter Gedanke an Charles; er kommandierte einen Offizier mit dem Befehl, ihn nicht zu verlaſſen, bis er in Brüſſel in gute Pflege gebracht, und zwölf Mann, ihn dorthin zu tragen. Seinem General und Freunde verdankte er ſo ſein Leben, das dieſer ſchon verloren gegeben hatte, ohne doch irgendeine Sorge zu verſäumen. Es ward eine Bahre gemacht, auf der die Soldaten ihn trugen. Der Schmerz der Wunden beim Schritt der Leute, die ihn abwechſelnd niederſetzten, brachte ihn erſt wieder zur Beſinnung; er hat da unſäglich gelitten, ſich aber zugleich noch ziemlich kräftig gefühlt. In Brüſſel kam er in die Hände geſchickter Wundärzte, die freilich ſeinen Zuſtand für beinahe hoffnungslos hielten. Karl Sieveking, der mit den Freiwilligen um dieſe Zeit in Brüſſel eingetroffen, war der erſte Freund, der an ſein Lager trat, und auch er gab ihn verloren. In einem Briefe an den Bruder Fritz Hanbury milderte er die Nachricht, ſo daß noch nicht das Schlimmſte zu fürchten ſchien.

Wir hatten um den 22. oder 23. Juni die Schlacht bei Ligny, anfangs wie eine unbeſtimmte Siegesnachricht, aus Weſtfalen erfahren. Der Rückzug Blüchers, der Tod des Herzogs von Braunſchweig klärten bald die Sache auf, und nun begannen angſtvolle Tage. Es verlautete von einer andern großen Schlacht am 18., die auch nicht ausbleiben konnte. An einem Sonntag, den 25. Juni, vor Tiſch kam der Mutter ein Blättchen zu, von Charles' Hand geſchrieben und vom 19. datiert, worin er bloß meldete, daß er nach höchſt beſchwerlichen Märſchen ſich wohl befinde, ohne noch mit dem Feinde handgemein geworden zu ſein. Dies gab zu vielem Kopfbrechen Anlaß. Wie konnten wir ahnen, was ſich nachher ergab, daß der Brief am 18. frühmorgens eilig geſchrieben und aus Verſehen einen Tag ſpäter datiert war. Die erſte Nachricht von der Verwundung erhielt ich am 27. von Poel durch ein lateiniſches Billet. Ich hatte auf den 30. Juni eine Reiſe nach Kiel zur Ordnung von Geldſachen angeſetzt und übernahm es am Vormittage, geſprächsweiſe der Mutter anzubringen, daß Charles

verwundet sei, eine traurige Aufgabe; gern hätte ich meine Reise aufgeschoben! aber feste Verabredungen banden mich, und so setzte ich mich auf den Wagen und fuhr die Nacht durch mit sehr bewegtem Herzen nach Kiel, wo alles in der höchsten Spannung war, ich aber das Wiedersehen der lieben Freunde nur halb genießen konnte. Meine Gedanken weilten daheim und begleiteten den Bruder des Verwundeten auf seiner Reise nach Brüssel und man darf sagen, daß er ihm durch unendliche Sorgfalt, durch mütterliche Pflege, durch den Trost seiner Gegenwart das Leben gerettet hat, aufs kräftigste dabei unterstützt durch die unverdorbene Körperbeschaffenheit des Verwundeten. Aber welches Krankenlager! Viele Knochen mußten aus den Wunden eitern, die eine, halb zerstörte Lunge konnte nur langsam heilen und anwachsen, Fisteln, die sich gebildet hatten, mußten operiert werden; lange flackerte noch ein Licht, das an die Öffnung der Rückenwunde gehalten ward, bei jedem Atemzug. Die Heilung erschien selbst dem Wundarzte wie ein Wunder!

Nachdem ich am 7. Juli in Kiel einem großen Festmahl in Düsternbrook, das unter des enthusiastischen Pfaff Leitung zu Ehren der Schlacht von Waterloo gegeben ward, beigewohnt, viele patriotische Gesundheiten mitgetrunken hatte, setzte ich mich gegen Abend mit meinem Freunde Konrad Rantzau auf seinen Wagen. Wir fuhren die Nacht durch, auf Breitenburg blieb ich einige Stunden und langte abends wieder in dem lieben Flottbeck an, um fortan Sorge und Freude mit den Meinigen zu teilen.

Eine ergötzliche Erscheinung in diesen Tagen des Enthusiasmus war die des seitdem nur allzu fruchtbar gewordenen preußischen Ritter-, und wie man ihn sonst genannt hat, Feudaldichters, Freiherrn de la Motte Fouqué. Er war mir als Hülsens Zögling und Freund, als Dichter der ‚Undine' und des ‚Sigurd' wert, und hatte auch von mir manches gehört und gelesen. Aber nicht als Dichter trat er jetzt auf, sondern absolut als ehemaliger Major, der sich frank und frei die neuen Lorbeeren seiner Landsleute aneignete und sich gar nicht gesperrt, als das Volk in Bremen ihn bei der Nachricht von dem Sieg wegen seiner rot und blauen Uniform als einen von den Siegern halbtot geherzt und in die Höhe gehoben hatte. Weder ich, noch die anderen fanden uns von seiner Erscheinung erbaut. Ein kleiner blonder Mann, mit spitzem

Kinn, weißem Bart und quakender Stimme, voll kleiner Anekdoten wie ein echter Berliner, und vom Ich fast mehr wie billig durchdrungen; ein ernstes, tieferes Wort wollte keiner von ihm gehört haben. Es traf sich, daß er dem guten Christian Stolberg und seiner sibyllinischen Schwester Käthchen zu Tisch bei uns begegnete. Die erbauten sich köstlich an einander in dunkeln poetischen Ideeen von Deutschheit, Freiheit, Adel, Frömmigkeit und Tapferkeit. Mit dem guten Fouqué ist es seitdem so weit gekommen, daß selbst die Lesebibliotheken nichts mehr von ihm wissen mögen. Ein schönes Talent ist da in Eitelkeit und Geschwätz zugrunde gegangen.

In der Gewißheit, daß nunmehr der Verderber wirklich auf immer gebändigt sei, lag der edelste Trost für die Verluste, die Trauer über halb Deutschland verbreiteten. Eine bessere Zukunft schien zu winken; eine freie Entwickelung der Kräfte, die Herrschaft des Rechts durch die schweren Lehren der Vergangenheit, durch das Wort der Fürsten, durch die Sehnsucht der Völker verbürgt. Verfassungsmäßige Rechte waren durch die Bundesakte allen Völkern Deutschlands verheißen worden. Das gerechte Mißtrauen, welches fortan in die Herrschaft der so oft zum Schaden der Unterthanen gemißbrauchten Willkür gesetzt werden mußte, leugneten selbst die Minister nicht mehr ab. Sie bedurften aber, um den bösen Feind zu bekämpfen, lebendiger Kräfte und beschworen diese durch solche Verheißung, die im Augenblick der Not auch ernstlich gemeint sein mochte, zu ihrer Hilfe aus dem Volke herauf.

Bei uns zu Lande war der Ritterschaft die bisher umsonst erbetene Bestätigung der Privilegien versprochen worden, und zugleich dem Lande Holstein eine Verfassung, die mit jenen Privilegien in Widerspruch zu stehen schien. Die Ritterschaft, an deren Spitze sich Friedrich Reventlow, Konrad Rantzau, Adam Moltke als die eifrigsten Verfechter verfassungsmäßiger Rechte mit rühmlichem Eifer hervorthaten, geriet in lebhaften Federkrieg mit der deutschen Kanzlei. Sie stellte den Satz auf, die Privilegien der Ritterschaft seien ursprünglich Privilegien oder Rechte des ganzen Landes gewesen, dem unter andern das Recht der Selbstbesteuerung durch heilige Verträge aller Fürsten aus dem Hause Oldenburg zugesichert worden. Einer solchen Verfassung zu Gefallen wollte sie auf den größten Teil der privativen ritterschaftlichen Rechte, deren Unhalt-

barkeit für die Länge sie fühlte, Verzicht leisten, aber auch unter keiner andern Bedingung. Sie protestierte feierlich gegen die seit 1803 eingeführte gezwungene Besteuerung der adeligen Güter, besonders aber gegen das Institut der Reichsbank, von der sie weder Kapital noch Zinsen abzutragen entschlossen war. — Die Regierung bestand auf ihr Besteuerungsrecht, unter Vorwand eines Vorbehalts bei den letzten Konfirmationen der Privilegien, weigerte, unter Hinweisung auf die zu erteilende allgemeine Verfassung, die vorläufige Berufung eines Landtags nach alter Weise, auf die man in Ermangelung eines besseren angetragen hatte. Ihr Interesse war allerdings, eine gegebene allgemeine Verfassung, ohne Recht der Selbstbesteuerung, ohne andere als beratende Stimme der Stände, kurz einen Schatten von Rechten der Anerkennung der alten ritterschaftlichen Privilegien vorzuziehen. Unter Vorwand eigensüchtiger Absichten der Ritterschaft ward die öffentliche Meinung gegen die ritterschaftlichen Bemühungen eingenommen und über die eigenen Erwartungen durch Versprechungen beschwichtigt. Ich kann es, durch meine stete Verbindung mit den Grafen Rantzau und Moltke, sowie mit dem Kanzler Baron Brockdorff, mit den Absichten und Schritten der Ritterschaft in dieser Zeit genau bekannt, versichern, daß ihre Meinung die reinste und edelste war. Jene Männer, deren reines Streben und treffliche Gesinnung ich höchlich ehre, sind sich in allen Zeiten treu geblieben in echt patriotischer Wärme für die gute Sache Holsteins; Brockdorff durch manche amtliche Beziehung hier und da gelähmt; Rantzau durch persönliche Anhänglichkeit an den König oft peinlich bedrängt; Adam Moltke sich mehr einer unbedingten Richtung zur Opposition, oft mit zu vieler Phantasie und zu wenig Haltung hingebend, unabhängig und dem Hofe fern stehend, wie er war. Nur zu dem Grafen Reventlow habe ich in keiner nähern Beziehung gestanden; bei seinen Freunden genießt er aber ein hohes Ansehen. — Diese Verhandlungen der Ritterschaft mit der Regierung, die auch gedruckt sind, füllten mehrere Jahre und erregten lebhaftes Interesse. An dem Sekretär des engeren Ausschusses, Professor Dahlmann, war ein trefflicher Verfechter der Sache, zugleich ein treuer Freund verfassungsmäßiger Rechte gefunden, der im edelsten Sinne die Schritte der Körperschaft leitete und bis zu einem Grade der Freimütigkeit führte,

die zwar Drohungen, doch keine Ahndungen zur Folge hatte. Es war die Rede, Klage gegen den König an den Bundestag zu bringen; aber man überzeugte sich bald, daß dort keine Hilfe zu finden sei. Der Hof brauchte seine Vorteile und die Gleichgültigkeit, die, mit Ausnahme weniger Gelehrten und Beamten, das ganze Land gegen Verfassung hegte*), die eingewurzelte Abneigung gegen den Adel in unseren Herzogtümern, um jene Bewegung, die in diesem Jahre 1815, wie überall, so auch hier entstand, teils einzuschläfern, teils zu ersticken. Unterstützt von keiner Seite, ermatteten endlich die obengenannten wackeren Männer, da sie selbst in der Ritterschaft allmählich viele, von vorübergehender Entschlossenheit in die hergebrachte Dumpfheit und Selbstigkeit zurücksinken sahen. Sie verreisten ins Ausland auf Jahre, oder sie schwiegen, und wer sich ihnen anschloß, begnügte sich, fortwährend das Zahlen der Reichsbankzinsen zu verweigern und selbst der angedrohten Exekution zu trotzen. Aber auch in diesem Punkt war keine Einigkeit in der Körperschaft. Viele zahlten in der Stille, andere accordierten um Termine, und so fiel auf die, welche aus Grundsatz einer ungerechten und unleidlichen Auflage sich zu weigern fortfuhren, der üble Wille des ganzen Landes, als wollten sie allein sich einer Last entziehen, welche mit unerbittlicher Strenge schon lange von allen Städten und den meisten Ämtern und Landschaften beigetrieben worden war.

Mit der Verfassung für Holstein hatte es gute Wege. Eine Kommission, in der auch der Kanzler saß, versammelte sich mehrere Jahre hindurch in Kopenhagen, debattierte, studierte die andern deutschen Verfassungen, konnte aber zu keinem Resultate gelangen. Was man geben wollte, war so wenig, daß es den guten Holsteinern besser schien, andere Zeiten abzuwarten, als eine Verfassung zu empfangen, die eine bloße Spiegelfechterei gewesen, den Übelständen nicht abgeholfen hätte. Was zudem jede Bestrebung der Wohlgesinnten in der Kommission lähmte, war, daß durchaus nur

*) Eine ehrenvolle Ausnahme machten die schleswigschen Städte, die 1817 in förmlichen Bittschriften um die Erteilung einer mit Holstein gemeinsamen Verfassung einkamen. Man machte in Kopenhagen sauere Gesichter und ließ sie ohne Antwort.

von Holstein die Rede sein, Schleswig, das durch so manche enge Bande, durch gemeinschaftliche Institute und Rechte so eng mit Holstein verbunden ist, von der neuen Wohlthat ausgeschlossen bleiben und dem dänischen Staat alsdann ganz rechtlos anheimfallen sollte. Dies mußte um jeden Preis verhindert, die Verbindung der beiden Herzogtümer erhalten werden, wozu die Eifersucht gegen jedes deutsche Verhältnis damals keine Hoffnung ließ. So tröstete man sich, als von Jahr zu Jahr die Erteilung der Verfassung ausgesetzt, des Königs Versprechen unerfüllt gelassen ward, wie es bis auf diesen Tag noch ist. Friedrich VI. liebt von Natur das Konstitutionelle nicht; ihm ist die schrankenlose Willkür, die er sich bewußt ist, in der redlichsten Absicht auszuüben, einmal lieb und zum Bedürfnis geworden. Dennoch hätte er treulich für Holstein sein Versprechen gehalten, wären die Sachen in Deutschland nicht auch rückwärts gegangen. Von dem, was Preußen in dieser Hinsicht that, sollte einmal unser System abhängen; Preußen gab keine Verfassung, — eine heftige Reaktion gegen die Wünsche der Völker trat im deutschen Bunde ein, und so blieb der 13. Artikel der Bundesakte auch bei uns unausgeführt, ohne daß sich der große Haufe selbst der Gebildeteren in unserem Vaterlande sehr darum gekümmert hätte. Der Drang des Augenblicks, die Herstellung dessen, was der Krieg zerrüttet hatte, die Geldnot, der Wucher, kurz jene merkantilische Richtung, welche die Holsteiner wahrscheinlich der Nähe dreier großer Handelsstädte verdanken, verschlang Jahre hindurch jedes andere edlere Interesse, und ließ weniger nach besseren Einrichtungen, besserer Verwaltung, als nach geringeren Steuern schreien; doch dabei blieb es. Für das Recht in höherem Sinn war kein Gefühl, kein Wunsch. — Jener Merkantilgeist, diese Gleichgültigkeit gegen alles gemeinsame Interesse sind nicht die edelsten Züge im Charakter unserer Landsleute, die sich sonst durch so manche trefflichen Eigenschaften, durch rechtliche Gesinnung noch immer vor manchen auszeichnen. Die Landwirte sind Fabrikanten geworden, der Landbesitz ist nichts mehr als ein gewisser Geldeswert. Das Geld aber löset alle Bande. Da liegt der Schade!

Unser leidiges Kreditsystem, begünstigt durch die an sich lobenswerte, doch durch ihre Folgen mitunter nachteilige Einrichtung der

Schuld- und Pfandprotokolle, hatte den Schwindel des Güterkaufens und Bewirtschaftens mit fremdem Gelde auf die höchste Spitze getrieben. Der höchste Ertrag mußte kaufmännisch berechnet werden; die Erbgüter alter Familien gingen schnell von Hand zu Hand, und zuletzt in die von Abenteurern und Wucherern. Allen Gläubigern gehörte das Gut, nur nicht mehr dem, der den Namen davon führte. Seit er die ganze Last der Verantwortlichkeit für kontrahierte Schulden von sich ab auf das Grundstück gewälzt hatte, dessen Folium im Schuld- und Pfandprotokoll doch nur einen täuschenden Anschlag seines freien Wertes lieferte, war es keine Schande und keine Sorge mehr, Konkurs zu machen. Dem Gläubiger, der seine Zinsen forderte, drohte man sogar trotzig damit; Treue und Glauben, das Zartgefühl der Privatehre sind in diesen bösen Jahren tief erschüttert worden. — Wo die Besitzer leiden, gleichviel, ob mit oder nicht durch eigene Schuld, — da blüht das Glück der Advokaten und Wucherer. Ein schmutziger Geist ging Hand in Hand mit der Not durch das Land und verbreitete sich von dem Stande der Landbesitzer, die der Kern Holsteins sind, durch alle Stände. Wo man nicht mehr dem Manne auf sein Wort, seinen guten Namen und sein Vermögen, sondern wo man dem Grundstück leiht, auf einen Steuerwert, auf Anschläge, die durch gesunkene Güterpreise, restierende Abgaben, Konkurskosten und Prioritätsurteile nur zu oft durchaus illusorisch gewesen sind; da befindet sich auch sogleich der Schuldner im geheimen oder offenen Kriege gegen den Gläubiger. Wo das Gesetz rückwirkend Abzüge von heilig und rechtlich verschriebener Schuld nicht nur erlaubt, sondern die Gerichte solche erzwingen, da ist es um den bessern Geist eines Landes geschehen. Der Sohn lernt es vom Vater und überträgt die Gesinnung dem Enkel; die edelsten Bande sind gelöst, auch zwischen Fürst und Volk. Von oben aber kommt das Unheil durch gemeindenkende Kronräte, durch rohe Behandlung des Ehrwürdigen, durch rechtlose Finanzspekulationen und Regierungsschwindeleien. Unter der Bernstorfs und Reventlow Verwaltung hätte das Land sehr unglücklich und arm werden können durch Krieg und Unfälle; aber es wäre ein besserer Geist für die Zukunft geborgen worden.

Nach so manchen Bewegungen und Unruhen schmeckte die

Unabhängigkeit und Ruhe in dem schönen Flottbeck, wo die ganze Familie, bis auf Charles, — auch de Chapeaurouge, vereinigt war, gar gut. Das Haus war voll, in Hof und Garten stete Bewegung, oft beherbergte das Haus noch überzählige Gäste, die wertesten Freunde lebten ganz in der Nähe, täglicher Verkehr mit den Städten ließ mich das Bedürfnis selbst hineinzuwandern nur fühlen, um meine dortigen Freunde zu sehen und kleine Besorgungen auszurichten. Ein lebhafter Austausch von Ideeen, die mannigfaltigste Unterhaltung gewährten die häufigen Vereinigungen zu Mittag und Abend mit Poels, Voght, Mutter Sieveking und den zahlreich Ab- und Zugehenden. Die Mittwochmittage bei Poel wurden von mir in jenem Hause noch immer gewissenhaft besucht.

Es mochte zum Teil dies Wohlbefinden und die Abneigung gegen abermaligen Aufbruch sein, was mich bewog, eine persönliche Einladung vonseiten des Hofmarschallamtes in Kopenhagen, zur Beiwohnung der für den August festgesetzten feierlichen Krönung des Königs und der Königin, die ich als zu den drei ersten Klassen der Rangordnung gehörig erhielt, abzulehnen; aber ebenso vielen Anteil hatte an diesem, nicht ohne Bedenken gefaßten Entschluß wohl die Sparsamkeit, die meine Umstände mir zur Pflicht machten, — und endlich eine gewisse Mißstimmung gegen den Hof, von dem ich Teilnahme und Anstellung erwarten zu dürfen geglaubt hatte, wozu mir doch Rosenkrantz, mit dem ich in stetem Privatbriefwechsel blieb, gar keine Aussicht geben zu können versicherte. Soll ich — so ungefähr argumentierte ich —, von eigenen Mitteln durch die Umstände entblößt, und mit einem Wartegeld von 720 Thaler, 4—500 Thaler, an die Ausrüstung und Reisekosten wenden, an eine Zeremonie, während ich sie bei langer Unthätigkeit für Frau und Kind so nötig haben werde? Ich entschuldigte mich, doch mit einigem bösen Gewissen, so gut es ging, und ich bin jetzt zweifelhaft, ob ich nicht doch unrecht gehabt habe. Ich hätte vielleicht jeden Anlaß, wo alte Vorurteile Nahrung finden konnten, sorgfältig vermeiden sollen. Aber es war geschehen, und die Krönung ging ohne mich vonstatten; ein trauriger Kontrast, — die großen Mäntel von Gold, Sammet und Hermelin mit der allgemeinen Armut und Not des Landes

und den schweren Ängsten, mit denen Dänemark gleichsam um das Dasein gekämpft hatte, noch in Wien. Da hatte der König Kränkungen und Demütigungen mancher Art erfahren. Die an Geringschätzung grenzende Kälte Alexanders und anderer mächtigen Häupter hatte zugleich die Unbedeutenheit Dänemarks in seiner jetzigen Lage und den übeln Eindruck, den das lange behauptete System zurückgelassen, sichtbar gemacht. Allmählich nur war es der schlichten Art und dem natürlichen Verstand des Königs gelungen, so viele Nachteile seiner Lage und Persönlichkeit zu überwinden und mit dem Wiener Hofe wenigstens ein freundliches Verhältnis zu knüpfen. Christ. Bernstorfs persönliche Eigenschaften, die hohe Achtung, die er genoß, waren unter diesen Umständen von großem Wert. Ihm allein verdankte man es, daß endlich auch nur der nachteiligste Tausch des kleinen Lauenburgs gegen Norwegen zustande kam. Die angewiesene Entschädigung, Pommern, betrachtete Preußen schon wie sein Eigentum und hätte es allenfalls genommen, ohne sich um ein Äquivalent für uns zu bekümmern. 2½ Millionen Thaler sollten den unbilligen Tausch ausgleichen. — Aber König ist König in seinem Lande, und daß die großen Erfahrungen gefruchtet hätten, merkte man auch nach der Krönung eben nicht.

Wir hatten inzwischen, immer in ungewisser Erwartung einer möglichen Anstellung, Anstalt zu einem Winterquartier treffen müssen. Altona war der nächste und passendste Punkt dazu, da ohnehin Hamburg für mich als Pensionierten unzugänglich war. Ich hatte in der Nähe unserer Freunde Poel, in dem sogenannten Holstein-Beckschen Hause auf der Nordecke der großen Freiheit eine gute Etage von sechs bis sieben Zimmern mit Küche und Keller gemietet und von Kiel meine sämtlichen Effekten, die bei dem gefälligen Kaufmann Raabe aufgespeichert standen, zu Schiffe kommen lassen.

Mit diesen Hilfsmitteln und unter dem freundlichsten Beistand unserer mütterlichen Freundin Friederike Poel, die vieles hergab, was uns fehlte, richteten wir denn nun, — zum viertenmale in zwei Jahren, — wieder unser eigenes Nest ein, in dem diesmal ein neuer Segen uns geschenkt werden sollte.

Im November waren wir eingezogen. Mein Geburtstag war ein kleines Einweihungsfest für die neuen Wände, in denen wir

bald einheimisch wurden. Zu Anfang Dezember kamen Mutter und Töchter nach einer beschwerlichen Winterreise von Brüssel zurück, wo sie Charles auf gutem Wege völliger Heilung gelassen hatte.

Unser Leben war stille und einfach, doch innerlich reich und zufrieden. Oft wanderten wir vormittags nach Hambnrg; seltener teilten wir die Mittags- und Abendfreuden, weil Wagen und Sperre so kostbar waren. Unserer Freunde Poel Haus war desto öfter zu jeder, besonders zu den Abendstunden unser Mittelpunkt. Mich beschäftigte eine Revision meiner lange vernachlässigten juristischen Studien, die mir jetzt wieder näher traten, da ich wünschte und hoffte, eine Oberbeamtenstelle in den Herzogtümern zu erhalten. Außerdem arbeitete ich fleißig an der Geschichte der letzten Umwälzung in Frankreich, deren Zeuge ich gewesen, und deren entfernte und nahe Ursachen ich nachweisen zu können glaubte. Ich teilte Poel und Voght die Arbeit mit, die ihnen Interesse gewährte und manche politische Lehren, vielleicht für unsere Zeit zu freimütig vorgetragen, enthielt. Ich habe mich aber nie überwinden können, wo es historische Wahrheit galt, der Überzeugung und ihrem Ausdruck absichtlich etwas an ihrer Klarheit und Kraft zu schmälern. Bei dem Drehen, Wenden, Moderieren und Modifizieren, wo es allgemeine Interessen gilt, kommt auch nicht viel heraus; es fälscht vielmehr am Ende das Urteil selbst, und der Ausdruck wird schielend, ohne daß jemand dadurch versöhnt oder gedient würde. Viel leichter habe ich mich entschlossen, was in dem Gewande sich nicht sehen lassen durfte, in mein Pult zu verschließen.

So begingen wir den Jahreswechsel in stiller Hoffnung und genußreicher Thätigkeit. Näheren Umgang suchten wir in Altona nicht und hätten ihn auch schwerlich gefunden. Es ist etwas Ungeselliges, um nicht zu sagen Ungemütliches in dem Privatleben dieser Stadt, sowie es dort auch kein eigentlich ‚ehrbares' Bürgerwesen giebt. Man merkt noch immer die Kolonie, die, ohne tüchtige Munizipalverfassung gegründet, mit unumschränkter Hand von oben regiert wird; daher ist auch in den ausgezeichneten und wackern Männern, die diese Stadt bewohnen, so wenig Freudiges und so widerstrebende Richtung."

1816 Den 6. Januar 1816 wurde ihm sein zweiter Sohn, der, wie es in der Erzählung heißt, „in der Taufe den Namen Johann nach unsern Ahnherrn, Karl nach meinen Schwager Charles, und Waldemar aus Wahl erhielt. Der Mutter gefiel dieser Name und ich ließ ihn mir gefallen, indem mir dabei vorschwebte, durch den glorreichsten Namen Dänemarks, mein Verhältnis zu diesen Reiche zu bezeichnen. Die übrigen Gevattern waren: mein Schwager de Chapeaurouge und zum steten Andenken der liebevollen Nachbarschaft und des väterlichen Wohlwollens, das uns diesen Winter so reich gemacht hatte, der verehrte Vater Poel und seine Frau. Bessere Menschen haben um keinen Täufling ihre Wünsche vereinigt. Teilnehmend standen noch manche treffliche Freunde um das Kindlein. Ich nenne darunter namentlich den geistreichen Karl Rumohr v. Schenkenberg in Lauenburg, dessen ich unter den im mütterlichen Hause gewonnenen Freunden noch nicht gedacht zu haben glaube. Dieser höchst originelle und reichbegabte Mann flößte mir von jeher ein um so lebhafteres Interesse ein, da seine Art von der in hiesigen Landen gangbaren durchaus abstach. Bei einer gewissen komischen Unbehilflichkeit im Äußeren beherrscht ihn eine leidenschaftliche Liebe zur bildenden Kunst, die er selbst mit Genialität, doch regellos ausübt, deren feinste Beziehungen aber ihm nicht entgehen. Er ist ein scharfsinniger Kunstkenner, ein gelehrter Altertumsforscher, ein genauer Haushalter, ein Epikuräer mit Bewußtsein. Er hat vieles, auch die katholische Kirche versucht. Im Süden, in Italien, ist er eingewurzelt, doch den Freunden in der Heimat bewahrt er ein treues Andenken.

So verging der Winter gar schnell, doch nicht ohne einen Ausflug, der mir viel Freude gewährte. Christian Bernstorf, welcher Wien wegen der Teurung verlassen hatte und nun den Berliner Posten suchte, befand sich auf seinem Gut Drey-Lützow in Mecklenburg. Blücher schlug mir vor, ihm dort einen Besuch zu machen, und ich sagte mit Freuden ja. Am Osterabend, den 13. April, früh setzten wir uns auf einen kleinen Stuhlwagen und fuhren gegen einen scharfen Ostwind über Schwarzenbeck und Büchen nach Drey-Lützow, wo wir zu Mittag in dem großen Schloß von Bernstorf und seiner Gemahlin mit alter Herzlichkeit

und Einfachheit aufgenommen wurden. Graf Fritz und die Gräfin Nandine, eine Hammerstein, — schön, zart und blaß, hielten Haus, und weiter als die Gräfin Dernath, Bernstorfs Schwester, war noch keine Gesellschaft da, so daß die traulichste Unterhaltung mit meinem alten Freund und Gönner auch durch nichts gestört ward. Über wie vieles öffnete er da sein Herz; wie manche Verhältnisse wurden mir klar. Ich habe nie einen Staatsmann gesehen, der so ganz Meister seiner Sache durch ein starkes Gemüt war, daß ihn auch nie ein Zweifel oder eine Ängstlichkeit über den Grad seines Vertrauens angewandelt hätte, wie Christian Bernstorf. Durch die großen Begebenheiten und Verhandlungen, an denen er Teilnehmer gewesen, durch das Vertrauen und den Eindruck, den er überall erregt hatte, war er nur noch sicherer, sein Blick weiter, vorurteilsfreier geworden, der ganze Mann gehoben. — Am nächsten Tage stellte sich ein mir unerwünschter Gast ein, der Vetter Ernst von Gartouw, bekannt als einer der reichsten, der gescheitesten, aber auch der häkeligsten Männer seiner Zeit. Er übte als Senior der Familie einen eigentümlichen Druck aus auf seine Vettern, wie nicht weniger auf seine Beamten und Untergehörigen, — ich fürchte auch auf seine schöne und geistreiche Frau, die riesengroße Amerika Riedesel. Während man seine Unterhaltung nicht anders als höchst scharfsinnig, genährt und lehrreich nennen konnte, über jedes Verhältnis der Geschäfts- und Gesellschaftswelt fast pedantisch genaue Auskunft zu erlangen war, ließen Kälte und Trockenheit seines Wesens und seiner Sprache keine rechte Annäherung zu. Kampffertig und wohl gerüstet wie er war, befindet er sich immer in Streitigkeiten und und Prozesse verwickelt.

Eine ziemlich lebhafte Privatkorrespondenz ward in diesem Winter fortgeführt, besonders finden sich viele Briefe von Haffner, der inzwischen, nach überstandner und abgebüßter Ungnade, zum Obersten und Kammerherrn befördert worden war und nun bei dem lebhaften Schriftwechsel, der, wie ich früher erwähnt, um diese Zeit über die hamburgischen Angelegenheiten von 1813 geführt ward, in großen Schwulitäten lebte, vieles zu beraten, zu erwägen, einzuwenden, zu modifizieren und zu insinuieren hatte, bis er sich endlich entschloß, selbst als Schriftsteller in der Sache aufzutreten.

Aber die liebste meiner selbstgewählten Beschäftigungen waren diese Blätter. Ich hatte den Gedanken schon länger mit mir herumgetragen. Die Geburt eines zweiten Sohnes, die mich mit mehr Zuversicht hoffen ließ, daß mein Andenken und meine Wirksamkeit sich auch auf ein kommendes Geschlecht ausdehnen werde, bestimmte mich nun zur Ausführung. Das Bedürfnis, die Resultate meines Lebens auszusprechen, nach so vielem Empfangenen auch zu geben, regte sich immer lebhafter; und nach Beendigung meiner Darstellung der französischen Verhältnisse fehlte mir eine solche Arbeit. Und welche lohnendere hätte ich finden können, als mich mit einer neuen Generation, auf einer künftigen Stufe des Alters und der Ausbildung, auf die Gottes Güte sie führen wolle, im Geiste zu unterhalten.

Nun kam der Frühling und mit ihm eine Reise, vor der mir graute, weil es die erste längere Trennung war. Ich hatte Zeit gehabt zu überlegen, daß nachgerade Schicklichkeit und Klugheit fordern mochten, mich einmal wieder in Kopenhagen zu zeigen. Es war während des Winters verschiedentlich von neuen Anstellungen die Rede gewesen. Rosenkrantz, mein stets warmer und treuer, aber nicht viel vermögender Freund, hatte mich in Privatbriefen sondiert, ob mir nicht der Posten eines Chargé d'affaires am Dresdener Hofe annehmlich scheinen würde. Er fügte freilich hinzu, daß das Gehalt höchstens auf 2000 und einige hundert Thaler gesetzt werden würde. Nun wußte ich aus Erfahrung zu gut, wie wenig man mit einem solchen Gehalt in der Fremde, und verheiratet, zu einem anständigen Unterhalt ausreichen kann, und um Opfer zu bringen, oder sich der Unannehmlichkeit steter Klagen und Bitten auszusetzen, war die Lage, in welche ich gekommen wäre, nicht vorteilhaft genug. Ein Geschäftsträger hat bei uns gar keine Ansprüche und Aussichten als die, im Alter auf die kümmerlichste Pension gesetzt und vergessen zu werden; nur zu gut wußte ich auch, wie wenig im Auslande ein dänischer Agent überhaupt, und nun gar ein Geschäftsträger bedeutet, wo Macht, Würden, Titel und Orden so recht unter die Leute gekommen sind. Nicht ohne die reiflichste Überlegung, und ich gestehe es, nicht ohne einiges Bedauern, da der Aufenthalt in Dresden mich und meine Frau so sehr anzog, lehnte ich also den Antrag ab, unangesehen,

daß der König geäußert, er werde mich gern auf jenem Posten sehen. Ich hatte mir Glück zu meinem Entschluß zu wünschen, nachdem ich später von den Verlegenheiten und der steten Bettelei, zu der sich derjenige, welcher dahin ernannt wurde, genötigt gesehen, durch ihn selbst Kenntnis erhielt. Er ist noch da, und vermutlich wäre ich es auch, und längst ruiniert.

Nicht lange nachher erfolgte ein zweites Anerbieten des Geschäftsträgerpostens in Neapel auf dieselbe Weise und unter ähnlichen Bedingungen. Wenn nun hier die alte Sehnsucht nach dem hesperischen Lande, dessen Thore nun plötzlich aufgethan wurden, stärker noch als für Dresden zuriet, so war dagegen die Teuerung der großen Hauptstadt, die Equipage und starke Bedienung fordert, trotz der Wohlfeilheit der gemeinen Bedürfnisse des Lebens, — die Hilflosigkeit in so großer Entfernung, die Aussicht, einmal so weit weg, auch ganz vergessen zu werden, und mitten im Paradiese ein elendes Leben zu führen, um desto höher in Anschlag zu bringen. Ich überlegte wieder und antwortete, aller Nachteile ungeachtet würde ich die Stelle annehmen, wenn man mir bei der nächsten Vakanz die Stelle des Bevollmächtigten Schubart, der mit Ministergehalt, doch ohne den Titel, bei allen italienischen Staaten accreditiert war, als Anwartschaft zusichern wolle. Rosenkrantz erwiderte, man gedenke die Stelle nach Schubarts Abgang eingehen zu lassen, und da schrieb ich nicht ohne schmerzliches Gefühl zurück, man möge über die Stelle disponieren, ich könne sie nicht annehmen. Zugleich aber that ich ein Gelübde, nunmehr, nachdem ich zwei der anziehendsten Anstellungen dieser Art aus Vernunft hatte ausschlagen müssen, auch unter keiner Bedingung wieder einen Geschäftsträgerposten anzunehmen, der sich überhaupt nach den damit verbundenen kümmerlichen Gehalten, Aussichten und äußerem Ansehen weder mit der Lage eines Familienvaters, noch mit meinen individuellen Ansprüchen, wie ich sie nun einmal machte, irgendmehr vertragen wollte. Darin habe ich gewiß recht gehabt. In der Diplomatik kann man nur in der Jugend mit untergeordneten Stellen fürlieb nehmen; ein glänzendes Elend ist diese Lage in zehnfachem Grade für den, der nicht Minister ist; und ein alter Chargé d'affaires neben einem jungen Minister ist ein kläglicher Anblick.

Da ich nun bei der engen aristokratischen Ansicht, die unser Hof, wohl nunmehr allein noch in Europa, bei Besetzung der Ministerposten behauptet, kaum irgendeine Aussicht auf einen solchen hegen durfte, und bei den spärlichen Gehalten für einen Familienvater auch dies ein sehr zweideutiges Glück gewesen wäre, so befestigte sich mein Entschluß, auf die diplomatische Laufbahn gänzlich Verzicht zu leisten, nur noch mehr. In der inneren Verwaltung schien mir ein Amtmannsposten das Wünschenswerteste, sowie das Erreichbarste; ich durfte mich in vieler Hinsicht dafür qualifiziert halten; alle meine Freunde, Brokdorf, Blücher ꝛc. rieten mir dazu und versprachen ihre Verwendung. Und so entschloß ich mich, um den im Lauf des Winters vakant gewordenen Amtmannsposten zu Tondern, einen der größten und einträglichsten im Lande, anzuhalten. Ich gestehe, daß ich hier der Konsequenz und dem Wunsche, das Wartegeld loszuwerden, ein Opfer brachte, denn im Ernst konnten wir nicht ohne eine Art Schauder an die Möglichkeit einer Verbannung in die baumlose und ungesellige Wüste des nördlichen Schleswigs denken. Aber es war dafür gesorgt, daß ich nicht auf diese Probe gestellt werden sollte. Nach mancher Verwendung und mancher wechselnden Aussicht ward die Stelle einem andern zuteil. Mösting, an den ich privatim bei Überreichung des Gesuchs an den König geschrieben hatte, antwortete nicht einmal. Nach allem, was ich hörte und wußte, durfte ich nicht zweifeln, daß dieser, trotz seiner Indolenz und seines Mangels an Kenntnissen einflußreiche Minister eben nicht geneigt sei, meine Wünsche zu befriedigen. Günstlinge waren vor allem unter dem Vorwande besonderer Tüchtigkeit zu versorgen, und gegen mich mochte ein alter Groll von 1813 her obwalten.

Genug, außer der Notwendigkeit, mein Andenken wach zu erhalten, rief mich der Wunsch, mit eigenen Augen zu sehen, was ich in dieser und anderer Hinsicht zu hoffen haben mochte, nach Kopenhagen.

Aber noch ein näherer Zweck bestimmte mich, je eher, je lieber die Reise zu unternehmen. Man war mir von Hamburg her für Gehalt und Auslagen noch mehr als 3000 Thaler schuldig. Dieser Summe bedurfte ich, um einige Ordnung in meine Privatangelegenheiten zu bringen, und von fernher für den schlimmsten Fall eine

Art von Unabhängigkeit zu begründen. Diese Summe mußte ich reklamieren, was nur persönlich geschehen konnte, weil man ungern von so etwas hörte.

Mit dem Anfange des Mai wollte ich die Reise antreten, Weib und Kind inzwischen in der Obhut des mütterlichen Hauses in Flottbeck lassen. Karl Sieveking, der nach Beendigung der Sendung im Wellingtonschen Hauptquartier unmutig und ohne Geschäft in Hamburg lebte, war geneigt seinen Bruder Johannes in Kopenhagen zu besuchen*), und so war der wünschenswerteste Reisegefährte gefunden.

Am 1. Mai verließen wir Altona und zogen unter das mütterliche Dach nach Flottbeck, wo ich nur bis zum nächsten Tage weilen sollte. Es war der zweite Geburtstag meines Johannes, den ich noch feiern wollte; das Herz war mir recht schwer, von der Mutter und den Kindern zu scheiden; ihr liebevolles herzliches Gebahren der herrliche milde Frühlingstag, wo alles Knospen und Blüten trieb, machte mir die Abschiedsstunde sauer. Am Nachmittag den 2. Mai traf ich mit meinem Reisegefährten bei Poels zusammen. Der zweite Sohn des Hauses, welcher seine akademische Laufbahn in Kiel beginnen sollte, ward unserer Obhut anvertraut. Ich beneidete, als wir so über die Heide nach Ulzburg rollten, unserm Karl seine weltbürgerliche Gemütlichkeit beim Antritt einer neuen Fahrt, die ich sonst auch gekannt, doch nun nicht mehr teilen konnte. Es ging die Nacht durch, nach wenigen Stunden Rast in Bramstedt, nach Kiel, wo wir unsern jungen Fuchs installierten, ich ihn den Freunden empfahl, die ich wenigstens flüchtig alle zu begrüßen suchte. — Ein Fräulein Duutzfeldt mit einem andern jungen Frauenzimmer, ohne Begleitung, hatte ich auch auf der Wasserfahrt zu beschützen unternommen. Kapitän Dahl, ein alter dänischer Seemann, hatte mich schon auf meiner Reise 1797 gefahren.

Am Sonntag, den 5. Mai, gingen wir bei gutem Wetter in aller Frühe unter Segel. Doch bald hob sich Wind und Regen. Die Damen gerieten in einen beklagenswerten Zustand. Mein Diener sah aus wie der Tod. Karl Sieveking kämpfte wacker, hüllte sich mit grimmigen Geberden in seinen grauen Mantel, mußte aber

*) Siehe Bilder aus vergangener Zeit, T. II, 2, S. 3.

doch der Krankheit unterliegen, von der auch diesmal nur ich befreit blieb. Desto mehr hatte ich zu helfen und zu trösten. Mich verfolgten andere Plagen. Das Gedächtnis an meine Zurückgelassenen wollte nicht von mir weichen. Wenn ich vom sausenden Winde geschaukelt im Bette lag, die Wellen an meinen Ohren plätscherten, zunehmende Kälte und Gegenwind, das Stöhnen meiner Gefährten, meine Tage höchst ungemütlich machten, schwebten mir die Erscheinungen im lichten Frühlingsgrün sichtlich, ja greifbar vor. Ich hörte wachend und träumend die Stimmen der Mutter, der Kinder und der Hausgenossen und auf dem öden grauen Meer kam mir mein Zustand gar beklagenswert, meine Thorheit gewaltig groß vor. Als wir Moen umschifften, stürmte uns gar Schneegestöber und kalter Frost aus Norden entgegen und vollendete die verdrießlichste Gegenwart. Die rauhen Lüfte, nachdem wir schon die Wärme geschmeckt hatten, erinnerten, daß wir uns dem Norden näherten. Die Küste von Seeland lag winterlich vor uns, und ich mußte alte werte Erinnerungen zuhilfe rufen, um ein anderes wie physisches Wohlgefallen zu empfinden, als wir am 8. morgens von der Rhede ans Land fuhren, ich nach 8—9 Jahren jene Stufen wieder betrat, wo ich mich einst wie zuhause und jetzt gleichsam fremd fühlte.

Der biedere Johannes Sieveking, despotisch in seinen Diensterweisungen und ungestüm in seinem Wohlwollen, empfing uns mit alter Gutmütigkeit. Ich mochte sagen, was ich wollte, das Bett war in seiner eigenen Wohnung auch für mich bereitet, und ein artiges Zimmer als Aufenthalt. Ein erfrischendes Bad vertilgte die Spuren der Seereise. Mein erster Gang war zu Rosenkrantz, der mich mit gewohnter Herzlichkeit aufnahm und mir die tröstliche Versicherung gab, daß keineswegs übler Wille gegen mich obwalte.

Die ersten Gedanken eines hoffähigen Reisenden in der Residenz müssen allezeit auf die den königlichen Herrschaften zu erweisende Ehrerbietung gerichtet sein. Zum König ging ich am nächsten Morgen unangemeldet am Tage der gewöhnlichen Audienz und ward nach ziemlich langem Auf- und Abwandern mit Bekannten und Unbekannten, wie mich die Reihe traf, vom Adjutanten

gemeldet und eingeführt. Der König schien zu erwarten, daß ich etwas zu bitten hätte; mir war es ein angenehmes Gefühl, sagen zu können, daß mich nur der Wunsch, Sr. Majestät meine Aufwartung zu machen, nach Kopenhagen geführt habe. Das Gespräch ward nicht lebhaft, und ich entfernte mich, ohne mich über ein Zeichen des Übelwollens beklagen, oder eines Beweises der Gnade und des Vertrauens rühmen zu können. Die Audienzen bei den Prinzessinnen und Prinzen des königlichen Hauses, von denen nur der Prinz Ferdinand zugegen war, gingen im Verlauf der nächsten Woche ihren Gang. Ich ward zur Tafel des Königs geladen, die für täglich nur aus den Hofchargen, Adjutanten und fünf bis sechs Geladenen bestand. König und Königin beehrten mich nach Tische der Gewohnheit gemäß mit einer kurzen Unterhaltung. Sprach sich in der wiederholt an mich gerichteten Frage, wo ich wohne, etwa eine Art von Verwunderung darüber aus, daß ich bei einem Hamburger, der wegen seiner freien Zunge nicht im besten Rufe stehen mochte, Quartier genommen? Nun! ich verleugnete den Freund darum nicht. Die Königin ist eine treffliche, tugendreiche und sanfte Frau, doch mag sie von Vorurteilen zugunsten des Adels und der Servilen nicht ganz frei sein. Brockenhuus, ihr Oberhofmeister, der stets lächelnde, wichtig beschäftigte, scheint zum Güldenstern gesessen zu haben. Polonius, der unvergleichliche Oberkammerjunker de la Colmette, ein Original, wie ein Säkulum kein anderes hervorbringt, war leider nicht mehr. Der Oberhofmarschall Hauch ist ein bedeutender Gelehrter, der nicht recht auf seinen Platz zu passen scheint; jeder gesteht, daß der Wein an königlicher Tafel der schlechteste in ganz Kopenhagen ist.

Gleich den ersten Abend führte uns Sieveking in einen bei seinem Associé Kortright versammelten Zirkel, wo ich den holländischen Gesandten Bevollmächtigten Dedel mit seiner liebenswürdigen Gattin, den englischen Gesandten Forster, die mir beide sehr zusagten, kennen lernte. Man nahm mich in die Mitte: Comment, Vous avez refusé d' aller à Naples? Dasselbe rief mir im Ton des bittersten Vorwurfes, wie man ihn einem Unverständigen macht, der sein eigen Glück verscherzt, meine treffliche Freundin Friederike Brun entgegen, als ich in den näch-

ſten Tagen zu ihr eintrat. Mit ihr, der Tauben, hatte ich noch mehr Mühe, mich darüber zu verſtändigen, als mit den Diplomatikern, die mir recht geben mußten. Noch immer war ihr Haus, wie ehedem, ſo in der Stadt, wie auf dem Lande, wohin ſie ſich bald darauf begab, ein Sammelplatz guter, vornehmer und ſchlechter Geſellſchaft. Die Geſandten, Joachim Bernſtorf, die erſten Gelehrten an einem Tage, am andern Baggeſen, der nachgerade aus jedem andern Hauſe verbannt war, den ſie aber mit lobenswerter Treue und Verehrung eines großen Talents immer nicht fallen laſſen wollte.

Ich hatte gleich meinen verehrten Gönner, den Grafen Schimmelmann aufgeſucht, der ohne Departement, doch als älteſter Staatsminiſter unter mancherlei Kränkungen fortfuhr, ſein Intereſſe den öffentlichen Geſchäften zu widmen. Schöne Jugenderinnerungen wurden wach, jedesmal wenn ich die Halle des ſchönen Hotels betrat. Dort lebte er nach wie vor mit anſtändigem Aufwand, von ſeiner Adoptivtochter del Borgo mit ihren Kindern, einigen Verwandten und einer ſelbſtgewählten Geſellſchaft umgeben. Er war nicht gealtert; ein Druck weniger ſchien auf ſeinem Geiſt zu laſten; ein reges, nur beinah zu abſpringendes, zu wenig konzentriſches Intereſſe, eine dichteriſche, ja kindliche Naivetät, die nur den edelſten Gemütern im Alter treu bleibt, ließ den Verfluß der Jahre vergeſſen. Leider ſchien noch mehr wie ſonſt, wo die Geſchäfte ein Haltepunkt wurden, eine feſte Richtung dem allſeitigen Intereſſe zu fehlen; Anſichten, Hoffnungen, Berechnungen, Wünſche, alle aus einem liebevollen Herzen und einer reichen Erfahrung hervorgegangen, drängten ſich in ſeinem Geſpräch. Eine feſte Anſicht des Lebens und der öffentlichen Verhältniſſe hätte man vergebens geſucht; und das iſt es doch eigentlich, was das Alter der Jugend gewähren ſoll."

Sein Weg führte unſern Freund danach zu dem Grafen Gottſche Moltke, über deſſen Perſönlichkeit und Stellung wir ihn früher ſich haben äußern hören. (Siehe T. II., S. 335.) „Ich hatte", ſo ſchreibt er, „von Roſenkrantz, der ſein Verwandter war, ſchon 1803 eine Empfehlung an dieſen, damals in ſtrenger Zurückgezogenheit lebenden Mann. Dieſes Mal meldete mich Roſenkrantz ſogleich bei ihm. Er gab ſeine Audienzen morgens vor

8 Uhr, wenngleich tief in die Siebenzig; ein alter rüstiger Mann, der mit einem Fuße lahmte, ein einziger Bedienter hatte die Aufwartung; er selbst erschien im Überrock, sein Wesen und seine Anrede waren schlicht, wenngleich nicht ohne bewußte Haltung und Absicht. Wie ein rechter Geschäftsmann verlor er mit Nebensachen keine Zeit; wie ein verständiger Staatsmann verstand er zu fragen und zu hören. Die Mittelmäßigen wollen alle selbst nur sich aussprechen und belehren. Nachdem er mich über die Beschaffenheit und Grenzen seines Einflusses, kurz, nach seinen Zwecken verständigt hatte, ging er alsbald mit mir auf die Verhältnisse meiner letzten unglücklichen Sendung in England ein; er verhehlte seine Zweifel nicht, ob dem Unglück nicht hätte vorgebeugt werden können. Ich freute mich, Gelegenheit zu finden, in aller Kürze die Sache, wie sie oben dargestellt worden, auseinander zu setzen; er war oder schien befriedigt. Es war über allgemeine Politik, über meine Wünsche und Aussichten die Rede. Beim Abschied erlaubte er mir, ja forderte er mich auf, ihn oft, wenn ich wollte, um dieselbe Stunde zu besuchen. Ich versäumte dies nicht; ich fühlte, daß er Dänemarks letzter Staatsmann aus der alten Schule sei; seine Unterhaltung gewährte nicht geringes Interesse, lange Erfahrung, der Wechsel vieler Systeme und Ministerien ist eine gute Schule, die strenge, von aller Abstraktion, sowie von aller Persönlichkeit (den Krankheiten der neuen Staatskunst) freie Behandlungsart der Staatsgeschäfte belehrend. Jedesmal hatte sich schon frühe das Vorzimmer mit Leuten aus allen Ständen, die Berichte brachten und Verhaltungsbefehle erhielten, gefüllt. Alles ging still und ohne Aufsehen zu. Wenn die große Welt aufstand, fuhr Moltke schon ins Kollegium. Man erzählt ein weises Wort von dem Alten. Er habe zu Schimmelmann, für den er viele Achtung äußerte, gesagt: ‚Es ist schade, daß aus uns beiden nicht ein Finanzminister geworden ist; Sie hätten die Ideeen, ich die Ausführung hinzugebracht.‘

Schwerer war es, mit dem glatten und nonchalanten Mösting ein Verhältnis einzuleiten. Man nannte ihn den Unsichtbaren; denn niemand konnte ihn sprechen. Er vermied jede Unterhaltung mit denen, die ihn, und die er nicht brauchte, sowie, sagte man,

auch die Arbeit. Man erzählt, daß jemand, der ihn zu sprechen bedurft in Geschäften, sich nach vielfältigen Abweisungen mit einem großen Butterbrot auf seine Treppe gesetzt und erklärt habe, hier werde er warten, bis der Minister nachhause komme, worauf er denn in kurzem vorgelassen worden. Soweit kam es doch mit mir nicht; der junge Rosen aus Plön, der unter ihm und Moltke in den Finanzen arbeitete, übernahm es, für mich um Zutritt zu bitten, und ich erhielt nun die Einladung, in den Nachmittagsstunden zum Thee zu kommen, wo ich auf das freundlichste empfangen ward und das Glück mehrerer längerer Unterredungen genoß. Natürlich kam das Gespräch bald auf meinen Wunsch, eine Amtmannsstelle zu erhalten. Nach den glatten Worten wäre da gar keine Schwierigkeit gewesen, und sollte bei erster Gelegenheit an mich gedacht werden. An Komplimenten fehlte es nicht von beiden Seiten; ich ward freundschaftlich in Friedrichsberg zu Mittag geladen und durfte in jeder Hinsicht zufrieden sein. Aber an guten Worten war mir nicht gelegen. Während ich mit allem Eifer auf Beförderung bedacht schien, war die Auszahlung meiner alten Forderung mein Hauptaugenmerk; und wenn ich gleich nur gelegentlich sie anfangs in Erinnerung brachte, so gelang es mir doch, durch fortgesetzte Bemühungen bei Rosenkrantz, Moltke und Mösting die wesentliche Sache zur völligen Zufriedenheit zu beendigen, und mit der Anweisung in der Tasche den Rückweg nach Holstein anzutreten.

Auch meinem Widersacher von 1813, dem Staatsminister, Herrn v. Kaas, glaubte ich meinen Besuch machen zu müssen, der aber auch nur eine oberflächliche Berührung zur Folge hatte. Wir passen in keiner Weise für einander. Bei Rosenkrantz war ich am meisten, mittags wie abends, wo die gütige Frau von Rosenkrantz mich täglich in ihrem aus der ersten Gesellschaft und dem Corps diplomatique bestehenden Zirkel erwartete. Ich blieb dann meist allein mit beiden bis gegen Mitternacht, wo sich mein würdiger Freund von der Mühe des Tages durch vertrauliche Mitteilung erholte. Auch zu anderen Stunden war wie einem Sohn des Hauses sein Kabinett und sein Schreibtisch mir offen, an dem er die meisten Stunden der 24 mit rastlosem und leider zu gehäuftem Schreiben zubrachte. Die Masse der Privatkorre-

Spondenzen, indem sie seine Gedanken zersplitterte und abnutzte, für Wesentlicheres die Zeit raubte, erdrückte ihn physisch. Nie fast ist eine Depesche von ihm ohne weitläuftiges Privatschreiben abgegangen. Die vertraulichen Antworten wurden fast ohne Ausnahme, mitunter zu nicht geringem Nachteil, für den König ins Portefeuille geschoben. Bei Rosenkrantz lernte ich während einiger großer Diners den Teil des Corps diplomatique kennen, dem ich sonst noch nicht begegnet war. Gerade damals befand sich auch der wackere Dörnberg hier, welcher noch einen Versuch machen sollte, die Abtretung Lauenburgs zurückzukaufen. Er mißlang, doch allgemein war man dem deutschen Biedermann gut. Von alten Bekannten trieb sich auch Herr v. Schubert, eigentlich allen zur Last, und seinem Schwager Schimmelmann zumeist, überall umher.

Die Abende, die ich bei Rosenkrantz abmüßigen konnte, brachte ich bei dem englischen Gesandten Forster, einem verständigen, schlichten jungen Manne zu, in dessen elegantem Hause ich mit großer Zuvorkommenheit empfangen wurde; teils auch bei meinen werten älteren Freunden und Bekannten, dem treuen, trefflichen Kirstein und den Brüdern Oersted. Der älteste, der erste Jurist und Geschäftsmann Dänemarks, dessem Hause eine so geniale als liebenswürdige Frau einen doppelten Reiz gab; der jüngere, einer der ausgezeichnetsten Chemiker und Pyysiker in Europa und ein heiterer Gesellschafter. Da machte ich die Bekanntschaft mehrerer ausgezeichneten dänischen Gelehrten, die mit den bedeutendsten deutschen vereinigt bei einer mäßigen Abendmahlzeit uns die geistreichste und mannigfaltigste Unterhaltung gewährten. Zu diesem Kreise gehörte auch Oehlenschläger, der Dichter, des älteren Oersted Schwager, ein höchst gutmütiger, heiterer Mann, nur zu sehr von eigenem Verdienst durchdrungen. Bei ihm versammelte sich eines Abends ein ausgesuchter Kreis, wo er uns im Manuskript die eben vollendete Übersetzung seines dänischen Trauerspiels ‚Hagbart und Signe' vorlas. Ich gestehe, daß die oft gesuchte, derbe Natürlichkeit seiner Dichtungen, wie sie immer spärlicher mit dichterischer Wahrheit ausgestattet ist, mich überall nicht in den größeren tragischen Dramen seiner letzten Zeit angesprochen hat. Aladdin und die kleinen dänischen Dichtungen sind sein bestes. So

ward mir diese Vorlesung gar lang; Sieveking wollte behaupten, ich hätte geschlafen. Desto lustiger und witziger war die Unterhaltung bei Tisch. Karl Sieveking behauptete, der Kasperl sei doch von allem das Beste gewesen, ein unbeschreiblich pedantischer, komischer und geckenhafter österreichischer Generalkonsul. Die Dänen sind in ihrer Sprache unglaublich reich an gutem Scherz und geselliger Drolligkeit, alles wendet sich zur Ironie. Und wie viel Bildungsdrang und reiches Wissen! Nur freilich, selbst die vertrauteste Bekanntschaft mit der alten und neuen Litteratur aller europäischen Sprachen, die in der zahlreichen Gelehrtenwelt Kopenhagens so allgemein verbreitet ist, kann dem Dänen das beengende Gefühl, einer so kleinen Nation anzugehören, nicht nehmen. Sehr thätig für Wissenschaft und sehr achtbar ist diese Kopenhagener kleine Gelehrtenrepublik. Aber mit dem Umstand, daß sie ganz auf einem Punkt zusammengedrängt ist, hängen manche Übelstände zusammen, eine Verletzlichkeit, die oft in Unziemlichkeit ausartet, die unaufhörlichen, erbitterten litterarischen Fehden, welche so oft über die geringsten Veranlassungen ausbrechend, dann eine Zeit lang mit grenzenloser Wut und Schamlosigkeit fortgeführt werden.

Der eigentliche deutsche Zirkel in seiner Heiterkeit, wie ich ihn sonst gekannt, hatte mit den schlechten Zeiten durch Not und Tod sich aufgelöst und lebte nur schwach im Kirsteinschen Hause fort*). Dagegen ward ich nun durch meine Reisegefährtin Fräulein Duutzfeldt in den, in seiner Art einzigen de Coninckschen Kreis eingeführt, der aus sechs oder sieben, ja mehreren wohlhabenden, kinder-

*) Unglaublich ist der Grad der Entbehrung und Versagung, durch die während der schlimmen Zeit — und die dauerte noch fort — selbst die angesehensten Beamten ihr Leben kümmerlich fristen mußten. Früher in wertlosem Papier, damals in Rbthlr. statt Rthlr. bezahlt, kam in sonst wohlhabenden Familien oft wochenlang kein Fleisch auf den Tisch. Ein Schnaps hatte fast überall den Wein ersetzt. Daher war denn auch für die verhältnismäßig noch geringen Leiden Holsteins durchaus keine Teilnahme und Rücksicht zu finden. „Uns geht es noch schlimmer", war die Antwort. — Das ist die beklagenswerte Zeit, wo der sonst achtungswürdige Beamtenstand oft Würde und Gewissen einbüßte, wo man sich gewöhnte, die Kasse anzugreifen, und Bestechung vielfach geübt wurde.

reichern Häusern zusammengesetzt, und lange unter einem ehrwürdigen Familienhaupt blühend und wohlangesehen, holländische, genferische, dänische und englische Elemente auf das eigentümlichste und erfreulichste vereinigt hatte. An achtzig Individuen, alle nahe verwandt, alle einander dutzend, versammelten sich an festlichen Tagen um die Altermutter sonst geteilt in stets sich begegnende Kreise, in denen die seltsamste und anspruchsloseste Sprachvermischung, mehr als Verwirrung herrschte. Jeder war gewohnt, mit gewissen Individuen nur eine gewisse Sprache zu reden. Alle waren allen geläufig, und so konnte man eine französisch begonnene, englisch fortgeführte Anrede in dänischer Sprache beendigen hören. Durch die späteren Handelsverlegenheiten und die Vernichtung alles Kredits ist dieser blühende Zirkel nach einigen Jahren von Grund aus zerstört, die Häuser sind nacheinander gefallen, die Mitglieder zum Teil zerstreut und viele Familien in Not und Kummer geraten. Nicht immer, ja selten gelingt den Söhnen, zu erhalten, was die Väter gegründet haben.

Eine der gehaltreichsten neuen Bekanntschaften war die des Etatsrats und Kanzleideputierten Spies*), auf die ich mich lange gefreut hatte. Spies war der Hauptleiter im Kollegio, ein Freund und Verehrer meines seligen Rantzau, ein Mann, empfänglich für jede Idee, durchgebildet für das Geschäft und das Leben, tüchtig im ganzen Umfang des Worts. Wir kamen uns bald nahe, und er mochte, wie ich, die stille Hoffnung hegen, daß es uns einst noch gegeben sein werde, gemeinschaftlich zu einem guten Zweck zu arbeiten. An einem geschlossenen Tische, wo auch Rosen mit mehreren Männern aus den Kollegien zu essen pflegte, und wo es ganz munter herging, begegneten wir uns, so oft ich frei war, und verabredeten von dort diese und jene Ausflüge.

So war der Mai schnell vergangen, aber der Frühling war noch nicht gekommen. Eisige Ostwinde, die durch Mark und Bein

---

*) Später Kanzler (d. h. Präsident) des Schleswigschen Obergerichtes, seit 1834 Präsident der neuerrichteten Schleswig-Holsteinischen Regierung in Schleswig.

drangen, mitunter Frost und Schnee herrschten unerbittlich. Mein armer Karl Sieveking, — war es das Wetter, war es irgendein anderer Umstand —, fühlte sich höchst ungemütlich und mißmutig. Eingehüllt in seinen großen Mantel brachte er ganze Vormittage mit einem Buche im Zimmer zu, statt sich umherzusehn. Nicht die Gesellschaft, nicht die zahlreichen und trefflichen öffentlichen litterarischen Anstalten, die wir mit allem Sehenswürdigen durchwanderten, konnten ihn aus seiner Stimmung reißen. Kopenhagen schien ihm durch und durch zu widerstreben, und vielleicht möchte es auch mir nicht anders ergangen sein, wenn nicht manches alte Verhältnis und zahlreiche Beziehungen aller Art mir ein besonderes Interesse erregt hätten: denn trübe und trostlos war der Geist, der auf dem Ganzeu ruhte; der Geist des Lebens schien gewichen, alles auf dem Rückweg, im Sinken. Mit dem Juni gingen nun trotz der Kälte viele aufs Land, wohin ich einige angenehme Partien mitmachte. An einem Tage, welchen ich bei Borries verlebte, der den Sommer in dem mir so lieben Christiansholm wohnte, sah ich mein unvergeßliches Seelyst, sah ich den herrlichen Tiergarten wieder im ersten, noch schüchternen Frühlingsgrün, nicht ohne dankbares Andenken an die dort verlebten Tage, welche die meiner eigentlichen Entwickelung gewesen, und so manche Veränderungen, die in und außer mir vorgegangen waren, um mich auf einen Standpunkt zu heben, wo ich selbst jene gute Zeit nicht zurückzuwünschen hatte.

An einem andern Tage war ich mit Hardenberg und Holck nach Friedrichsdal zu meinem alten Freunde Schulin. Die herrliche Gegend entzückte mich aufs neue. Buchen, Hügel und Seeen schienen und waren die nämlichen, während ich um mich nur trostlose Klagen über Verfall und Reichsbank hörte. Schulin hatte mich zum Gevatter seines jüngstes Kindes gebeten; ein Prinz, mehrere hohe Gäste, der General Bülow, des Königs Vertrauter, waren Mitgevattern. Der Prediger Rönne in Gientoost, der 1807 mit de Coninck auf den Tod verklagt gewesen wegen Verpflegung der englischen Armee, — ein tüchtiger, verständiger Mann, taufte. Hardenberg kramte mit vieler Wichtigkeit in den ritterschaftlichen Angelegenheiten, ohne je weder beim König, noch bei seinem Corps Vertrauen zu erregen oder sich Einfluß zu verschaffen.

Ich hätte, wer weiß wie lange, noch so fortleben können in einer, — weil mir das Beste fehlte, — weil ich mich doch so allein fühlte — ungemütlichen Zerstreuung *). Aber der Zweck meiner Reise war erreicht; täglich stärker zog mich die Sehnsucht zu den Meinen. Waren die Briefe meiner Frau, jedesmal mit einer Sehnsucht, ja, mit einer Unruhe erwartet, die an Schwäche grenzte, mein einziger, recht inniger Genuß in der mir nachgerade schon entfremdeten Hauptstadt gewesen, so wollte ich auch die Wiederkehr zu den Geliebten nicht länger aufschieben, als es Klugheit und Schicklichkeit forderte; konnte ich doch niemals über alle die teuern Häupter in Ruhe sein, bis ich sie wieder unter meinen Augen hatte, schwebte doch immer eine dunkle Besorgnis über mir, solange ich von ihnen fern war. Die posttäglich einlaufenden Briefe meldeten zwar lauter Gutes, und namentlich von dem ältesten Kinde, so viel Ergötzliches, daß mein Herz recht im innersten vor Freude und Dankbarkeit brannte. Eine große Lebendigkeit und Zuthätigkeit, freilich mit ebenso vieler Begehrlichkeit und Reizbarkeit gemischt, machte es zu einem Liebling aller, aber besonders zur Wonne der Eltern, denen ein sich entwickelndes erstes Kind Genüsse giebt, wie nichts vor- oder nachher es kann: wer würde da nicht selbst wieder zum Kinde. Briefe wechselten wir beide sogar, jener mit geführter Hand: so gern greift der Mensch in seiner Zärtlichkeit der Zeit vor und erfreut sich an selbsterbauter, freundlicher Täuschung!

Unser erster Plan war gewesen, die Rückreise zu Lande über Möen und die kleinen Inseln, zu machen und lange bestanden wir darauf; aber die stets ungünstiger werdende Witterung ließ wenig

*) Als Beispiel des rastlosen Treibens, in dem ich mich drehte, sei bemerkt, daß ich an einem Tage einen Minister, einen Bischof, zwei Gesandte, zwei Etatsräte, einen Chargé d'affaires besucht, die Bibliothek und das Museum besehen, ein Diner, nachmittags eine Audienz, einen Ball beim Grafen Dohna und zwei Soirées bestanden habe. Mit wenigen Ausnahmen ging es so alle Tage. Abends kam ich dann mürbe genug nachhause und mit der völligen Überzeugung, daß dies Leben meinem Geschmack nicht mehr zusage, noch meinen Bedürfnissen, wenn es gleich meinen Kräften noch nicht zu viel war. Ich wußte aber hier, warum ich es that, und daß es ein Ende haben werde.

Genuß davon erwarten, und so entschlossen wir uns doch zum Packetboot. Ich hatte die Reihe der Besuche wieder durchzumachen. Ich beurlaubte mich beim Könige, der gnädig die Versicherung baldmöglichster Anstellung gab, dem Versprechen einer Amtmannsstelle aber schweigend auswich. So war zwar mein nächster Zweck erreicht; aber besonderer Huld oder nur der Auszeichnung, auf die frühere Dienste vielleicht Ansprüche geben konnten, hatte ich mich nicht zu erfreuen gehabt, mehr der allgemeinen Achtung und des Wohlwollens im Publikum, das günstige Eindrücke länger festhält als die Regierenden. Ich für mein Teil war ruhig und zuversichtlich, und durfte es sein. Die Aussicht auf ein längeres Schwanken meiner äußeren Lage war das einzige drückende Gefühl.

Am 9. morgens gingen wir an Bord, bei stehendem Südwind, und lagen demnach zwei Tage im Angesicht der Stadt. Nach kurzer günstiger Fahrt überfiel nun eine gänzliche Windstille uns wieder im Sunde zwischen Fehmarn und Laaland. Das Wetter war himmlisch-warm, wir sahen das Fehmarnsche seichte Land vor uns, die Sonne spielte auf dem Wasser; und ohne die ängstliche Sehnsucht, die mich nach dem festen Lande trieb, wäre die Lage ganz erträglich gewesen. Vieles hieß mich eilen: außer dem Wunsche, zu unsers Poel Geburtstag, den 17. Juni, in Flottbeck zu sein, wollte ich noch Freunde sprechen, die auf Reisen zu gehen beabsichtigten, auch in Kiel noch einige Tage mit den Freunden verleben. Wir saßen mißmutig in dem großen Boot am Mast und lasen; die Lust zum Sprechen war unserm Karl fast vergangen; nur ein kleiner Brandis von vier Jahren, der mit seinem Vater auf dem Schiffe war, ergötzte ihn über die Maßen durch seine höchst breite und ordinäre, ja, gänzlich philistermäßige Person, Ansichten und Reden. Ich hatte die dänischen Kiämpe Viser mit mir, die wir abwechselnd zur Hand nahmen. Der Steuermann, ein rüstiger und gescheiter Isländer, dem von den alten Schätzen seines Volkes keine Ahnung geblieben war, nahm oft verstohlen das Buch zur Hand, welches er zum erstenmal sah, ohne doch den Schlüssel dazu finden zu können.

Mit Mühe waren wir endlich am 13. Juni bis in die Mün-

dung des Kieler Hafens gelangt, als uns der Schiffer bei fortwährender Stille um 3 Uhr morgens, den 14. vorschlug, in einem Ruderboot Kiel zu gewinnen. Die erste Morgendämmerung ruhte noch auf den Wäldern von Laboe und Schrevenborn, die Vögel hörten wir singen, am Himmel stand der Mond im schönen Spiel mit dem zunehmenden Tageslicht. Endlich ging die Sonne auf, und wie ich am Ruder stand und steuerte, entfaltete sich allmählich eines der herrlichsten Gemälde, das die Augen sehen können. Düsternbrook, mein liebes Kiel stiegen im Morgenrot aus den Wellen; ich begrüßte entzückt den vaterländischen Boden wieder, fand Briefe, fand alte Freunde. Im Wirtshaus erfuhr ich, daß mein Freund Ludwig Berger, der Bruder meines lieben Erich, uns zu Mittag nach Düsternbrook geladen; er kam nachher selber uns abzuholen. Gar fröhlich verging in trauter Gesellschaft der Brüder, Pfaffs, Niemanns der Mittag in den schönen Laubgewölben. Sollte ich nun bei so verspäteter Ankunft schnell die Freunde wieder verlassen, oder noch einige Tage zugeben und, wie man mich bat, erst am 17. reisen? Ich that letzteres, und selbst die Anwesenheit der Catalani in Hamburg konnte mich nicht bewegen, zu eilen; ich war zufrieden, zu wissen, daß die Meinigen sie gehört, freilich zu Freund Bergers großem Erstaunen, den die herrliche Erscheinung gänzlich bezaubert hielt. Am 17. abends herbergten wir in dem freundlichen Witmoldt, fuhren den Abend nach Segeberg und am andern Morgen, den 19., früh genug aus, um etwa 5 Uhr nachmittags unser liebes Flottbeck zu erreichen, wo ich erst wieder frei atmete, als ich Frau und Kinder in meinen Armen hielt.

Ein kleiner viertägiger Ausflug nach Ratzeburg, den ich mit Bokelmann am 17. August machte, gewährte mir manchen Genuß. Ich hatte den würdigen Staatsmann und Menschen Kay Reventlow*) bei meiner Rückkunft von Kopenhagen in Hamburg getroffen, wo er die Übergabeverhandlungen wegen Lauenburgs am 27. Juni nach harten Kämpfen abschloß, in denen er einen festen Sinn und gründliche staatsrechtliche Bildung gegen den läppischen Grote und die hannoverschen Bevollmächtigten bewies. Es war mir erwünscht,

*) Siehe T. II, S. 252 u. 253.

ihn in seinem Wirkungskreise als Landdrost wiederzusehn und die neuen Landsleute kennen zu lernen. Professor Welker hatte den Grafen auch dahin als Gouvernementssekretär begleitet. Die gute Aufnahme, die freundliche Gegend und Lage der Stadt machten diese Tage sehr angenehm. Wir wohnten der ersten Versammlung eines Bibelvereins bei, den der fromme Kay Reventlow durch den wärmsten Eifer und sogar durch einigen amtlichen Einfluß unterstützte, der daher auch manche höchst heterogene Bestandteile umfaßte und nach einiger Zeit sehr unangenehme Spannungen zwischen verschieden gesinnten Mitgliedern veranlaßte. Der wahrhaft fromme und bescheidene, durch sein Wesen und sein Wirken verdienstvolle schottische Missionar Henderson, nicht lange von seinem Aufenthalt in Island zurückgekehrt, hatte die Anregung zu dieser Stiftung gegeben, die auch noch besteht; sonderbar nahmen sich freilich in der Versammlung Männer wie Böhmer und Gottschalk neben dem schönen und andächtigen jungen Manne aus.

Ich bin, — ein- für allemal sei es hier gesagt, — über die Wohlthätigkeit solcher Vereine im ganzen niemals zweifelhaft gewesen; vielmehr betrachte ich solche, vor allem aber den Geist, der sich in ihnen und in den verwandten Traktat- und Missionsgesellschaften ausspricht, für ein höchst wichtiges und segensreiches Zeichen, ja, für den Bürgen einer anbrechenden neuen Zeit, in der ein allgemein gefühltes Bedürfnis religiöser Vereinigung um einen geistigen Mittelpunkt den jetzt vielfach vereinzelten menschlichen Bestrebungen gewiß einen andern Charakter als den unserer Tage aufdrücken wird. Allein keineswegs habe ich bis jetzt mich mit voller Überzeugung zu den Mitteln, deren sich jene Gesellschaften bedienen, und die so bald den Charakter einer maschinenmäßigen, oft zudringlichen, oft polemischen Thätigkeit annehmen, bekennen, oder mit der Frage, ob eine so allgemeine Verbreitung der heiligen Schriften von obenher mit solcher Hastigkeit die rechte Weise sei, aufs reine kommen können. Umtriebe aller Art, auch die frommen zu frommen Zwecken, sind mir zuwider; die englische Mechanik, die sich überall spüren läßt, die pomphaften Berichte, die fromme Taktik erschrecken mich; die wenigen Thätigen, die vielen gleichgültig Zahlenden wollen mir nicht gefallen; weder durch den rechten Geist

wird die größere Zahl getrieben, noch im rechten Geist werden die Bibeln verteilt und empfangen: ein zu leichter Besitz wird kaum wert geachtet; oft ist Gottes Wort gemein gemacht worden, um eine segensreiche Thätigkeit nachweisen zu können. In schönen und wohlfeilen Ausgaben wird gewetteifert. — Stiftungen, um jedem armen Kinde bei der Konfirmation eine Bibel zu schenken, jeden Suchenden, Unvermögenden damit zu erfreuen, würden mich christlicher dünken wegen ihrer Anspruchslosigkeit. In Häuser und Hütten zu gehen, obrigkeitlich zu forschen und zu fragen nach Bibeln, zu expostulieren ꝛc. gleichsam aufzudrängen, was nur der Suchende finden kann, ist auf keinen Fall das Rechte.

Des alten Helden Blücher Besuch war vorlängst angekündigt; er wollte seine liebe Stadt Hamburg, wo er als Lieutenant früher so lustige Tage verlebt, dann nach der Kapitulation von Rathkow im Jahre 1806 so freundliche Aufnahme, so tapfere Trink- und Spielgesellen gefunden hatte, noch einmal begrüßen, und des Oberpräsidenten von Altona, seines Neffen, Familie kennen lernen. Den Hamburgern, die in dem berühmten Namen gern auch den fidelen Burschen und Teilnehmer ihrer Freuden sehen mögen, war er der rechte Mann. Viele wußten zu erzählen, wie er während seines letzten Aufenthalts so gemütlich unter den Bürgern mit seiner langen Pfeife gestanden, die Börsenhalle für sein liebstes Hauptquartier erklärt und in derber Sprache seine Feldzüge erzählt, oder von Königen und Herren wie seines Gleichen geplaudert habe. Waren gleich, die sich seiner größten Vertraulichkeit rühmten, nicht eben zu den Ausgezeichnetsten der Stadt oder überhaupt zu den Zierden ihres Geschlechts zu rechnen, und vielmehr nur als lustige Gesellen oder alte Philister bekannt, so machte doch das frische Andenken der großen Kämpfe, die dieser Mann des Volks und der Heere, dieser echt und eigentümlich deutsche Krieger kürzlich so glänzend durchgefochten, der freie Sinn, den man an ihm kannte, die Oppositionspartei, welche er gegen die Hof- und Staatspartei in Preußen zugunsten der Volksrechte genommen, ihn recht zum Lieblingshelden Hamburgs und den Tag seiner Ankunft zu einem Festtage. Im Haus der Börsenhalle trat er ab,

wo er einſt ſo manchen guten Trunk gethan, ſo manchen blanken Louisdor durch ſeine Finger rollen laſſen; und wie um eine Königswohnung füllte ein Gedränge aus allen Klaſſen die enge Bohnenſtraße. Mit einem Becher Weins in der Hand trat am Abend der rüſtige Greis auf den Balkon und begrüßte die Menge; Jubel erſcholl ringsum; glücklich ſchätzte ſich von Männern und Frauen, wer durch Bekanntſchaft mit dem Hauswirt Zulaß in die Gemächer finden konnte, wo alles brüderlich durcheinander ging. Auch ich freute mich nicht wenig auf die Bekanntſchaft, weil man einmal an bedeutenden Menſchen in der Kürze mehr ſieht und lernt, als an tauſend gleichgültigen Exemplaren, die einen, was man weiß, gar vergeſſen machen könnten. Höchſt unangenehm war mir indes die Einladung des Grafen Blücher zum Mittagseſſen auf den 14. September, einem Tag, welcher eigentlich der Familienfreude gewidmet ſein ſollte, die kein Held und Fürſt erſetzen konnte. Ablehnen ließ ſich aber der Antrag nicht, und ich verſöhnte mich halb damit, als auf der Gräfin Blücher Aufforderung meine Frau ſich entſchloß, nach Tiſche zu kommen, um auch noch zu ſehen und zu hören, was uns wahrſcheinlich nie wieder geboten werden würde.

Soll ich's geſtehen, ſo war nach allem, was ich von dem Manne gehört hatte, und dem weſentlichen Anteil, den man an ſeinen Siegen dem Grafen Gneiſenau und andern zuſchrieb, meine Erwartung nicht ſehr groß; einen alten Degenknopf und luſtigen Bruder glaubte ich zu finden; Poel, der mit mir fuhr, ebenſo. Aber ſchon der Anblick des Mannes, ſein freier, feſter Blick, ſeine ſo edle als ungezwungene Haltung ſchienen auf mehr zu deuten. In der Geſellſchaft der Gräfin und ihrer Tochter war ſein Betragen ſo fein und gemeſſen, wie es dem alten Krieger ziemte; ſeine Worte wenig und verſtändig; es war nicht der Mann, den ein rohes Naturell bemeiſtert; eine edle Natur war unverkennbar, ein ritterlicher Geiſt; auf das lebhafteſte erinnerte er mich an ſeinen Bruder den Kammerherrn, Joachim Bernſtorfs Schwiegervater, den ich in Kopenhagen viel geſehen hatte, und deſſen trotziger Geiſt nur in dem engen Gefäß ſeiner ſpäteren Zivillaufbahn keinen Raum gefunden hatte. Er ſchickte dem König ſeinen Orden wieder, den ich lange in Verwahrung hatte, forderte den Miniſter

Chr. Reventlow auf Pistolen ꝛc. Zu Tisch saß ich unfern vom alten Fürsten und seinem Adjutanten, dem Grafen Nostitz, demselben, der in der Schlacht von Ligny allein neben ihm gestanden, als er, unter dem Pferde liegend, Freund und Feind wiederholt an sich vorbeijagen sah und kaum sein Leben zu retten hoffte; ein feiner, lebhafter junger Mann voll Verdienst. Dieser sprach gern und unbefangen über seinen General. Er war selbst von Bewunderung durchdrungen für die großen Eigenschaften, die, mit vielem Unrat vermischt, den Grundstoff seines Charakters bildeten. Ein weites großes Herz, ohne Neid, ohne Habsucht, ohne Furcht, ohne Hochmut, ein wahrhaft plebejisches Mitgefühl für die ganze Armee, ohne Vorliebe für Adel und Rang, anspruchslose Bescheidenheit und Anerkennung fremder Überlegenheit, wo er fühlte, daß seine Kenntnisse nicht ausreichten, dagegen feste Zuversicht in sich und seine eigene Kraft, wo sein richtiger Takt ihm sagte, daß der Augenblick einer großen Entscheidung gekommen sei, — das waren die Züge seines Charakters, die ihn zum Vater der Armee, zum Helden von Deutschland machten. Nostitz beteuerte, daß wie großes Verdienst auch Gneisenau, Müffling, Grolmann um die Leitung der Feldzüge gehabt, doch keiner von ihnen das habe leisten können, was Blücher hinzugethan, den sichern Entschluß im entscheidenden Moment, den unerschütterlichen Willen, kurz, den großen Feldherrnsinn; dadurch allein sei an der Katzbach gesiegt, in der Champagne die Offensive ergriffen und der Sieg bei Waterloo gewonnen worden. Kein anderer hätte nach der Schlacht bei Ligny gewagt, wieder angriffsweise aufzutreten. Gneisenau liebte er wie einen Sohn und folgte ihm unbedingt, wo es auf strategische Operationen ankam. Meist nur mit dem Wesentlichen der Entscheidung beschäftigt, kümmerte er sich wenig um Namen und Zahlen. Als im letzten Feldzuge in Frankreich der Marschall Marmont ihm gegenüberzustehen kam, verwechselte er ihn mit Mortier und äußerte, den habe er schon früher vor sich gehabt und der sei kein Hexenmeister; man berichtigte ihn. ‚Nu‘, sagte er, ‚mir gilt's gleich, hat er noch keene Schmiere gekriegt, so kann er se nu kriegen.‘

Höchst anziehend und originell waren die Erzählungen des alten Fürsten selbst über Tisch. Er war noch ganz erfüllt von

der ausgezeichneten Aufnahme, die ihm bei seinem Besuch in England von dem Prinzregenten und der ganzen Nation geworden und erzählte davon mit der naiven Freude, wie etwa ein Künstler Gewicht auch auf geringfügige Umstände legt. Die gemütliche Morgenpfeife im Palast St. James ward nicht vergessen. Der treuherzige Dialekt, die inkorrekte Diktion hätte nicht fehlen dürfen, so wenig wie manche geniale Verwechselung von Namen, Personen und Gebräuchen in dem fremden Lande. Höchst drollig erzählte er, wie ein Haufen enthusiastischer Engländer am Bord des Schiffes einen russischen Prinzen für ihn genommen, umringt, in die Höhe gehoben, geherzt und geküßt; dann aber, plötzlich ihres Irrtums inne, denselben unsanft beiseite geworfen und, zu ihm eilend, allein stehen gelassen. Gegen Ende der Mahlzeit ward mit großem Jubel von der Gesellschaft die Gesundheit des Greises ausgebracht. Ich beobachtete ihn genau. Sichtbar gerührt, lehnte er sich einige Sekunden schweigend in seinen Stuhl zurück, gleichsam um sich zu sammeln, dann stand er auf und hielt mit dem edelsten Anstande eine kurze Danksagung, welche die Verhältnisse seines Lebens kurz berührend, auf seine Beziehung zu dem Hause und den Tischgenossen überging, den edeln Frauen des Hauses auf die zarteste Weise huldigte, und mit einer wahrhaft rührenden, dem Greise aus tiefem Herzen kommenden Hinweisung auf ein künftiges Leben schloß, an dessen Schwelle er stehe, und in welchem allein irdische Verbindungen ewige Dauer erlangen würden. Wir waren, ich gestehe es, tief bewegt. Ein so ausgezeichnetes Rednertalent, so wohlgeordnete Worte, so tief bedeutungsvoller Sinn bezeichneten einen größeren Umfang der inneren Bildung, als ich ihm zugetraut hatte, — auch wohl, als er in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens an den Tag zu legen gewohnt war. Denn, wer kann es leugnen —, er bewegte sich mit eben der Leichtigkeit auch in sehr schlechter Gesellschaft. Das Spiel, das in Friedenszeiten von jeher seine Leidenschaft war, hatte ihn mit den flachsten und verworfensten Menschen in stete Beziehung gebracht. Eine Bande adeliger Spieler folgte ihm überall auf der Spur, wie die Hunde dem Wilde; er konnte sie nicht entbehren, wenn er sich ihrer auch schämte; sie plünderten ihn unerbittlich; er litt es. Bald waren

die Ehrengeschenke des Vaterlandes, die großen Summen und Güter verspielt und verpfändet. Neben den edeln und wahrhaft großartigen Elementen seines Charakters hatte sich wie ein böser Geist ein Zug zum Gemeinen eingewohnt, der, wo es an stark anregenden Motiven und Thätigkeit fehlte, nur zu leicht seine dämonische Gewalt über ihn ausübte. Sein Begleiter Graf Nostitz äußerte einst vertraulich, ihm sei die schwerste Aufgabe geworden, eine große Reputation zu bewahren, die sich täglich auf unverantwortliche Weise wegwerfe. Und dennoch liebte Blücher ihn, der keine jener Schwächen schonte noch teilte, wie seinen Sohn; stets war der bessere Geist um ihn geschäftig, ohne ihn ganz gewinnen zu können; aber er fühlte seine Nähe. — Gar liebenswürdig, kernhaft und gutmütig, doch nicht ohne Besonnenheit, war der alte Herr, wenn er am Vormittage mit seiner Pfeife durch die Säle der Börsenhalle wandelte und Besuche empfing; da ward auch über Preußens Ministerium und politisches System manch dreistes Wort gesprochen. Der König liebte den alten Herrn nicht, und er stellte sich, mehr aus Instinkt als scharfer Prüfung, an die Spitze der volkstümlichen Opposition, die um diese Zeit sehr laut zu werden anfing.

An einem schönen Tage, den 16., führte Graf Blücher den Fürsten nach Flottbeck. Auch unseren Garten wollte er sehen, und freundlich, wie er war, beschäftigte er sich auch mit den Kindern. Meinen Waldemar, dessen stämmige Gliedmaßen und große blaue Augen ihm gefielen, nahm er auf den Arm und trug ihn im Garten umher; und meinte dem Jungen anzusehen, daß er einst ein tüchtiger Mann werden würde. Gegen meine Frau bezeigte er sich gar freundlich und wohlwollend. Sie hatte seine Bekanntschaft am Abend nach der Mahlzeit beim Oberpräsidenten in dem Altonaer Schauspielhause gemacht, wo er sich gern mit ihr unterhielt. Scherzhaft erbot er sich, Gevatter zum nächsten Söhnlein zu sein. Ich glaube, ich hätte ihn beim Worte genommen; aber das nächste Kind war eine Tochter. Einige Jahre später hatte der Greis sein unruhiges und glänzendes Leben vollendet. In ihm war des Guten, des echt Deutschen, des Großen so viel, daß es unvermischt auf die Nachwelt zu kommen verdient. Ein ganz getreues Bild, das dem schönen Ausdruck volle Gerechtigkeit widerfahren ließe, habe ich nicht

gesehen. Von seinen Lebensbeschreibungen ist die von Förster in Berlin mit Geist und Wahrheit geschrieben. Dort sind meist nur seine öffentlichen Verhältnisse und seine Thaten erwähnt. Seine Milde, seine Treue, seine Großmut und Uneigennützigkeit im Privatleben sind in aller derer Gedächtnis, die ihn näher gekannt haben.

Wir hatten dem freundlichen Zureden der gütigen Mutter, die den Winter ganz in Flottbeck zuzubringen wünschte, nachgegeben und bei ihr dort zu bleiben versprochen, eine Einrichtung, die uns der Kosten und Weitläuftigkeit eines abermaligen Winterquartiers in Altona überhob. Um vorher noch einmal uns auszulüften, und meiner Frau, die Waldemar soeben entwöhnt hatte, eine kleine Zerstreuung zu verschaffen, beschlossen wir, einen Ausflug nach Kiel zu unternehmen, wo ich freilich kein anderes Geschäft hatte, als meine lieben Freunde zu besuchen und rücksichtlich der dort zurückgelassenen Sachen einige Anordnungen zu treffen.

Es war der 24. Oktober, als wir — unser Johannes begleitete uns — Flottbeck abends verließen, bei kalter Frostluft. In Kiel, das wir am nächsten Morgen erreichten, war das bescheidene, aber ordentliche Rowedderſche Haus wie gewöhnlich unser Absteigequartier. Zu Bergers hatten wir von da nur wenige Schritte. Berger war nun seit Jahr und Tag ordentlicher Professor der Mathematik und Astronomie, eine Bestimmung, nach der er sich lange, wie nach dem höchsten Glück gesehnt hatte. Leider war der Geschmack und die Vorliebe für Wissenschaft mit in die Berechnung des Auskommens gezogen worden, denn sonst würde er schwerlich gegen das kümmerliche Gehalt von 600 Reichsbankthalern, das man ihm, weil er die Stelle, nicht diese ihn gesucht hatte, bieten zu dürfen glaubte, Seekamp verlassen und eine Haushaltung in dem teuren Kiel angefangen haben, wo er noch für seines Bruders Söhne zu sorgen hatte. Sorge und Bedrängnis waren mit ihm eingezogen. Der Zuhörer waren wenige, weil der Student nur Brotkollegien zu hören pflegte, und diese wenigen waren dreist genug, sich frei zu bitten. Das edle Gemüt erlag unter den peinlichen Geldsorgen für die Umschlagszeit; der freie, in die

heiteren Regionen des Lichtes strebende Geist fühlte seine Flügel gelähmt und wand sich schmerzlich unter den irdischen Banden. Um durch den Staatsdienst sich nicht zu binden, in dem er die schönsten Aussichten gehabt hätte, fand sich Berger nun in einer noch drückenderen Abhängigkeit; hypochondrische Übel stellten sich ein. Nur in den Stunden, wo die reine Wissenschaft, die Betrachtung der höheren Naturgesetze, ihn ganz von seiner Umgebung abzog, — und in den Augenblicken, wo er mit mir die Gedanken seines Innersten austauschen konnte, fand er die ganze Schwungkraft seiner Seele wieder. Ein langes gegenseitiges Bedürfnis, ein Band der Seelen, die sich besser als mit andern verstanden, hatte uns seit zwanzig Jahren einander gleichsam unentbehrlich gemacht. Während meine klarere Ansicht der äußeren Verhältnisse ihn beruhigte und stärkte, ehrte und liebte ich in ihm die reinere Betrachtung göttlicher Dinge, zu der er geboren schien. Mit nie getrübter Heiterkeit und Milde stand Anna wie sein guter Engel ihm zur Seite; daß sie ihm keine Kinder gebracht, schien sie durch ein Leben voll sorgsamer Liebe gleichsam ersetzen zu wollen. Mit diesen teuren Freunden, die uns, denen wir ganz gehörten, lebten wir am meisten. Unsere liebevolle Freundin Dore Hensler machte nicht weniger willkommene Ansprüche an uns. Bei ihr, bei Twesten, Falk, Niemann versammelte sich ein ausgewählter und gebildeter Kreis, in dem Mittage und Abende gehaltvoll vergingen. Das Haus der Gräfin Rantzau war uns durch ihre fortwährenden Nervenübel weniger zugänglich; aber ein großer Genuß wurde mir durch das Wiedersehen Christian Bernstorfs bereitet, der mit seiner und seines Bruders Familie den Winter in Kiel zubrachte. Seine liebenswürdige junge Gemahlin, seine Nichte, schien ohne eigenen Anspruch sich nur seines Wertes zu freuen. Der Austausch der Gedanken, Gefühle und Erfahrungen mit einem solchen Manne, der aus einem reichen Innern die Resultate seines Lebens mitteilt, hat etwas Beruhigendes und Wohlthätiges, wenn wir finden, daß er die großen einfachen Beziehungen des Menschen vor allem heilig hält und die Tugend des Bürgers unverletzt bewahrt hat. Bernstorf hatte einen Knaben, Alfred, den einzigen, auf dem ein solches Erbteil fallen sollte; ein starker Knabe, dem Anschein nach gesund, aber noch im dritten Jahre stumm. Wir führten unsern

Johannes an einem Morgen zu ihm, und ich träumte mir in der Zukunft zwischen beiden ein Verhältnis, dem der Väter ähnlich, vielleicht noch näher. Aber wenige Monate nachher ward der kleine Alfred dem untröstlichen Vater entrissen und ist nicht wieder ersetzt worden.

Nach unserer Heimkehr begannen gar ruhige und gemütliche Monate, derer ich stets mit Wohlgefallen gedenken werde. Der Winter auf dem Lande hat für mich etwas gar Anziehendes, wovon ich kaum Rechenschaft zu geben wüßte, weil dieser Eindruck vielleicht in den frühesten Erinnerungen und Gewöhnungen liegt. Es ist noch etwas anderes, und mehr als der bloße Genuß der freien Luft; es ist ein geistiges Wesen im Winter, das in der Reihe der Naturerscheinungen sich auch aussprechen muß, wenn der Kreislauf vollständig sein soll. Schon der Herbst hat etwas Festliches für mich und ist mir lieber als der Frühling. Wenn nun aber die Vögel schweigen, die Schwalben weggezogen sind, die abgefallenen Blätter nicht mehr rauschen, sondern feucht vermodern, an dem grauen Horizont nur einzelne gelbe Streifen das Dasein der Sonne bezeugen, wenn alle Städter geflohen sind und der Bauer allein durch die tiefen Wege zieht; dann noch ist die Natur in ihrer tiefsten Ohnmacht mir lieb und wert; ich danke ihr jedes heilsame Lüftchen und spüre den Formen der Bäume nach, die das Laub sonst verhüllte, den unverdrossenen Wintervögeln gleich, die zuversichtlich des kommenden Frühlings harren. Ein eigenes, wunderbares, ja märchenhaftes Leben erhält die Natur nun, wenn sie sich nach Weihnacht in alle Pracht des Schnees und des feingefiederten Reifes kleidet; da sieht sich das Auge nicht satt an den herrlichen Kryſtallisationen, die Busch und Baum bedecken; der Fuß tritt mit einem kindischen Vergnügen die erste Spur in den glatten unbefleckten Schnee, und ein Gefühl der vollständigsten Gesundheit wird nachhause gebracht. — Ich hatte eigentlich seit Niendorf keinen Winter ganz auf dem Lande verlebt, und ich genoß nun diesen recht ohne Störung. Kein Tag, auch der schlimmste nicht, wo ich nicht meine Spaziergänge gemacht, das Wetter nicht um vieles besser, als es anzusehen war, gefunden hätte. Ich war unter den Schwestern zum Sprichwort geworden; selten konnte ich die bewegen, mitzugehen; aber meine

Frau begleitete mich, so oft es möglich war; da wandelte ich an
em mir so lieben Elbstrande hin, über dünnes Eis oder auf
artem Sand, und freute mich an den stets wechselnden Natur-
rscheinungen, die in Luft und Wasser, Flut, Ebbe und Wind
in so großer Wasserspiegel herbeiführt. Im Hause war in
en Zimmern überall für gemütliche Wärme gesorgt. Der Mor-
en war mancher Arbeit, besonders juristischen Repetitionen, sodann
em Lesen englischer und französischer Schriftsteller mit meiner
rau gewidmet, der Abend der Geselligkeit. Da wurden ordent-
che große Lektüren unternommen und beendigt, die Stunden von
bis 11½ Uhr waren regelmäßiger als im Sommer dieser Unter-
altung gewidmet, die auch, wo unter wenigen das Gespräch nicht
mmer genährt bleiben kann, ein notwendiges Erfordernis des Land-
bens ist. Die gute Großmutter, welche die Stadt auch nicht liebt,
ar recht in ihrem Element; aber einmal die Woche fuhr man
och zur Stadt, wo die Freunde besucht wurden, oft am Mittwoch
ach Altona zu Poels. Mitunter kamen Besuche, die dann um
willkommener waren, da um diese Zeit der Weg nach Flottbeck
och ohne Pflaster und mitunter grundlos war. Nichts in der
Welt macht die Zeit so schnell verfließen, als eine einförmige und
abei gemütliche Lebensweise. Unser kleiner Kreis, in dem die Jungen
hon eine Rolle zu spielen anfingen, war in sich befriedigt und einig.

So vergingen die letzten Monate des alten Jahres und die 1817
rsten des Jahres 1817, wie man zu sagen pflegt, im Umsehen.
u seiner Zeit erwachte auch der Frühling wieder. Die Lerche ließ
ch hören und die Knospen trieben. Ich habe die schöne Jahreszeit
ie so sehr genossen, als wenn ich dem ersten leisen Herannahen
nd Erwachen des neuen Lebens in seinen mannigfaltigen Er-
heinungen so recht auf der Spur sein konnte.

Eine Arbeit, die mir in diesem Frühjahr viel Vergnügen
achte, war ein Bedenken über das Armenwesen der Herzogtümer,
as ich auf Anfordern der Zentraladministration der patriotischen
Gesellschaft erstattete. Ich war im Jahre 1812 einer der Gründer
er Gesellschaft gewesen, deren Konstituierung zahlreiche Versamm-
ungen von einem Dutzend wohlgesinnter Vaterlandsfreunde voran-
gingen, welche die Statuten entwarfen. Der Konferenzrat Lawaetz

war Vizepräsident der Gesellschaft, — der Landgraf Karl von Hessen hatte das Ehrenpräsidium übernommen — einer von jenen redlichen und geschätzten Leuten, die ohne alle gründliche Bildung eine Neigung zu öffentlicher Thätigkeit in sich verspüren, und die zugleich ihren wohlwollenden Gesinnungen und ihrer Eitelkeit durch ein Rühren in gemeinnützigen Unternehmungen zu huldigen wissen. Solchen Motiven verdankt manches Gute seinen Ursprung, besonders wenn tüchtige Männer sich nachher der Sache bemächtigen. Gähler, Funk, Poel, besonders letzterer, griffen bald mit größerem Ernst und zweckmäßigerer Richtung in die Leitung der Arbeiten, als vielleicht in dem Plane des Vizepräsidenten und Stifters lag; wäre es nach seinem Sinn gegangen, so wäre die Gesellschaft eine Preisfragen stellende, Prämien und Medaillen verteilende, Schwindler begünstigende und Komplimente wechselnde Maschine geworden. Zum Glück flatterten die Zügel lose in seinen Händen, und jene Männer, von anderen tüchtig unterstützt, legten den Grund zu einer zweckmäßigeren Thätigkeit. Aus allen Kirchspielen genaue Angaben über Zahl und Versorgung der Armen zu sammeln, den Ursachen der zunehmenden Verarmung nachzuforschen, dienliche Vorkehrungen dagegen zu empfehlen, war eine ihrer nützlichsten Unternehmungen. Dem Baron Voght und mir ward ein von Lawaetz entworfener, formloser Plan vorgelegt. Wir gaben unsere Bedenken ab. Das meinige gab mir Gelegenheit, über Armenversorgung überhaupt meine auf vielfältige Beobachtungen und Erfahrungen gegründeten Überzeugungen auszusprechen und einzelne Vorschläge zu gründlicher Verbesserung zu thun. Das Schriftchen ward im nächsten Jahre als Anhang zu dem ersten Teil der gesammelten Armenberichte gedruckt, und ich erwähne desselben hier, weil diese Abhandlung nach meiner noch jetzt unveränderten Ansicht die wesentlichsten Grundsätze aller Armenpflege enthält und bei den Verständigen im Lande und außer Landes sich eines unbedingten Beifalles zu erfreuen gehabt hat. Manchen mißverstandenen Philanthropen des vorigen Jahrhunderts, auch wohl denen, die alles von oben regieren zu können meinen, mag manches nicht ganz behagt haben. Aber es muß die Wahrheit zuletzt doch durchdringen.

Stiller, als übrigens mein Leben und Treiben in den ersten

echs Monaten dieses Jahres war, kann nicht leicht etwas gedacht verden. Ich hatte alle Ursache, mich von den Mächtigen der Erde, in deren Händen nun einmal unser äußeres Schicksal ruhet, völlig vergessen zu glauben, und beruhigte mich dabei mit dem festen Glauben an jene höhere Regierung, welche die Herzen der Gewaltigen wie Wasserbäche leitet, als mir in der Mitte Juli durch ine Anzeige vonseiten des Departements der auswärtigen Angelegenheiten völlig unerwartet die Aussicht auf eine ganz erwünschte nd ehrenvolle, wenngleich nur temporäre Anstellung eröffnet ward.

Bei der Übertragung des Herzogtums Lauenburg, mit Ausahme des Amtes Neuhaus und des überelbischen Teils, hatten, m die Hauptverhandlung nicht zu lange aufzuhalten, und weil es umals diesseits an der Kenntnis der Verhältnisse fehlte, viele esentliche Punkte und namentlich alle Geldabrechnungen über inkünfte, Domanial- und landschaftliche Schulden nebst der Auseinandersetzung vieler in die innere Verwaltung eingreifenden Gegenstände bis zu einer demnächst zuzulegenden Liquidation ausgesetzt erden müssen. Diese Arbeit sollte nun unternommen werden. äniscberseits war ich als erster und der im Lauenburgischen allmein verehrte, im hannoverschen Staatsdienst hochgeschätzte Amtmann Compe in Schwarzenbeck als zweiter königlicher Kommissarius nannt, und es waren drei landschaftliche lauenburgische Deputierte r Beratung über das landschaftliche Interesse uns beigegeben orden. Von hannoverscher Seite standen uns der Legationsrat Duve, der bald nachher als Ministerresident in Hamburg auftat, ein gewiegter Kanzlei- und Aktenmann, und der Bürgermeister Vogele in Zelle gegenüber, der aber nur aus der Ferne in echnungssachen mitgearbeitet hat. Zu meiner nicht geringen Freude ar wider Erwarten Hamburg als der Sitz der Kommission bemmt, auch wurden uns ganz ansehnliche Diäten von 6 Species er 22 Mrk. Cour. 8 Schilling täglich zugebilligt. In meiner Lage, o ich von einem kümmerlichen Wartegelde zehrte, war mir das hr erwünscht, und ich wußte aus Erfahrung, daß ähnliche Geschäfte, wenn sie mit Glück beendigt werden, nie ohne belohnende esultate sind. Wie lange das Geschäft währen könne, davon atte ich so wenig einen Begriff, daß ich dessen Dauer auf sechs Monate schon hoch anzuschlagen glaubte. Ich ahnte nicht, wie

wenig uns vorgearbeitet worden war, wie saumselig von beiden Seiten die Regierungen und Kollegien diese Sache betreiben würden, und welche Mühe, welche kleinliche und weitläuftige Handhabung erfordert wird, welche Masse von anscheinend unbedeutendem, und doch zur Sicherstellung und Vollständigkeit notwendigem Detail unter den Händen erwächst, wo es gilt, eine alte Provinz nicht nur von dem Mutterlande zu trennen, sondern in sich selbst zu zerstückeln, ohne Privat- und öffentliche Bande zu zerreißen, wo nur gelöst und stets wieder vergütet und ausgeglichen werden, kein Staats- oder Privatinteresse verletzt werden soll. Was mir an Kenntnis der Lokalitäten abgehen mußte, das hatte mein Kollege im höchsten Maße; ich durfte mir schmeicheln, meine Einsichten in das Verwaltungsfach, das immer großen Reiz für mich gehabt hat, wesentlich zu vermehren, und die Aussicht, einige Zeit wieder unter günstigen und durchaus unabhängigen Verhältnissen in Hamburg zu verleben, das so reich an interessanten Beziehungen aller Art ist, konnte das günstige Vorurteil, mit dem ich dem Anfange des Geschäfts entgegensah, nur verstärken. Ich verdankte meinem alten Gönner Rosenkrantz, der stets bei vorkommender Gelegenheit zuerst an mich dachte, abermal alle diese Vorteile; daß ich unter unmittelbarer Leitung seines Departements arbeiten sollte, daß ich dadurch in tägliche Beziehungen mit dem Gouverneur von Lauenburg, meinem verehrten Freunde Kay Reventlow treten würde, waren ebenso viele günstige Umstände, deren Wert ich wohl zu schätzen wußte.

Ich gewann Zeit, einer festen Anstellung mit Ruhe entgegenzusehen, — die Mittel, mein kleines Vermögen, das in meiner schwankenden Lage und unzureichenden Einnahme durchaus nicht gesichert werden konnte, zu konsolidieren. — In der That hat diese Kommission mir alle jene Vorteile und noch viel mehr gewährt. Der Muße, die sie mir für eigene Beschäftigung ließ, verdankt unter anderen der bei weitem größte Teil dieser Blätter seine Entstehung.

Den, der bloß der Gegenwart lebt und keine Zukunft hat als seine eigene, geht auch die Vergangenheit kaum anders als wie

Sache der Neugier an. Wer aber zu künftigen Geschlechtern hinausblicken darf, der fühlt sich ihr näher befreundet und das Bedürfnis, sie in seinen Kreis hineinzuziehen. So hatte ich schon seit Jahr und Tag mich mit der Sammlung von Nachrichten und Exzerpten über unsern ehrenwerten Vorfahren Johannes Rist beschäftigt und ein ziemlich starkes Heft zu seiner Charakteristik und Lebensgeschichte zusammengeschrieben. Dabei brachte ich sorgfältig von Freunden und auf Auktionen so viele seiner Werke, als ich habhaft werden konnte, an mich. Es gelang mir auch, den größten Teil seiner geistlichen und viele seiner nachgerade sehr selten gewordenen weltlichen Schriften zu sammeln. Vollständigkeit ist bei seiner Fruchtbarkeit wohl schwerlich zu erlangen; viele derselben mögen schon untergegangen sein bei der Geringschätzung, welche die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts, im Gefühl einer rasch vorgeschrittenen Bildung, den Produkten des 16. und 17. Jahrhunderts bezeugte. Selbst bei meinem Vater war diese so groß, daß er die durch Erbschaft und Kauf in seine Hände gelangten Schriften des Ahnherrn uns Kindern in frühester Jugend als Übung in der Rechtschreibung zum Korrigieren auslieferte. Einen deutschen Parnaß, welcher auf solche Weise verstümmelt worden, rettete noch der gelehrte Sammler Pastor Bolten in Altona, der ihn als ein wertes Geschenk erbat. Durch ein unerwartetes und höchst erfreuliches Zusammentreffen von Umständen erstand ich dieses selbige Buch, beschmiert und bekritzelt von mir in meiner Kindheit, um diese Zeit (1817) wieder in einer hamburgischen Bücherauktion für wenige Schillinge und bewahre es sorgfältig. In diesen Jahren unternahm ich nun auch eine Wallfahrt nach Wedel, dem Wohnort dreier Generationen unserer Stammeltern, um von ihren Spuren zu suchen, was der Zerstörung entgangen sein mochte. Die Ausbeute war aber gering. Noch steht freilich der Roland mit der Inschrift, die besagt, daß Joh. Rist ihn wieder aufrichten ließ; noch findet sich außer dem Flecken ein kleiner Hain von jungen Eichen, vermutlich an der Stelle, wo einst unter den uralten Stämmen ein heidnischer Opferaltar gestanden, auf dem der fromme Mann unter geistlichen Lobliedern mitunter in der Mitte der Seinen ein fröhliches Vesperbrot genossen zu haben bezeugt. Aber weder in der neugemalten Kirche, noch in dem Pfarrhaus,

das jüngeren Ursprungs ist, noch in dem Pfarrgarten, wo er seltene Gewächse gepflegt, noch in dem Kirchenarchiv ist eine Spur mehr von ihm zu finden. Feuersbrünste haben sie getilgt. Seinen Parnaß hat längst der fressende Elbstrom weggeschwemmt. Das hohe Ufer, das jetzt noch den Namen führt, bei Schulau gelegen, ist damals weit landeinwärts gewesen. Der alte Pastor Bendixen, ein 80jähriger Patriarch, gab mir schriftlich und mündlich mit großer Freundlichkeit jede Auskunft, die in seinem Bereich war.

Um Mitte August ward unser Land, besonders diese Gegend, durch die lange angekündigte Ankunft des Königs und der Königin in große Bewegung versetzt. Das neuerworbene Lauenburg sollte besehen und Altona nach langer Abwesenheit — die Königin war in 20 Jahren nicht dagewesen — besucht werden. Bokelmann und ich reisten den Herrschaften nach Oldesloe entgegen, wo sie einige Tage auf dem nahen Gute Fresenburg Hof hielten. Am 13. abends zogen sie dort unter großen Getümmel ein; ich brachte den Abend ganz angenehm im Hause des Advokaten Carstens zu, der sich zu den aufgeklärten Patrioten des Landes zählt, sowie seine Frau zu den Gebildetsten ihres Geschlechts gehört. Am nächsten Tag war große Cour und Mittagstafel. Ich ward von den königlichen Personen und der Herzogin von Augustenburg sehr freundlich behandelt. Der König, dem ich die Hoffnung äußerte, die Liquidation bald beendigen zu können, schüttelte lächelnd den Kopf, — ich kannte damals auch weder den Inhalt, noch den Umfang des Geschäfts. Am 15. empfing die Stadt Oldesloe den Besuch der Herrschaften; es war ein großes Bankett auf dem Rathause zugerichtet, der Markt mit rotem Tuch belegt; feierlich der Empfang. Der dicke und pfiffige Bürgermeister, Etatsrat Decker, ein großer Potentat in seiner Gegend und überall nicht ohne Einfluß durch Gewandtheit und eine Art von prinziploser Tüchtigkeit in allen Geschäften, — glänzte von seligem Selbstbewußtsein und von Schweiß. Er war die Seele des Tags und der Stadt. Komisch-pathetisch der Ausdruck dieser Hochgefühle, als der König die Gesundheit der Stadt getrunken hatte, und Decker die ungeheuere Last zur enthusiastischen Danksagung

herbeiwälzte. Seltsam ist es, die Majestät sich in dem engen Raum einer Kleinstadt bewegen zu sehen, wo sie jedem so gar nahe steht, jede Bewegung sicht- und fühlbar wird, und nichts Geheimnisvolles sie mehr umgiebt. Unser König, der schlicht und gar nicht theatralisch, sondern überall zuhause ist, mag eine solche Probe eher bestehen als mancher andere.

Einige Tage später kamen die Herrschaften nach Altona, wo sie anständig bei Rainville wohnten. Cour, Gastmahl, Ball, Erleuchtung folgten einander; ich wüßte nichts davon zu berichten. Mein Verhältnis schien ganz erwünscht, ohne beneidenswert zu sein. Meine Frau, die im letzten Monat der Schwangerschaft ging, konnte das Glück, den Majestäten vorgestellt zu werden, nicht genießen. Die Kinder führte ich nach dem Vorsprunge eines Elbgartens um den König vorbeifahren zu sehen; und als von der grünen Garde und anderen Reitern umgeben, die Kutsche die Höhe herauffuhr, riefen sie tapfer ihr Hurra! mit. In Altona war großer Jubel, und, wie es hieß, zeigte sich eine lebhafte Zuneigung zu den Herrschern bei dem Volk. Wie tief solche gegangen, will ich nicht untersuchen; nur fand ich auch hier, was ich schon oft beobachtet, daß das Hurra und Vivat meist aus den Kehlen der Buben kam, die solche Aufzüge zahlreich zu versammeln pflegen. Jeder schöpfte Atem, als die Haupt- und Staatsaktion zu Ende war, und die gute Stadt hatte lange Rechnungen zu bezahlen. Mein Freund Blücher, der bei solchen Gelegenheiten seine Rolle meisterhaft spielte und seine und des Königs Würde trefflich zu behaupten wußte, hatte allein den Vorteil davon, wenn es ein Vorteil zu nennen ist, daß er bald nachher ohne Dotation zum Grafen Blücher von Altona ernannt wurde."

Am 6. September wurde unserm Freund seine älteste Tochter Emmy geboren, ein Ereignis, an das sich nicht lange darauf der Tod der alten Doktorin Reimarus anschloß, welcher er Worte der Erinnerung gewidmet hat, die wir bereits an einer andern Stelle mitgeteilt haben*). „Um jene Zeit", so lassen wir ihn dann in

*) Siehe Bilder aus vergangener Zeit, T. II, 2, S. 5 u. 6.

seiner Erzählung fortfahren, „hatten wir einen sehr angenehmen Besuch in Flottbeck. Der berühmte und geistreiche Rechtsgelehrte und Gründer einer neuen Schule, Staatsrat v. Savigny aus Berlin, kam zu Ende September nach Hamburg, wo ihm von den Juristen große Ehre widerfuhr. Dore Hensler, die mir seine Bekanntschaft gönnte, hatte ihm ein Zettelchen für mich geschickt, und ich eilte, diesen so tiefgelehrten als vielseitig gebildeten und liebenswürdigen Mann aufzusuchen. Ich darf sagen, daß mir kaum je der Umgang und die Verständigung mit einem Gelehrten so leicht geworden. Ein höchst einnehmendes Äußere, eine angenehme und gewählte Art sich auszudrücken, ein gediegenes Urteil über alle Verhältnisse bezeichnen in ihm zugleich den Weltmann und den Biedermann. Seine Gesinnung ist unabhängig und der Freiheit zugethan. Es traf sich so, daß er mit Frau und Kind an einem Tage sich in Flottbeck anmeldete, wo wir ganz allein waren. Er kam früh; ich führte ihn in der Gegend umher, während seine lebhafte und gesprächige Gattin, eine geborene Brentano, die Frauen aufs beste daheim unterhielt. Unter lebhaften und für mich höchst anziehenden und belehrenden Gesprächen, in denen jedes wichtige Anliegen der Menschen und der Wissenschaft zur Sprache kam, durchwanderten wir den Park, Dockenhuden, bestiegen die Blankeneser Berge. Es war eine Freude, Savigny die schöne Gegend zu zeigen; er hatte den rechten Sinn für die Natur und wußte jede Schönheit zu würdigen. Achtung und Zuneigung für Niebuhr, die bei ihm bis zur enthusiastischen Verehrung gesteigert ist, war ein neuer Beziehungspunkt für uns. Mit der anspruchslosesten Bescheidenheit erklärte er seinen Freund für den Urheber aller wesentlich neuen Ansichten seiner historischen Behandlung des römischen Rechts. Beide hatten gemeinschaftlich gearbeitet, geforscht und gefunden. Über den Wert der römischen Geschichte als Buch konnte ich doch nicht mit Savigny übereinstimmen. Sie ist auch unvollendet liegen geblieben, und ich fürchte fast, daß eine fremde politische Richtung, zu der er nicht berufen ist, Niebuhr von den Arbeiten abgehalten hat, die zu ihrer Vollendung erforderlich wären, und zu denen sein Aufenthalt in Rom dem gelehrten Forscher allein die Mittel geboten hätte. Hat der solchergestalt mit Savigny ungestört verlebte Tag in mir ein bleibendes und höchst wohlthuendes Andenken hinterlassen, so

mußte es mich nicht wenig freuen, daß auch er noch nach Jahren desselben und unserer auf das freundlichste gedacht hat.

Weniger erbaut war ich in eben diesem Sommer von der Bekanntschaft eines andern berühmten Berliners gewesen, des als Theolog, als Philosoph und als Haupt einer politischen Partei bedeutenden Predigers Schleiermacher, welcher auf einer Luftreise durch diese Gegenden auch nach Flottbeck kam. Es war nicht sowohl die kleine, ein wenig mißgestaltete Person, als der unklare Ausdruck der Züge, das kalte und verhaltene Wesen, was mir an diesem sonst so beredten und in Predigten, Streitschriften und gelehrten Arbeiten so kräftigen und geistreichen Manne mißfiel. Es war ein Etwas, das mir nicht zusagte; auch er, an Selbstbeherrschung gewöhnt, mochte unter Fremden vorsichtig sein zu müssen glauben, wie wenig auch der Ton im Poelschen Hause solche Haltung begünstigte. Gewandtheit und feine Dialektik scheinen die Hauptzüge seines Charakters, ohne daß ich ihm darum eine entschiedene gemütliche Richtung absprechen möchte. Eine Zeit lang an der Spitze der volkstümlichen Opposition stehend, von der öffentlichen Meinung getragen, dann von der Regierung scharf beobachtet und übel angesehen, hat er sich unter allen Verhältnissen durch seine Klugheit so zu stellen gewußt, daß das scharfe Gericht über die sogenannten deutschen Jakobiner ihm nichts hat anhaben können.

Und nun ich dieses Mannes gedacht habe, bringt es auch die Zeit mit sich, daß ich der großen innern Gärung kurz erwähne, welche Deutschland seit einigen Jahren ergriffen hatte, und die in dem siegbewußten Übermut einer zeitgemäßen Richtung in diesem Herbst zu einem Ausbruch kam, der zugleich wie ihr Wendepunkt betrachtet werden darf.

Des Mißmutes und Verdrusses über die nicht erfüllten Erwartungen, der sich seit 1815 der freigesinnnten Deutschen, besonders der Jugend bemächtigt hatte, und dem sowohl Geringschätzung der durch Napoleon prostituierten Fürsten und Minister, als hohe Würdigung der von dem Volke bewiesenen Tugenden und Thatkraft zugrunde lag, ist schon mehrmals Erwähnung geschehen. Es war unleugbar viel Wahres und Rechtliches in dem Gefühl, das Bürgschaften gegen ähnliche Schmach in der Zukunft, gleiches

Recht und gemeinsames Vaterland forderte. Da mögen wenige tüchtige Männer in Deutschland gewesen sein, die nicht in dem Stück eines Sinnes waren. Aber so wie es zur Erwägung der Art, diese Wünsche auszusprechen, und der Mittel, sie zu erreichen, kam, mußten sich die Wege der Besonneneren und der Ungestümen scheiden. Sowie unter ersteren manche Schattierung von Verehrung der Macht, so gab es unter den letzteren auch Elemente des Hasses gegen alles Bestehende, der Selbstsucht, der Eitelkeit, auch wohl düsterer Feindseligkeit gegen alles Herkömmliche und Achtbare. Es währte eine Zeit, bevor die Regierungen, die den Ton der Liberalität angegeben hatten, sich entschließen wollten, den Handschuh umzukehren, und so hatten die allzeit fertigen Schriftsteller Zeit, ihre schönen Worte und Gedanken denen, die keine hatten, feilzubieten. Eine Dreistigkeit, ja Frechheit, wie man sie seit 1791 nicht gekannt, nahm in Flugblättern und Druckschriften überhand. Hohn und Trotz ward den Machthabern öffentlich geboten, ihre amtlichen Blätter geneckt und gehetzt, auch wurden drohende Winke über die Zukunft gegeben. Aber alle diese Reizmittel möchten an der wohlgegliederten Philisterei des in Ämtern und Broterwerb stehenden Geschlechts und an dem eingewohnten Rechtsinn der Deutschen ihre Schärfe verloren haben; denn der durch Vermögen unabhängigen Männer von Bildung giebt es in unserm Vaterland wenige oder keine. Da weckte der Geist der Zeit sich seine eigenen Organe aus einem andern, aus dem künftigen Geschlecht, und richtete sich ein Lob zu aus dem Munde der Unmündigen. Wir sahen die Jugend, die einst erst unsere Stelle einnehmen soll, sich plötzlich an unsere Seite stellen, dann voreilen und sich willig zu Werkzeugen jenes Geistes, der ein Geist des Zerstörens und Gleichmachens ist, darbieten, dessen Ruf wir überhört oder verschmäht hatten. Wir mochten ihnen wie jene Ebräer vorkommen, die den Stempel der Knechtschaft und Erniedrigung aus Ägypten an sich tragend, nicht gewürdigt wurden, das gelobte Land zu sehen, — sie selbst aber hielten sich für jene Jugend, die, in den Wanderungen durch die Wüste herangereift, die Verheißungen des Herrn erfüllen sollte. Und sie haben nicht ganz unrecht; keine Staatsklugheit und kein Polizeizwang wird sie daran hindern; es darf von jener Jugend, ohne knechtisches Vorurteil unter großen

Ereignissen herangewachsen, viel erwartet und viel gefordert werden. Sie haben Last und Schmach getragen; und mögen durch die Gefahr zum Siege gehen! Dies prophetisch! nun wieder zur Geschichte.

In den Zeiten der tiefsten Ohnmacht und Erniedrigung, die nach der Schlacht bei Jena auf Preußen lastete, war in dem Kopf eines Berliner Schulmannes, Jahn, einer der genialen und fruchtbaren Gedanken reif geworden, die auf eine lange Zeit hinaus wirken und ein weites Feld der Wirksamkeit umfassen, eben weil sie aus der Eigentümlichkeit der Zeit gegriffen und gleichsam der Natur selbst abgelauert sind. Je weniger der Urheber ein Mann von großem Geist ist, desto sichtlicher zeigt sich da die Spur des Weltgeistes, der seine Werkzeuge oft unter dem Dach der Polterkammer sucht.

Löblich war an sich der Gedanke, mitten unter der Übermacht eines trotzigen Feindes und eines abgenutzten, unbrauchbaren Geschlechtes sich der Jugend zu bemächtigen, die Kindheit an Leib und Seele zu stählen, so die Söhne zu Kämpfen tüchtig zu machen, die die Väter nicht mehr zu bestehen taugten. Dies zu leisten, erfand Jahn eine offenkundige und doch geschlossene Brüderschaft, die sich unter der gesamten Jugend des deutschen Vaterlandes verbreiten sollte. Zum äußerlichen Vereinigungspunkte diente die Gymnastik, allenfalls durch einige neue Kunstfertigkeiten vermehrt und durch ein System neuer Kunstwörter systematisch umgeschaffen. Die Gesetze des Turnplatzes (alles war ur- und mitunter überdeutsch) banden die Turner, Turnwarte und Turnfreunde zu einem Gesamtinteresse, das nach innen durch die Gesinnung der Freiheitsliebe, des Fremdenhasses, der Enthaltsamkeit und Wahrheit, — nach außen durch Absonderung und Widerstand gegen das Andersgesinnte auch moralischen Bestand erlangen sollte. So bildete sich aus kleinen, unbemerkbaren Anfängen mit den Schülern einer Schule durch schnelles Umsichgreifen und innere Ausbildung der Eigentümlichkeiten des Vereins das Turnwesen. Die Schüler wanderten und wurden Gehilfen und Lehrer; überall fand die Gesinnung anklingende Saiten, die lustige Körperübung, die mit wichtigem Ernst betrieben ward, willigen Zulauf; überall in Preußen entstanden, auch unter der Begünstigung der Regierungen, Turn-

plätze. Nur die Franzosen wußten nichts davon, wenn sie auch ahnen mochten, daß das alles ihnen galt. Als es zum Kriege von 1813 kam, erntete Preußen schon die Frucht dieser Saat. Die Turnplätze lieferten Tausende enthusiastischer Freiwilligen, und die Kindheit, die zurückgewiesen werden mußte, übte sich unermüdet fort in Erwartung künftiger Kämpfe. Was nun vorher in der Stille gewuchert, das trat nach den Siegen und Friedensschlüssen von 1814 und 1815 fröhlich und stolz ans Licht. Nun verbreiteten sich die Turnplätze durch ganz Deutschland, und die Tracht der Turner, ein kurzer, vorn geschlossener Rock, der offene Hals, die weiten Beinkleider erschienen anfangs spärlich und ein Gegenstand der Verwunderung, bald als allgemeines Abzeichen turnerischer Gesinnung. War die Politik und der Freiheitssinn eines der Elemente gewesen, aus dem das Gebäude aufgeführt worden, so gewann das nun in den Forderungen der Zeit neuen Spielraum. Die Jugend hatte sich eine dreiste Zuversicht in ihre eigene Kraft erworben, an hohe Forderungen, Geringschätzung der Gewalthaber gewöhnt. Freiheit und Recht, Volksvertretung, deutsche Nation ward auf den Sammelplätzen laut gepredigt, noch tiefer aber in stillen Zusammenkünften der Vorsteher und älteren Turnfreunde eingeprägt, und was zu einer besseren Gestaltung der Gesellschaft führen könne, erwogen. Jahn, der auf dem Triumphbogen Napoleons vor den Tuilerien Reden gehalten, war der Apostel der neuen Lehre; seine Schüler und Jünger, ernste, blasse Gestalten, zum Teil mit dem Eisernen Kreuze geziert, durchzogen auf regelmäßigen Wanderungen Deutschland, und das Evangelium der Turner verbreitete sich schneller als irgendeine jesuitische Propaganda, weil überall der entzündbare Stoff vorhanden war. Einige Berliner errichteten auch in Hamburg einen Turnverein, der sich aber, Dank sei es dem metallhaltigen Stoff, in dem sie arbeiteten, nie über körperliche Übung verstieg. Ich erinnere mich, daß mir um diese Zeit das Turnbuch, die Sammlung der Gesetze und Regeln des Vereins, in barbarischem Ur- und Undeutsch von Jahn herausgegeben, zuerst in die Hände fiel, und daß ich meinen Freunden mit dem Ausdruck der Überraschung äußerte, in diesem Institut sei allerdings, weil es sich für eine weite Zukunft aller aufkeimenden Kräfte bemächtige, ein Hebel gefunden, um die Staaten

und bestehenden Einrichtungen aus ihren Angeln zu heben. Von dem Geist, der die Turner bis auf die kleinen Knaben beseelte, hörte man in der That seltsame Beispiele. Spartanisch stolz und ernst, vielem entsagend, kleine Genüsse und Spiele verschmähend, hörte man Kinder die Eltern zurechtweisen und sich als integrierende Teile eines großen Vereins betrachten, dessen Ehre und Fortgang ihr höchstes Ziel waren.

Die so zugebildete Jugend, die jungen Männer, die in den Freiheitskämpfen gefochten, fanden sich nun auf den Universitäten ein. An die früheren Turnvereine schlossen sich jetzt, im Gegensatz gegen die Landsmannschaften, die Burschenschaften, die sich durch eine bessere Sitte, brüderliche Eintracht, Abschaffung der Duelle auszeichneten und in engeren Ausschüssen auch politische Gegenstände verhandelten, durch ganz Deutschland mit den Burschenschaften im Briefwechsel standen, einander beschickten, und ein Wesen trieben, das mit allen Zwecken des einst so namhaften und doch noch problematischen Tugendbundes eine größere Ausdehnung und mehr Konsistenz verband. Die Verbindungen, die sich an positive Zwecke knüpften, versprachen auch für das künftige Leben der Verbundenen Bestand. Preußens Ministerium, das letzte, welches auf der schlüpfrigen Bahn der Popularität umkehrte, begünstigte diese Richtung. Wo ein entschiedener Charakter der Art sich finden ließ, ward er in preußische Dienste gezogen, geehrt, — in Berlin oder Bonn zum Lehrer der Jugend angestellt; der Staatskanzler war von Turnfreunden umgeben. In Weimar begünstigte man vor allem diese Genossenschaft, und sie blühte vorzüglich in Jena, während an vielen anderen Orten schon Bedenklichkeiten aufstiegen, die deutsche Kleidung angefeindet ward u. s. w. In mehreren Staaten war die Feier des 18. Oktober auf den nächsten Sonntag verlegt und aus holzersparenden Gründen das Anzünden der beliebten Feuer auf den Höhen verboten worden.

So standen im Jahre 1817 die Sachen, als im Oktober der Jahrestag der Schlacht bei Leipzig und die dreihundertjährige Feier des Reformationsfestes in dem engen Raum weniger Tage zusammentrafen. Die deutschen Burschenschafter hatten sich verabredet, durch Deputationen oder insgesamt diese Tage durch ein feierliches Bundesfest auf der Wartburg, die von der Landesherrschaft dazu

eingeräumt ward, zu begehen. Sie sammelten sich in Eisenach am 17. Oktober, zogen feierlich, schwarzgekleidet, unter Gesängen die Burg hinauf; im Saale der Minnesänger wurden feurige Reden voll Biederkeit, wohl etwas unreif und nicht ohne politische Richtung, gehalten, der deutschen Jugend, ihrer Pflichten und dessen, was die Welt von ihr erwarte, rühmlich erwähnt, ein großes Bundesmahl gehalten, am nächsten Tage gemeinschaftlich das Abendmahl in rührender Sammlung und Feierlichkeit genommen. Es waren auf den Bergen umher Freudenfeuer angezündet worden. Bei einigen derselben war von lustig-ernsthaften Gesellen unter allerlei frechen Reden ein Inventarium von Symbolen der Knechtschaft: ein Korporalstock, eine Gendarmen-Schnürbrust und ein hessischer Militärzopf den Flammen geopfert; hinterher flogen, mit komischen Standreden und Verwünschungen begleitet, Bücher, Zeitungen, Kupferstiche verhaßter Verfasser (Schmaltz, H. v. Kamptz u. s. w.), wie es jedem die Laune eingab, der sich zufällig oder absichtlich an dem Platze eingefunden. Das war allerdings eine Komödie; aber es lag ein bitterer Ernst unter der seltsamen Erscheinung verhüllt: wie schlimm mußte die Zeit sein, wie ohne Würdigkeit und öffentliches Recht das Los der Männer, wenn das tiefgefühlte Bedürfnis sich in der kaum mündigen Jugend Luft zu machen genötigt war, wo es notwendig eine falsche und verzerrte, aber wohl zu entschuldigende Richtung nahm.

Mit der Wartburgfeier, die bald in hundert vergrößerten Darstellungen umher verkündet ward, schien den Regierungen plötzlich ein Schleier von den Augen zu fallen. Anfangs heimlich, dann öffentlich und laut ward der volkstümlichen Richtung wie einem höchst gefährlichen jakobinischen Element der Krieg erklärt, Schriftsteller wurden losgelassen, Maßregeln gegen Studentenversammlungen genommen.

Wie solche Vorkehrungen, der Krebsgang des Verfassungswerkes am Bundestage, der üble Wille der Kabinette das Übel nur ärger gemacht, die Zahl der Unzufriedenen vergrößert, den Äußerungen Bitterkeit gegeben; wie im Jahre 1818 der Aachener Kongreß der höchsten Häupter und ihrer Abgeordneten von dem Unwesen der deutschen Jugend Kenntnis genommen; Herr v. Stourdza in einer geheimen und unzeitig bekannt gewordenen Denkschrift auf die Not-

wendigkeit, den deutschen Universitäten, dem Sitz des Übels, eine strengere Verfassung zu geben, gedrungen; wie dadurch das Gefühl der ganzen Jugend und ihrer Freunde empört worden und in Trotz ausgeartet; wie sich ein düsterer Fanatismus der Seele vieler gutgearteter Jünglinge bemächtigt; wie aus diesem Mißverstand sogar große Verbrechen, und wenigstens auf den Umsturz der Regierungen abzielende, wenn auch unzusammenhängende Pläne in den engeren Ausschüssen besprochen worden; — solches und wie endlich 1819 eine Greuelthat, des nichtswürdigen Kotzebue Meuchelmord durch den Studenten Sand, aus reinem Fanatismus, ohne irgendeine Parteirücksicht, begangen, die Größe des Übels in seiner ganzen Ausdehnung kennen gelehrt; — wie nun unter Wehgeschrei aller Regierungen auf dem Ministerkongreß in Karlsbad eine förmliche Reaktion gegen liberale Ideeen, gegen Verfassungswesen, ja sogar gegen wissenschaftliche Freiheit verabredet und durch den Bundestag Preßzwang, Zensur, Verbot der Burschenschaft, polizeiliche Aufsicht über die Universitäten verordnet worden; — wie dann das preußische Kabinett bei dieser rückgängigen Bewegung sich auch wieder an die Spitze gestellt, strenge Untersuchungen, Arrestationen, Kriminalprozesse gegen unzählige Individuen verfügt, Jahn u. a. auf die Festung gebracht, die Turnplätze bei hoher Strafe geschlossen, nachdem noch wenige Monate zuvor eine ausdrücklich ernannte königliche Kommission das Turnwesen geprüft, unverfänglich und nützlich gefunden hatte; wie die Machthaber durch Umkehr in die grellsten Widersprüche mit sich selbst geraten, Mißgriffe ohne Zahl gemacht, inzwischen aber beschlossen, auf jede Gefahr hin lieber heilige Versprechungen unerfüllt und alles beim alten zu lassen, als ihre Schwäche den öffentlichen Verhandlungen einer Volksvertretung preiszugeben: Das alles, was ich hier kurz berührt, werden unsere Kinder zu ihrem Erstaunen, durch zahlreiche Schriften und mündlichen Bericht der Zeitgenossen, näher kennen lernen. Es war eine höchst merkwürdige und bewegte Zeit. Ich habe manches aus ihr gelernt, und wer nicht gelernt hat, der wird büßen müssen. Seitdem ist der Zustand Deutschlands ein provisorischer Zustand des Zwanges und der Gewalt, die Kraft der Neuerer ist einstweilen gebrochen; aber die Gedanken und der Wille sind geblieben. Von Liebe

und Vertrauen zwischen Fürsten und Völkern hört man nicht mehr reden.

Gelernt habe ich, was man noch heutzutage mit den Menschen ausrichten kann, wenn man die rechten Hebel wählt, wenn man die Waffenlust und körperliche Rüstigkeit der Jugend zur Basis von Gefühlen und Ideeen macht, die überall dem Menschen eingeboren sind — Recht und Freiheit —, die aber, um wirksam zu werden, äußerliche Haltung und Band finden müssen. Überzeugt habe ich mich aber auch, daß der Deutschen unwiderstehlicher Hang zur Übertreibung und zum Läppischen die beste Sache verderben kann, und daß das zweite Joch, unter das die Deutschen wieder gebracht worden, nicht sowohl durch die Kraft der Regierungen, welche wirklich keine besaßen, sondern durch den Widerwillen der Wohlgesinnten gegen das Abgeschmackte und Übertriebene der Deutschtümler zubereitet worden. Der deutschen Jugend im ganzen muß ich zur Ehre nachsagen, daß sie sich durch eine ernstere und sittlichere Richtung auszeichnet, und daß viele von den Jünglingen, die an ebenerwähnten Umtrieben teilgenommen, mir gar wohl gefallen haben. Mehrere der Wartburgredner sind nach und nach in diese Gegend gekommen, nachdem man sie aus langem Gefängnis in Berlin, ohne ihnen Schuld beweisen zu können und doch auch ohne Rechtfertigung, entlassen. Ein Verwandter des mütterlichen Hauses, Fritz Frommann aus Jena, hat jahrelang in unserem Kreise gelebt und unser Vertrauen und unsere Achtung gewonnen. Er hatte auch auf der Wartburg geredet und die Feier im Druck beschrieben. Sein gerader, schlichter Verstand sah in der Schule des bürgerlichen Lebens bald die schwachen Seiten jener Jugendversuche ein, ohne dem Wesentlichen zu entsagen.

Noch in einer andern Hinsicht ward die Säkularfeier der Reformation im Jahr 1817 zu einer höchst merkwürdigen Epoche. Schon lange hatte sich nach dem natürlichen Gesetz der Geisterwie der Körperwelt eine merkbare Reaktion gegen den mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts recht in seiner Blüte stehenden religiösen Rationalismus oder Vernunftglauben erhoben. Die Nüchternheit, die Falschheit und Eitelkeit der Bestrebungen, die göttlichen Geheimnisse der Offenbarungen in das Gebiet des Begreiflichen und Gemeinverständlichen zu ziehen, erregte Widerwillen,

die Lehre von der Haus- und Küchenmoral, die so gäng und gebe ist, und die Kotzebue sogar auf dem Theater predigt, Langeweile, die künstliche oft verfehlte Exegese der Theologen —, Ekel. Einige geistreiche Schriftsteller, Tieck, Novalis, die Schlegel, hatten den Ton der Mystik angegeben; die harten Bedrängnisse der Zeit ließen den dürren Boden nach Labung aus einer höheren Quelle als der des Verstandes seufzen, an der unsere Väter, die sie entdeckt zu haben glaubten, so großes Wohlgefallen hatten. Einzelne Prediger nahmen wieder die symbolischen Bücher zur Hand und predigten von der Sündhaftigkeit der Menschen, der Vergebung durch die Erlösung wie von einem neuen Evangelium; es waren die jüngeren, und großer Beifall begleitete sie. In Kiel stand seit kurzem der durch seine kräftigen Predigten berühmte Diakonus Klaus Harms, vorher in Lunden, seines früheren Standes ein ungebildeter Müllergesell, ein Mann von großem Geist und heftiger Natur, nicht ohne Selbstgefühl und Leidenschaft, doch von frommem und reinem Eifer beseelt; übrigens ein echter Ditmarscher, voll Streitlust, häkelig, weder rechts noch links sehend. Seine Wahl hatte Kiel in Parteien getrennt, noch mehr seine Amtsführung. Er predigte die Kirche voll, die des guten Fokke ward leer; er züchtigte, er pochte, er drohte; sein sinnbildlich und volksmäßig geistreicher Vortrag fesselte das Volk und die Gebildeten; die table d'hôte in den Wirtshäusern richtete sich nach der Stunde seiner Predigt. Bald galt er für einen Apostel, Gläubige sammelten sich um ihn. Der Adel, der aus Instinkt eine Zärtlichkeit für die Rechtgläubigkeit hegt, erhob ihn in den Himmel. So vieler Weihrauch mochte nicht ohne nachteiligen Einfluß auf den kräftigen Mann sein. Er begann zu zanken und zu hadern; seine scharfe Feder, seine Beredsamkeit gewann oft den Vorteil; auch Pfäffisches will man an ihm bemerkt haben: Neigung zum Verketzern. Die Freidenkenden, die Philosophen, die Freunde der Vernunft standen auf wider ihn. Freunde trennten, Familien spalteten sich; da war nur Für und Wider.

Dieser Mann nun, welcher glaubte, durch Krieg und Reibung könne und müsse das Werk des Heils gefördert werden, gab zur Feier des Reformationsfestes 95 Thesen oder Streitsätze heraus, welche in scharfer Sprache die Kirche und ihre Diener wegen ihrer

Abweichung vom wahren Glauben straften, die weltliche Obrigkeit wegen versäumter Pflicht, auf reine Lehre zu halten, zurechtwiesen, die symbolischen Bücher als die einzige Richtschnur der Lehre aufstellten, den neueren Bemühungen, die evangelischen Konfessionen zu verschmelzen, Trotz boten. Das war eine Bombe in eine Pulverkammer. Allgemeines Geschrei entstand für und wider; ein langer Federkrieg entspann sich zwischen Theologen und Orthodoxen; die deutschen Theologen nahmen Anteil, und durch diesen nunmehr ausgesprochenen Streit zweier entgegengesetzten Grundansichten teilte sich die protestantische Kirche in zwei Hälften, von den zum Ärgernis der wohlgesinnten Christen die eine die andere befeindete. Auf derselben Kanzel ward am Vormittag und am Nachmittag orthodox und heterodox gepredigt, und nicht mit der Einfalt und Ruhe der Überzeugung, sondern mit steter verbitternder Rücksicht auf die Andersdenkenden. Ich habe auch in diesem Streit nicht Partei nehmen können. Ich bin der Meinung, daß die wahre Frömmigkeit von Demut, Gelassenheit und Versöhnlichkeit nicht getrennt werden könne, daß Streit der Kirche nie frommt, sondern das Wort Gottes wie eine sanfte Erleuchtung durch Milde und gutes Beispiel frommer Männer gefördert und verbreitet werden müsse. Mir wenigstens ging es so, daß die herbe, trotzige Art, die Drohungen der Harmsschen Thesen und seiner Parteigänger mich verletzten. Ich glaube auch, daß viele durch die bloße Ahnung eines inquisitionsähnlichen, pfäffischen Regiments sich weiter, als zu wünschen wäre, von der Kirche entfernt gefühlt haben. Ebenso wenig und noch weniger, möchte ich sagen, habe ich mich mit dem nunmehr zum erstenmal frech hervortretenden Vernunftstolz der Theologen versöhnen können, welche, nachdem sie so lange Kanzeln und Katheder in Besitz gehabt, eine nüchterne und gänzlich unhaltbare menschliche Weisheit ferner zu verfechten suchten. Es sind mir seltsame Beispiele von plötzlichen Übergängen bekannt geworden. Im allgemeinen schlugen sich die jüngeren Geistlichen zu der alten Lehre, die nun wieder eine neue geworden war. Die älteren hielten standhaft zu der sauer erworbenen Aufklärung. Seltsam genug war es, junge, rotbackige und wohlgemute Pastoren, die sich auf allerlei Weise gütlich zu thun wußten, mit den Donnerworten alter Zeloten, die vor hundert Jahren gescholten, die Sünder erschüttern,

den Zorn Gottes, die Ewigkeit der Höllenstrafen predigen zu hören. Auch da war viel Schlacke und menschliche Schwäche zu finden; man sah aber wohl, daß nach langer Erniedrigung des geistlichen Standes es den Herren ganz wohl that, wiederum mit dem Amt der Schlüssel aufzutreten. Auch dem Nichtgläubigen mußte es erwünscht sein, ein rein Positives als Thatsache vorzutragen, statt eines hohlen und oft schielenden Wortkrams. Wieder war ein kräftiger Geist, ein hohes Geheimnis in die schwachen Gefäße gelegt. Die Regierungen, obwohl oft von beiden Seiten aufgefordert, ein Einsehen in die Irrlehre zu thun, wagten sich nicht mit entschiedener Äußerung hervor, wie nahe ihnen in der That die Entscheidung so großer Fragen, ob die Augsburgische Konfession noch gelte oder nicht, amtshalber liegen mußte. Man schwankte und schwieg, und Spaltung zerriß auf unanständige Weise die Kirche*).

So von allen Seiten durch Verhandlung und Entwickelung der wichtigsten Beziehungen des Menschen lebhaft angezogen, war es mir ganz recht, den Winter in einem großen Mittelpunkt des Austausches zuzubringen. Ich hatte eine Wohnuug bei dem Restaurateur Guillaume auf den großen Bleichen gemietet, die neben manchen Nachteilen den Vorteil darbot, ohne eigene Küche und zu mäßigen Preisen uns beköstigen zu können. Ungewiß, wie lange mein Geschäft dauern könne, hatte ich keine festere Einrichtung zu machen gewagt. Wir hatten sechs Zimmer im zweiten Stock, die zum Teil mit gemieteten Mobilien ausgerüstet wurden. Unser Nachbar auf demselben Flur war Baron Voght, der die Wintermonate in Hamburg zuzubringen pflegte. Das lärmende Treiben unter uns, mitunter nächtliche Bälle, die undeutsche und wenig nahrhafte Küche, der Dampf und Geruch der Speisen, welcher um Mittag das Haus erfüllte, alles dies verleidete uns doch zuletzt die Wohnung nicht wenig, wenn uns auch in anderen Beziehungen der Winter auf das angenehmste verging.

Wir verließen Flottbeck erst nach meinem Geburtstage, der auf das freundlichste von Hausgenossen und Angehörigen gefeiert wor-

*) Den Schluß vorstehender Betrachtungen bilden Worte des Trostes und der Hoffnung im Hinblick auf die Zukunft, denen wir im ersten Teil (Einleitung S. XXXV u. XXXVI) ihre Stelle angewiesen haben.

den war, und auch die Mutter folgte uns bald. In geſelliger Hinſicht war ich entſchloſſen, die Vorteile meiner unabhängigen Lage ganz zu benutzen. Ohne irgendeine Verpflichtung, mich mit dem Corps diplomatique in Beziehungen einzulaſſen oder mich von neuem in den Wirbel der großen Schmäuſe zu begeben, die wieder zur Tagesordnung des hamburgiſchen Wohlſtandes zu gehören anfingen, beſchloß ich, auf einen kleinen und ausgeſuchten Kreis mich zu beſchränken, den alte Verbindungen mir zugänglich machten. Von den Geſandten erneuerte ich nur mit dem holländiſchen, Herrn Huygens, den ich von Kopenhagen her kannte, meine Bekanntſchaft. Wir pflegten an dem Wochentage, wo ſeine muntere und verſtändige Frau Geſellſchaft empfing, uns wohl in ihrem Zirkel einzufinden. Übrigens wurden die Einladungen zu großen Schmäuſen abgelehnt; meine Bekannten hatte ich gebeten, mich dazu überall nicht einzuladen; die lange Unterbrechung, die durch meine Abweſenheit in meinen früheren Beziehungen derart entſtanden war, machte dies ohne Unziemlichkeit möglich, und der Sinn meiner Frau für Häuslichkeit ſtimmte völlig mit meinen Neigungen überein, zu denen die Leere der großen Geſellſchaften nicht mehr recht paſſen wollte. Um ſolche leidlich zu machen, dazu gehört eine anziehender gemiſchte und öfter wechſelnde Geſellſchaft als die der hamburgiſchen Schmausgenoſſen, die ſich überall wieder begegnen. Das mütterliche Haus, der Sievekingſche Zirkel, der von J. de Chapeaurouge und Weſtphalen, Benekes, Perthes und anderen näher befreundeten Häuſern, mit denen wir uns wechſelſeitig ſahen, genügten unſeren Wünſchen vollkommen; mit Poels ward ſteter Verkehr, wenigſtens an den Mittwochen, unterhalten, wo Bokelmann, Voght und die Sieveking ſtehende Gäſte waren und wo allgemeine und beſondere Intereſſen auf die heiterſte Weiſe verhandelt wurden. Bei alledem blieben uns viele Abende zum gemütlichen häuslichen Stillleben übrig; wir konnten ſie nicht entbehren und legten uns nie heiterer als nach ſolchen Abendſtunden, wo wir etwas Gutes zuſammen geleſen hatten, zur Ruhe. Selten zog uns das Schauſpiel an; die Stunden ſchienen uns meiſt zu lang und ſelten fühlten wir uns befriedigt, wenn nicht etwa durch eine Oper. Man muß das Mittelmäßige oft ſehen, um ſich damit auszuſöhnen; ſo tritt am Ende die Vergleichung des einen Schauſpielers mit dem

andern an die Stelle der Ansprüche, mit denen man gekommen war, und das relativ Gute befriedigt am Ende auch, indem es den Geschmack verdirbt. So ungefähr erging es unserem Freunde Voght, der auch hier leidenschaftlicher Theaterfreund war. Mir ist es vorgekommen, als sei hier die ehemals freie Kunst zu einem ehrbaren und ehrsamen Handwerke geworden. Zu den Zeiten der Ackermann, Schröder, Eckhof, Brokmann war in der wandernden Lage der Schauspieler noch etwas Romantisches, wie überhaupt in der auflebenden Bildung des Publikums etwas Enthusiastisches. Es gab noch keine stehenden Truppen, keine Pensionskassen, noch das verderbliche Prädikat ‚unser', welches dem Würdenträger die Erlaubnis giebt, sich auf die faule Bank zu legen.

Ich hatte im November die Instruktionen für die königlichen 1818
Kommissarien mit voluminösen Anlagen erhalten und lernte daraus erst den Umfang meines Geschäfts kennen, das etwa 20 einzelne zu erledigende Gegenstände umfaßte, die aber im Laufe desselben sich etwa noch verdoppeln mochten. Die wichtigsten waren: Die Verteilung der Landesschulden auf die dänischen und hannoverisch gebliebenen lauenburgischen Landesteile, die jenseits geforderte, diesseits abgelehnte Übernahme der sich auf beinahe 200,m Thaler belaufenden hypothekischen Domänenschuld, die Ausmittelung der sechsmonatlichen Einkünfte des Herzogtums, die vom 1. Januar bis Ende Juni 1816 wegen verzögerter Übergabe uns zugute gerechnet werden sollten, — zu dem Ende mußten die sämtlichen Amts- und Zollregister von einem Jahr in Kopenhagen und in Hannover doppelt revidiert, moniert und abgenommen werden, welches allein mehrere Jahre, ohne unser Zuthun, verstreichen ließ —; ferner die Auslieferung sämtlicher Lauenburg betreffenden Archive, Akten, Karten, Urkunden, welche zu empfangen der Obergerichtsrat Rönne aus Glückstadt mit Instruktion und Vollmacht von uns nach Hannover geschickt ward; die Bestimmung der Hoheitsgrenze auf der Elbe und Regulierung der beiderseitigen Strombauten, der Schiffahrts-, Fischfangs- und Polizeiverhältnisse auf dem Strom, die Trennung der Predigerwitwenkassen und Regulierung der Brandversicherungsverhältnisse, nebst vielen anderen Punkten, die im Übergaberezeß ausgesetzt waren. Sodann lag

uns die Auseinandersetzung der wichtigen landschaftlichen Verhältnisse ob. Es war der Anteil der Lauenburger an den Gesamtschulden der hannoverschen Landschaften, die Teilung zwischen dem dänischen und hannoverschen Teil von Lauenburg, die hannoverscherseits zu leistenden Beiträge und Vergütungen zu Kriegslasten, Schäden, Lieferungen, welche seit dem Kriegsüberzug von 1806 durch alle Jahre der französischen Besetzung Lauenburg über seine gesetzliche Quote — 2 von 100 — gelitten und geleistet hatte, auszumitteln, wodurch eine unendliche Menge höchst verwickelter Berechnungen herbeigeführt ward; endlich war eine Masse von Forderungen für Leistungen aller Art an die alliierten Truppen in den Jahren 1813/14, die samt den meist ungenügenden Belegen von Hannover als noch nicht reklamiert uns übergeben wurden, zu untersuchen, zu bearbeiten und durch Vermittelung der königlichen Gesandtschaften bei den verschiedenen Höfen zu betreiben.

Solche Arbeiten erforderten eine genaue und vollständige Kenntnis des Landes und der Verhältnisse. Diese fand ich auch bei meinem Kollegen, dem Amtmanne Compe, in der größten Ausdehnung, mit einer seltenen Ruhe und Gewandtheit in Geschäften, Thätigkeit und Rechtlichkeit verbunden. Compe ist ein Geschäftsmann und Beamter, wie es deren wenige geben mag; schon früher galt er für einen der besten Beamten des Landes; zur Zeit der französischen Besatzung und Einverleibung war er die rechte Hand der französischen Administratoren in allem Guten und Erlaubten, ob er sich gleich auf die unscheinbare Stelle eines Friedensrichters beschränkte. Man hatte ihm bei der Abtretung angelegen, seinen Abschied zu nehmen; aber dem alten würdigen Manne lag, wie sehr er sein Vaterland liebte, mehr an der Beibehaltung seines ruhigen Wirkungskreises und an der Abwendung mancher Übel von seinen Untergebenen, als an Beförderung, und man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß Compe eine der besten Aquisitionen gewesen, die Dänemark in Lauenburg gemacht. In dem einsamen Schwarzenbeck, nur durch die Gesellschaft belebt, die sein gastfreies und wohlbestelltes Haus dort versammelte, verlebte er seine Tage unbeweibt in nützlicher und wohlthätiger Geschäftigkeit, der Vater und Beschützer seiner Bauern, der wachsame und strenge Vertreter des Landesherrn, der Vor-

mund, Rater und Vermittler der ganzen Provinz, in der er unbedingte Verehrung und Zutrauen genoß. Da war kein öffentliches und Privatgeschäft, in dem er nicht konsultiert wurde, das Orakel der Beamten, die Zuflucht der Bedrängten. Ich hatte gefürchtet, bei ihm eine Anhänglichkeit an seine alte Landesherrschaft anzutreffen, die dem Hannoveraner verzeihlich gewesen wäre, doch mir das Geschäft sehr erschwert haben würde. Aber ich muß gestehen, daß eine solche Hinneigung, wenn sie vorherrschend gewesen, wenigstens in dem Geschäft nie einen Augenblick dem eigentümlichen Verdienst der Sache Eintrag gethan oder seinem unparteiischen Urteil sich beigemischt hat.

An einem Abend im Herbste trat er zu mir ein: Ein riesengroßer, stark gebauter Mann, mit einem noch über das Verhältnis großem Gesicht von frommem, freundlichem Ausdruck, mit einer blonden Perücke und sorgfältigem Anzug. Es wäre unmöglich gewesen, zu seinem schlichten, anspruchslosen Wesen, das man kindlich nennen möchte, nicht gleich Zutrauen, für die einfache und runde rechtliche Art, das Geschäft und alle Verhältnisse zu beurteilen, Achtung zu gewinnen. Er kennt die Lage der Gesellschaft, das Wohl und die Krankheit der Staaten genau; denn er hat sie an der Quelle studiert; und was er denkt, teilt er mit der Zuversicht des furchtlos Redlichen mit. Meine Geschäftsverhältnisse zu diesem Manne gehören zu meinen angenehmsten Erfahrungen im Leben. Wir haben uns stets in die Hände gearbeitet, einander aufgeklärt, unsere Ideeen ausgetauscht, und es hat nie gefehlt, daß wir das rechte Resultat gefunden, weil wir beide nur das Rechte gewollt und jede Persönlichkeit beiseite gesetzt. Sind wir in etwas nicht gleicher Meinung gewesen, so war es in Rücksicht auf den fast zu geringen Wert, den er als Administrator auf die Formen der Verhandlung zu legen pflegte; aber da verzichtete er willig auf seine Meinung, sowie ich auch sorgfältig vermied, je daran zu erinnern, daß ich den Vorsitz von dänischer Seite führte. Ich habe viel von ihm gelernt und darf mir schmeicheln, daß auch er mit seinem Kollegen zufrieden gewesen ist; ohne Worte sagte seine vom ersten Augenblick an vertrauensvolle Offenheit mir dies.

An der Spitze der zur Bearbeitung der landschaftlichen An-

gelegenheiten uns zugeordneten, aber nur durch uns mit den hannoverschen Kommissarien in Verbindung stehenden Deputierten der Ritter- und Landschaft stand der Landsyndikus Etatsrat Gottschalk, seitdem Regierungsrat, ein gewandter und fähiger Geschäftsmann, dessen Ruf aber im übrigen nicht der beste war. Wir haben nur schriftlich mit den Herren kommuniziert und sind gut mit ihnen gefahren. An Herrn v. Duve, dem Hannoveraner, den ich schon oben charakterisiert habe, fanden wir einen eben so wohlgesinnten als bequemen Mitarbeiter. Er hatte sich nach Hamburg als auf einen Ruheposten senden lassen, ging treulich in allem zur Hand, faßte immer die richtige Seite der Sache auf, chikanierte nicht, brachte keine Selbstsucht ins Spiel. Auf der andern Seite hatte er leider aber auch wenig Neigung, irgendetwas auf sich zu nehmen; durch stetes ad referendum Nehmen und Berichten wurden die Sachen verschleppt, und Duve hatte nicht Einfluß genug, auch durch die wiederholtesten Aumahnungen die Trägheit der hannoverschen Kollegien zu überwinden. Wir sahen uns wenig und waren doch die besten Freunde. Alles ward schriftlich verhandelt. Sein Kollege, der Bürgermeister Vogele in Zelle war der eigentliche Rechner für die landschaftlichen Sachen, ist aber durch alle Befehle und Anmahnungen nicht zu bewegen gewesen, persönlich hier zu erscheinen, wo durch seine Gegenwart vieles leichter und schneller gegangen wäre.

Am 29. Januar 1818 hielt die Kommission ihre erste Sitzung bei mir. Die Verhandlungen wurden durch kurze Reden und Gegenreden eröffnet, dann beschlossen, statt eines Protokolls der Sitzungen die Gegenstände in förmlichen Noten zu verhandeln, welches aber nicht die Abfassung eines besonderen Protokolls von unserer Seite überflüssig machte. Compe übernahm die Redaktion desselben nach jeder Sitzung. Der Anfang ward mit Ausmittelung der Grundsätze für Annahme und Bestimmung der Volkszahl in den beiden Landesteilen gemacht, und dann folgten sich schnell die beiderseitigen Noten: die Arbeit hatte guten Fortgang, bis sie an der Langsamkeit der beiderseitigen Revisions- und Kammerkollegien einen Anstoß fand. Doch war täglich zu thun. Ich nahm einen hiesigen Bürger als Schreiber an. Die Geschäfte des Expeditionssekretärs mußte ich selbst übernehmen, und mir fiel also die ver-

drießliche Arbeit des Nachsehens und Kollationierens der Kopieen, der Verteilung der zahllosen Anlagen, die Führung eines Journals, die Einordnung und Bewahrung des Archivs zu. Denn Compe konnte nicht auf lange Zeit von Schwarzenbeck abwesend sein, sowie auch dem alten Mann das Wirtshausleben wenig behagte. Wir korrespondierten dann in der Zwischenzeit wöchentlich ein paarmal mehr oder weniger ausführlich. Die Versendung der Akten und Ausfertigungen im Entwurf und in der Reinschrift ward dadurch oft erforderlich. Die Arbeit verteilten wir nach Billigkeit und mit gegenseitiger Rücksicht; die Berichte übernahm ich alle, Compe die meisten Rechnungssachen.

Je weniger ich die Dauer dieses Geschäfts voraussah, um desto mehr behielt ich den Plan, eine feste Anstellung zu finden, im Auge, deren Wünschenswürdigkeit mit der Zahl meiner Kinder wuchs. Es fehlte in dem vorigen und in diesem Jahr nicht an fehlgeschlagenen Versuchen. Ich hatte bei der Erledigung der Ämter Pinneberg, Flensburg und Segeberg um solche angehalten. Meine Gesuche an den König waren jedesmal von Briefen an den Kammerpräsidenten, Staats- und Finanzminister v. Mösting begleitet; dieser Mann aber, im Punkt der Unzugänglichkeit und Stummheit ein anderer Richelieu, erwiderte mir auch keine Zeile, und ungeachtet der schmeichelhaften Aussichten, die wohlgesinnte Freunde in den Herzogtümern und in Kopenhagen mir gaben, wurden der junge Levetzau, dessen Schwester Hofdame ist, und der junge Rosen, der in Kopenhagen unter dem Minister gearbeitet, befördert; doch darf nicht verschwiegen werden, daß beide in dem Fache als tüchtig betrachtet werden durften. Mit Levetzau stand ich übrigens nebenbei bemerkt in gutem Vernehmen von meiner Hamburger Zeit her, indem er vor meinem Eintreffen die dortigen diplomatischen Geschäfte besorgt. (Vgl. T. II, S. 22.) Zu Ende 1817 erhielt ich von meinem ehemaligen Nachbar und Freund, dem Kammerherrn Ahlefeldt in Hadersleben, die vertrauliche Mitteilung, daß er um seinen Abschied einzukommen entschlossen sei und nichts mehr wünsche, als daß ich dieses Amt suchen und erhalten möge, wo man mich kenne, und ich von den Beamten gern gesehen sein würde. Er selbst äußerte gegen mich und nachher wiederholt in Kopenhagen, daß er mich für den

tüchtigsten Mann zu dieser Stelle halte. Ich gestehe, daß dieser Beweis des Vertrauens, diese günstige Meinung von einem kompetenten Richter mich wahrhaft rührte und mir in mancher Hinsicht schmeichelhafter war, als wenn ich der königlichen Gunst das Amt verdankt hätte. Ich hielt darum an: Ahlefeldt wirkte so gut er konnte: aber ich erhielt es nicht. Die Weitläuftigkeit der Geschäfte dieses Amts, die ich durch Ahlefeldts eisernen Fleiß genugsam kennen gelernt hatte, die geringe Annehmlichkeit des Orts, wo mein guter Hjort seitdem zu den Vätern versammelt worden, waren Beweggründe genug, um mich allenfalls zu trösten. Auch um diese Zeit ward eine Regierungsratsstelle in Ratzeburg vakant. Graf Reventlow, der Gouverneur, gab sich alle Mühe, mich zu vermögen, darum anzuhalten, wozu ich aber besonders wegen der kollegialischen Verhältnisse mit dem Regierungsrat Böhmer, und auch weil ich überhaupt keinen zweiten Posten wünschte, wenig Lust bezeigte. Sein wiederholtes Andringen hätte aber doch vielleicht meine Abneigung besiegt, zumal da ich es wirklich für ein Glück gehalten haben würde, unter einem so verehrten Chef wie Kay Reventlow zu arbeiten, wenn nicht mein alter Freund Prehn die Stelle gewünscht und erhalten hätte. Ich freute mich nicht wenig, als die Gefahr vorüber war, und mein Gönner entzog mir seine Freundschaft nicht.

Die Aussicht zur Errichtung eines Gesandtschaftspostens in Hannover, zu dem man mir früher einige Hoffnung gemacht hatte, und der auch gewiß in manchem Betracht von Nutzen hätte sein können, entfernte sich immer mehr. Rosenkrantz gestand mir geradezu, daß er den Gehalt dazu nicht auszumitteln wisse, indem die Finanzen ihn sehr knapp hielten. Inzwischen ward der Gesandtschaftsposten in Eutin und Oldenburg vakant durch den Tod des alten Römeling. Ich hielt unverdrossen um diese angenehme sinecure an; es war aber ein Adjutant vorrätig, der solche auch wünschte und natürlich erhielt. Ein Jahr nachher, im Lauf von 1819, hielt ich mit eben dem Erfolg um die erledigte erste Beamtenstelle zu Lauenburg an. Mein guter Compe hätte mich gar zu gern zum Nachbar gehabt und versprach, mir auf alle Weise in dem für mich neuen und etwas bänglichen Geschäft der Hebung und Registerführung, die im Hannoverschen dem ersten

Beamten obliegt, an die Hand zu gehen. Ich gestehe, daß diese Aussicht und der unschätzbare Vorteil, in einem Lande angestellt zu werden, wo eine Verfassung und feste Regeln für die Verwaltung bestehen, mich diese fehlgeschlagene Hoffnung mehr wie eine der andern bedauern ließ. Um alle ähnlichen unangenehmen Erfahrungen zusammenzufassen, will ich hier gleich noch bemerken, daß ich in der Folge noch um das Amt Ratzeburg anhielt, aber es ebenso wenig erlangte, da der zweite Beamte, ein geborener Lauenburger, dazu befördert ward. Ich hatte freilich, in dem Gefühl, daß man den neuen Unterthanen bis jetzt zu oft vorbeigegangen war, in meinem Gesuch an den König ausdrücklich erklärt, daß ich mit meinen etwaigen Ansprüchen zurücktreten würde, im Fall der Dienst einem gebornen Lauenburger erteilt werden sollte.

So konnte man wenigstens nicht sagen, daß ich es darauf anlegte, mein Wartegeld unthätig zu verzehren. So viele fehlgeschlagene Versuche aber ließen mich ungefähr einen Schluß ziehen, was ich unter der gegenwärtigen Administration zu erwarten habe. Ich kann nicht sagen, daß ich mich gekränkt fühlte, denn der laut ausgesprochene Wunsch meiner Landsleute, und selbst der Lauenburger, mich da oder dorthin versetzt zu sehen, die Würdigung der trefflichsten Männer entschädigte mich reichlich für eine Zurücksetzung, die ich nur auf Rechnung derjenigen meiner Eigenschaften setzen durfte, welche mir gerade in Kopenhagen keine Gunst erwerben konnten, wenn ich mich ihrer sonst auch nicht zu schämen brauchte. Unabhängig denkende Männer, — solche, die irgend entschiedenen Grundsätzen huldigen, werden von den Ministern, die nur biegsame Werkzeuge wollen, eher vermieden als gesucht.

Zu Ende Juni kam der König nach Itzehoe, um dort einige Truppen zu mustern. Ich machte mich mit meinem treuen Gefährten Bokelmann wieder auf. Wir schliefen in Rantzau, warteten am 28. dem Könige auf, dessen späte Ankunft das ganze Städtchen in die lebhafteste Bewegung setzte, speisten am Abend beim Amtmann Ahlefeldt, dann an königlicher Tafel und reisten am nächsten Tage wieder nachhause. Der König war sehr gnädig; begnügte sich aber wegen meiner Anstellung mit allgemeinen Versprechungen.

In diesem Sommer verbreitete sich auch nach Hamburg jene wunderlich ansteckende, tragikomische Judenverfolgung, die in Würzburg und Meiningen mit dem hieroglyphischen Ruf ‚Hepp! Hepp!‘ begonnen hatte, und sich gleichsam instinktartig durch ganz Deutschland fortpflanzte. Bei solchen Gelegenheiten zeigt sich, was allgemeines Gefühl geworden ist. Der Unwille gegen überhandnehmenden Übermut und Wuchergeist der Juden lag überall im Volk bei Hohen und Niederen, äußerte sich aber im ganzen mehr spaßhaft als ernstlich. Wie wohldressierte Geschwader bewegten sich die Haufen der rohen Masse und auch der feineren, von einem unsichtbaren Kommando geleitet, zum Steinregen und zu andern Expeditionen der Art. Es war, als wollte man der Staatsgewalt und ihren Schützlingen nur zeigen, wie man rücksichtlich der letzteren gesonnen sei, und in welchem Sinne man die hohe Protektion, welche die großen Mächte in Frankfurt und bei den Hansastädten ihnen angedeihen ließen, betrachte. Es zeigte sich auch, was die Masse, wenn sie einig ist, vermag, und wie sie selbst sich Maß und Ziel vorzuschreiben weiß. Die Tage waren wie der 24. Februar 1813. Der Spuk gab sich, nachdem man das Mütchen gekühlt, von selbst. Bremen und Lübeck, denen man die Israeliten aufdringen wollte, wehrten sich mit Nachdruck und Würde, und bis jetzt mit Erfolg.

Im September hatte ich das Glück, dem Grafen Christian Bernstorf hier zu begegnen. Er war vor kurzem aus unserm in königlich preußische Dienste als Staats- und Kabinettsminister übergegangen. Alle wunderten sich, viele tadelten den Schritt; und konnte ich gleich den, der aus den engen und peinlichen Verhältnissen unseres Dienstes in einen größeren Wirkungskreis überzugehen für gut fand, im allgemeinen nicht tadeln, so schien doch in diesem Fall so viel Gewagtes, so viel Unerfreuliches in dem Übergang eines Gesandten zu dem ersten Platz im Kabinett des Hofes, bei dem er accreditiert war, daß ich nicht ohne große Besorgnis der Ankunft des Grafen entgegensehen konnte, der sich zum Aachener Kongreß begeben sollte. Seine Gegenwart und vertrauliche Mitteilung, der er sich mit der gewöhnlichen Offenheit hingab, nahm jene doch nicht ganz hinweg. Bernstorf war ganz der Alte; er verhehlte nicht, daß, nachdem er schon den dringenden

Antrag des Fürſten Staatskanzlers und des Fürſten Witgenſtein mehrmals abgelehnt, am Ende ſeine Abneigung gegen den Schritt den fortwährenden Beredungen, den glänzenden Anerbietungen gewichen ſei; doch nicht ohne ſeines Königs entſchiedene Billigung. Hardenberg hatte das Bedürfnis gefühlt, bei abnehmenden Kräften einen Mann von anerkanntem Charakter und Talent, der den übrigen Höfen, namentlich Rußland und Öſterreich, angenehm ſei, an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten zu ſtellen, um dadurch dem Einfluß und den Anſprüchen W. v. Humboldts ein Gegengewicht entgegenzuſetzen. Dieſer ſtand erklärt an der Spitze der liberalen Partei; es war niemand im Lande, der ihm hätte den Rang der Talente, die Anſprüche auf die erſte Stelle ſtreitig machen können. Bernſtorf ſtand frei von Parteiverbindungen da, — und ſeine Grundſätze ſtimmten nur zu ſehr zu der Reaktion im antiliberalen Sinn, die man vorhatte. Daß die Zerrüttung ſeiner Vermögensumſtände nicht geringen Teil an ſeinem Entſchluß habe, leugnete er nicht; — dennoch ſei es ihm ſelbſt beinahe ein Rätſel, wie es gekommen. Froh war er keineswegs zu der Sache, deren große Schwierigkeiten er nicht leugnete, ohne ſie doch zu fürchten. Sein Gemüt, das an Dänemark hing, litt am meiſten dabei. Trotz ſeiner glänzenden Lage dauerte er mich —; er, der zartfühlende, der kränkliche, der nicht arbeitsluſtige Mann; der Fremde unter ſoviel Neidern und Feinden, der rechtlich Geſinnte, der ſich den Unwillen aller Freunde verfaſſungsmäßigen Rechts und der Gedankenfreiheit zuziehen, vielleicht bald mit geknicktem Ruf von dem Schauplatz wieder abtreten ſollte, auf dem ihn nur das Anſehen des Staatskanzlers halten konnte! — Ich war ſo viel als möglich an den anderthalb Tagen, die er in Altona zubrachte, mit ihm. Wir aßen zu Mittag bei Blücher. Auf den nächſten Morgen um 8 Uhr lud er mich zum Frühſtück zu ſeinem alten Freunde Dr. Mumſen, wo wir ſelbdritte noch eine Stunde zubrachten, alle ſehr weich geſtimmt. Die ſchönen Taſſen, manches werte Andenken, den feſtlichen Schlafrock hatte der Greis dem werten Gaſt zu Ehren hervorgenommen, die weiſen Lehren der Alten, denen er ſich verwandt fühlte, ſtanden ſeinem Munde gar wohl. Acht Monate ſpäter ſtand ich am Tage ſeines Todes an ſeinem Sterbelager; er reichte mir die Hand; er erkannte alle

Freunde; das Leben verloſch ohne Kampf in ruhigem Bewußtſein. ‚Nach wenigen Stunden werde ich wiſſen, wie es drüben ausſieht‘, ſagte er. Wir beſtatteten ihn auf dem benachbarten Kirchhofe, wo er dicht unter dem Fenſter ſeines ehemaligen Zimmers ruht. Von Bernſtorf aber nahm ich unter den hohen Bäumen Abſchied und habe ihn ſeitdem nicht wiedergeſehen.

Um dieſe Zeit wurde ich zum Mitglied der Zentraladminiſtration der patriotiſchen Geſellſchaft gewählt. Wie geneigt ich auch den Zwecken dieſes Vereins, und wie überzeugt ich auch war, daß ſich durch das Zuſammenwirken rechtlich geſinnter Männer manches Gute ausrichten läßt, was weder im Bereich des einzelnen, noch der Regierungen liegt, ſo hatte ich mich doch bisher der Annahme einer Stelle in der Zentraladminiſtration geweigert, weil ich meinen Aufenthalt in dieſer Gegend nur als vorübergehend betrachten durfte. Ich ergab mich diesmal in des guten Lawaetz und beſonders in Poels Zudringen, der durch mich die Partei der Vernünftigen (denn es gab auch Schwache und kleinlich Geſinnte unter den Zwölfen) zu verſtärken wünſchte. Wider alle meine Erwartung habe ich meine drei Jahre auch nicht nur ausgeſeſſen, ſondern ſogar überlebt. Ich ward der Sektion für Vaterlandskunde zugeordnet, die während des erſten Jahres durch des Kammerjunkers Levetzau Abweſenheit in Pinneberg, und auch wohl durch ſeinen Eigenſinn, in einer völligen Unthätigkeit blieb, ſo daß ich nicht einmal das Archiv zu ſehen bekommen konnte. Im Sommer 1819 übernahm ich das Sekretariat und fing damit an, das Archiv zu ordnen und zum Druck zu benutzen. Ich bin ſeitdem ein thätiges Mitglied des Vereins geweſen und habe geſucht, ſoviel an mir war, in Verbindung mit meinen Freunden den Arbeiten eine zweckmäßige Richtung zu geben. Manche treffliche Idee und ihre Ausführung verdankt das Inſtitut unſerm Poel: die Sparbanken, die Armenberichte, die Korreſpondenz über Altertümer, die Lokalchroniken. Das Vorwort zum erſten Bande der ‚Mitteilungen zur Vaterlandskunde‘ iſt von mir. Bokelmann gab für die Sektion des Ackerbaues die landwirtſchaftlichen Hefte heraus, zu denen Vogt vortreffliche Beiträge lieferte. Die monatlichen Sitzungen waren oft höchſt intereſſant und an mannigfaltigen Beziehungen reich; ich habe ohne Not im Winter und

Sommer bei keiner gefehlt, bin mit manchen wackeren Männern näher bekannt geworden und habe mich dadurch noch mehr von dem Nutzen, sowie von dem Reiz, den Männervereine zu öffentlichen Zwecken haben, überzeugt.

Wir hatten für diesen Winter übrigens eine Privatwohnung in der Abcstraße genommen, die uns eine ruhigere Häuslichkeit und die Annehmlichkeit eines eigenen Herdes gewährte. Die gute Lage und Nachbarschaft, der große Garten bewogen uns trotz mancher Nachteile von Jahr zu Jahr darin zu bleiben. Unsere Einrichtung war ganz gemütlich; mein Arbeitszimmer stand mit den Wohnzimmern in Verbindung.

Auch dieser Winter verging ohne besondere Begebenheiten auf das 1819
angenehmste in dem bekannten Kreise, unter steter Beschäftigung, die mir Muße genug zu meinen Geschmacksarbeiten und geselligen Beziehungen ließ. Ich konnte nunmehr ungefähr einen Überschlag machen, daß meine Diäten zu meiner Verzehrung hinreichten, und ich also meine eigenen Zinsen, die sich durch günstige Umstände so weit vermehrt hatten, und meine Wartegelder zu Kapital schlagen durfte. Leider standen meine holsteinischen Kapitalien sämtlich in Grundstücken guter Freunde, welche mit Mühe die Zinsen, auf keine Weise aber das Kapital zu zahlen imstande waren, und gegen die ich auch keine Maßregeln zur Sicherung meines Eigentums nehmen durfte und wollte, das in schlechter Priorität stand und nunmehr bei ganz gefallenen Güterpreisen sehr exponiert war. Die schlechtern Zinsen und die Gefahr abgerechnet, habe ich auch sonst manche unangenehme Beziehung dadurch mit Menschen gehabt, die mir teuer und wert waren und auch oft den Augenblick verwünscht, wo ich mit Freunden ein Darlehnsverhältnis einzugehen mich gutmütig und unerfahren bewegen ließ. Jedes strenge Rechtsverhältnis, — und das ist das Darlehn, wenn es nicht ein Geschenk sein soll, was zu machen ich nicht imstande war, — paßt besser unter Fremden, weil es entweder, die höheren und zarteren Verhältnisse überwiegend, Freunde entfremdet, oder von ihnen überwogen, dem Berechtigten schädlich wird.

Mein Schwager Charles, der bei der Occupationsarmee im nördlichen Frankreich drei Jahre, die letzten in St. Amand, gestanden, als Brigademajor bei dem General v. Berger, fand sich mit den zurückkehrenden Truppen nun auch wieder ein. Er bekam eine Compagnie leichter Infanterie und kam nach Lüneburg in Garnison, von wo er oft herüberreiten und teils in Flottbeck, teils in Hamburg einen drei- und mehrmonatlichen Urlaub in jedem Jahr benutzen konnte. Mir war er in den nächsten Jahren ein unschätzbarer Gefährte auf meinen Spaziergängen. Sein milder, billiger Charakter, sein sicheres, richtiges Urteil, seine gründliche Bildung, seine schönen Erfahrungen machten seinen Umgang höchst angenehm. Der Graf Kielmannsegge, sein alter Freund und Gönner, ruhte aber nicht, bis er ihn aus seinem stillen Lüneburg und in die von ihm kommandierte neu errichtete Garde in Hannover gezogen hatte. Im Jahre 1820 und 1821 ward ihm der ehrenvolle Auftrag, in Stade mit dem General v. Berger ein neues Dienstreglement auszuarbeiten."

Die Familie zog in diesem Jahr früher zur Stadt als gewöhnlich, und wurde am 25. Oktober durch die Geburt Wilhelms mit einem dritten Sohn bereichert — ein lieblich aufblühendes Kind, dessen Erscheinen von dem Vater mit rührenden Ausdrücken des Dankes und der Freude begrüßt wird, ihm aber nur zu frühe wieder genommen werden sollte. Damals sprach sich seine Freude beiläufig auch in dem Gedanken aus, daß das Kind eben in Hamburg das Licht der Welt erblickt hatte.

„Weil", sagt er, „es denn nun bestimmt schien, daß jedes meiner Kinder einen andern Geburtsort haben sollte, so war es mir lieb und recht, daß eines von ihnen die gute und werte Stadt Hamburg seine Vaterstadt nennen sollte, in der ich so manche gute Tage verlebt habe, und welcher ich auf so mancherlei Weise angehöre. Sie ist mir dadurch noch werter geworden.

„Einige Zeit vor der Geburt meines Wilhelm", fährt er dann in seiner Erzählung fort, „hatte Freund Bokelmann uns zu unserer großen Freude die Nachricht von seiner Verlobung mit Sophie Sillem angekündigt, welche sich damals mit ihren Eltern in Paris

befand. Sillem, an der Spitze des großen holländischen Hauses Hope, hatte in jenen Jahren in Vereinigung mit dem Londoner Banquier Baring die ungeheuren Anleihen, die Frankreich zur Abtragung seiner fremden Schuld und Kontribution eröffnen mußte, übernommen, ein großes Vermögen erworben und war imstande, seine Tochter, das älteste von elf Kindern, reichlich auszustatten. Dieser in Bokelmanns Lage wesentliche Umstand, mit den guten Eigenschaften seiner Braut verbunden, ließ uns für seine Zukunft die besten Hoffnungen hegen, die auch erfüllt, wo nicht übertroffen sind. Zu Anfang November mußte er nach Paris eilen, konnte aber seinen Posten nur unter der Bedingung verlassen, daß ich die Führung desselben während einer siebenwöchigen Abwesenheit zu übernehmen geneigt sei. Dazu verstand ich mich nun Bokelmanns wegen mit Freude, und auch Rosenkrantz schien gern wieder in politische Korrespondenz mit mir zu treten.

Ich kann nicht sagen, daß die Führung des mir wohlbekannten Geschäfts mir bei meinen übrigen Arbeiten im mindesten lästig geworden wäre. Ich hatte auf diesem Posten andere Arbeit gekannt. Nur vom Depeschenschreiben hatte ich mich entwöhnt. Dieses rastlose Forschen nach angekommenen Neuigkeiten, in deren früherer Meldung und Zusammenstellung, auch wohl Würdigung, das ganze Verdienst des hiesigen Agenten in Ermangelung örtlicher bedeutender Ereignisse besteht; diese posttäglichen französischen Klatschereien, die erst zu einem Schluß gelangen können, wenn alle fremden Posten angekommen sind und wenn der Abgang der Post drängt, — ohne sonderliche Hilfsmittel abseiten eines Corps diplomatique, das hier über nichts unmittelbar unterrichtet ist, und einer Börse, die sich um keine Politik mehr kümmern mag, wurden mir doch wirklich mitunter beschwerlich, je mehr ich ehedem über große Ereignisse und einflußreiche Verfügungen der französischen Machthaber in unserer Nähe mich auszusprechen gewohnt gewesen war. Ich richtete meine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das Innere der städtischen Verwaltung, die dem Nachbarn wichtig sein sollte, aber aus Mangel an Lokalkenntnis und Übersicht in Kopenhagen wenig Interesse zu erregen pflegt. Der im Monat November nach Wien berufene Ministerialkongreß, der über Deutschlands Heil durch strenge Repressivmaßregeln gegen politische Irr-

lehre, Preßfreiheit und Volksvertretung verfügen sollte, gab doch dem Augenblick einiges Interesse. Das Ei, welches die Minister der großen Mächte in Karlsbad heimlich gelegt, sollte hier ausgebrütet werden. Den kleinen Staaten, namentlich den Hansastädten, die eine freisinnige Richtung gezeigt, wollte man überall nicht wohl, und es hatten sich Besorgnisse über ihr Schicksal verbreitet. Aber diese Metternichschen Pläne scheiterten an ihrer eigenen Unhaltbarkeit und sogar an der schwachen Verfassung, die man dem deutschen Bunde gegeben hatte. Württemberg stellte sich an die Spitze der Opposition, und so lebhaft war die Bewegung der minder mächtigen Staaten, so fest im Verlaß auf das bestehende Recht ihre Sprache, so mannigfaltig die Ansichten der verschiedenen Staaten, daß aus dieser drohenden Zurüstung gegen die Freiheit der Gedanken und die Unabhängigkeit der Staaten nur einige halbe und halb ausgeführte Maßregeln hervorgingen.

So schwach war eigentlich durch inneren Widerspruch diese Partei der auf die Macht trotzenden Verfinsterer, daß mein Freund Smidt, den man sich als Bremer Deputierten wegen seiner anrüchigen Gesinnung verbeten hatte, der aber seine Leute kannte, ungebeten und unbesorgt von Frankfurt nach Wien reiste, dort auf das lebhafteste wirkte und vom Fürsten Metternich so gut wie jeder andere zu Tisch geladen ward. An die unwürdige Beschränkung des 13. Artikels der Bundesakte kehrte sich weder Bayern noch Württemberg, noch Weimar und Darmstadt; eine Zensur zu errichten, weigerte sich Oldenburg ganz und gar; mit den Universitäten und Burschenschaften hielt es jeder, wie ihm beliebte; in Heidelberg trugen sie ihre Abzeichen öffentlich fort; kurz: der fehlgeschlagene, am Geist einer Zeit, die die Kabinettspolitik wirklich überwachsen hat, gescheiterte Versuch verlor bald seine Furchtbarkeit. Uns blieb doch in Holstein eine verdrießliche Zensur, die wahrlich nicht durch Mißbrauch der Presse veranlaßt worden war.

Am 31. Dezember kam Bokelmann mit seiner jungen Frau zurück. Als ich an dem Morgen meinen letzten Bericht mit einem besorglichen und ahnungsvollen Vorausblick auf die ungewisse düstere Zukunft des nächsten Jahres, und mit wohlgemeinten Wünschen für das Heil unseres Vaterlandes schloß, war mir

wirklich so zumute, wie ich schrieb. — Und mein Vorgefühl täuschte mich nicht. — In der Nacht reifte bei der Expeditionsarmee von Kadix der Plan zu einer Umgestaltung der Dinge in Spanien, die den ganzen Süden von Europa erschütterte, — und welche noch in der Entwickelung begriffen ist. Am 1. Januar besetzten die insurgierten Truppen die Isle de Leon, und von da an begegneten der vornehm gebieterischen Sprache der Reaktion im Norden und Osten, Freiheitsgesänge und ebenso mißverstandene Revolutionsdekrete aus Spanien und Portugal. Als im Februar Bokelmann mit seiner Frau eine abermalige dreiwöchentliche Reise nach Holland machte, übernahm ich die Geschäfte wieder und verschwieg in den Berichten meine Ansicht über den Zustand von Europa nicht. Mir ward auch diesmal die Zufriedenheit des Hofes bezeugt.

Unser Kreis hatte in diesem Herbst an Karl Sieveking, der als Ministerresident von Hamburg nach Petersburg gesandt ward, einen wahren Verlust erlitten.

Dagegen aber hatte ich die Freude, einen meiner ältesten Freunde, meinen Jenenser Gries, nach 20jähriger Trennung wiederzusehen. Er kam, um seine Vaterstadt und seine Familie noch einmal zu begrüßen und schloß sich mit alter Treue und Lebhaftigkeit an mich. Bei seinem Anblick, — der inzwischen aus einem zarten und zierlichen Jüngling ein kleiner stämmiger Mann und beinahe ganz taub geworden war, — welche Erinnerungen drängten sich aus einer schönen Jugendzeit herzu! Die fröhlichen, ästhetisch-romantischen, ja die geistreichen Stunden, die ich mit ihm, mit Berger, Hülsen, Herbart, Spiegel verlebt hatte, Jena, das Paradies, die Kunitz, das Rauthal, Weimar, alles im frischen Morgenduft des unverzagten Lebens: — und das alles doch so unvollendet, so einseitig, so ohne rechten Haltpunkt, — ein Suchen, ein Hoffen, ein Ahnen! Wie hatten wir die Welt, — wie oft uns selbst mißverstanden, die wir unsere Bestimmung im Reich des Schönen und unsere Freiheit in der Unabhängigkeit von den Banden der bürgerlichen Gesellschaft suchten! Wie vieles hatte ich seitdem erfahren, gelernt, wie hatte mich die Hand der Vorsehung so gütig

zu besserem Heil geleitet; wieviel glücklicher war ich jetzt. Wieviel weniger war es aber der Freund, der sich in das einsame litterarische Treiben der Universität ganz eingelebt, noch immer starr an dem rein ästhetischen Standpunkt klebte, und, abgeschlossen von der thätigen Welt, sich in ein einseitiges politisches wie litterarisches System eingesponnen hatte, mit dem ich nicht mehr übereinstimmen konnte. Jene absolute Vergötterung der Dichtkunst, jener Pantheismus des Schönen fand bei mir keinen Anklang mehr; Goethe war mir nicht mehr in allem ein Heros und Muster, nicht jeder Adelige ein Greuel, jeder Minister ein Verruchter. Ich konnte den Freund wegen solcher Einseitigkeit nur beklagen, nur wünschen, daß so großes Talent, so vieler Scharfsinn, ein so liebendes Herz den rechten Mittelpunkt, das wahre Glück des Lebens gefunden haben möchte, das ihm fehlte. Als Übersetzer hat er Seltenes geleistet; zu ängstliche Treue, und daher Ungelenkigkeit möchte man ihm vorwerfen; ich konnte weder über den Calderon seine ganze Begeisterung teilen, noch in allem seine Wahl und seine Behandlung billigen. Es war die Zeit der merkwürdigen Fehde zwischen Voß und den Stolbergs, wo wir verschiedener Meinung waren; er unbedingt auf des ersteren Seite, ich mit allen Gerechten den Geist jenes mörderischen Angriffs tadelte. So fehlte es an allerlei Reibungen nicht. Er selbst war selten unbefangen genug, der ganzen Liebenswürdigkeit seiner Laune freien Lauf zu lassen; seine Lage in einer zahlreichen, gänzlich unlitterarischen, — oder vielmehr unästhetischen Familie, nicht ganz gemütlich. Daß sie zugleich eine fäakisch schmausende war, wäre ihm, dem lüsternen, in Jena schlecht gespeisten gerecht gewesen; aber die Wirkung der schweren Kost auf das dichterische Gemüt, — die ungewohnten Zeiten, die weiten Wege störten oft den in seiner Klause Verwöhnten; die Gleichgültigkeit seiner Landsleute gegen litterarisches Verdienst verletzte ihn. Die Atmosphäre einer Universität ist so eine ganz andere, als die einer gewerbtreibenden Stadt! Trotz aller dieser Störungen war ihm die treueste Liebe, das wärmste, edelste Herz geblieben, und in diesem Element, in dem Andenken an jene schönen Jugendtage begegneten wir uns ungestört; gar viele Züge und Einzelheiten, die mir entschwunden, waren ihm erinnerlich; er hatte das Protokoll der

Gesellschaft der freien Männer mitgebracht, das uns wieder zu lesen ergötzte. Ihm war jene Zeit die beste seines Lebens, er sah sehnsuchtsvoll nach ihr zurück; er fühlte sich ärmer in der Gegenwart, die ihm nur genommen, nichts gegeben hatte; — ich fühlte mich reicher; — aber das, was mich dazu machte, konnte ich nicht mit ihm teilen; es läßt sich nicht geben. — Er mochte es fühlen; aber er beneidete mich nicht; mir war das Gefühl schmerzlich, so oft wir uns begegneten. Mit uns selbdritte zu essen, seinen Stuhl dicht an den meinigen zu rücken, dann Schlag auf Schlag, war das Gespräch seine Lust. — Zu Ostern schied der werte Freund von uns, um in seine Klause heimzukehren. Schwer ist die ihm auferlegte Prüfung der Taubheit, ohne die auch er ein ganz anderer wäre. Unser Briefwechsel hat, belebt durch stete Fehden, seitdem neues Leben gewonnen.

Im Frühjahr, ehe wir die Stadt verließen, hatten wir die 1820
angenehme Überraschung, unsern lieben Freund Thaden unerwartet bei uns eintreten zu sehen. Er war ganz der treue, feste, heitere Kernmann geblieben, der im Politischen wie im Litterarischen sich seine Welt auf seine Weise apodiktisch zurechtlegte, und mit nichts zufrieden war, das er nicht auf einen Grundsatz reduzieren konnte. Dabei war ihm aber solche Gemütlichkeit, Teilnahme und Frische des Geistes geblieben, daß wir auch ohne seine Versicherung bald inne wurden, es gehe ihm mit seiner zweiten jungen Frau ganz erwünscht. Während der acht Tage, die er bei uns war, gab er uns alle Stunden, die er von seinen Reisegefährten abmüßigen konnte: wir tauschten was Rechtes von aller Art gegen einander aus und trennten uns im fröhlichen Bewußtsein, an einander etwas Unverlierbares zu besitzen.

Eine Art von Freudenfest war für unseren Kreis in den ersten Tagen des Mai die Wahl unseres Karl Sieveking zum Syndikus in Hamburg. Die treffliche Mutter hatte dieses Ereignis, das ihr den Sohn in angenehmen und nützlichen Verhältnissen wiedergeben sollte, lange Jahre hindurch sehnlichst gewünscht. Ihre nächsten Freunde umgaben sie während der ängstlichen Stunden der Erwartung und teilten ganz ihre wohlverdiente Freude, als atemlos ein Bote die Nachricht brachte. Erst ein Jahr später

kehrte der Erwählte von Petersburg zurück. Sein Vorgänger war der franzöſierte, liebenswürdige Doormann, dem man auch manches Verdienſt nicht abſprechen kann. Er hatte vier Jahre bei meinem Vater in Niendorf zugebracht.

Im Laufe des Frühjahrs ſah ich auch Bentzon wieder, der von Paris nach Kopenhagen ging, wo während ſeiner Abweſenheit von St. Croix allerlei Beſchwerden wider ihn angebracht worden waren. Er behandelte dieſe nach ſeiner Weiſe auf das verächtlichſte, rühmte ſich der Gnade des Königs, der Freundſchaft ſeiner Vertrauten. Ich warnte ihn, auf ſo unſichere Stützen zu bauen und in blinder Wut dem Kollegio zu trotzen, welches doch immer die ſicherſten Mittel zu ſchaden beſitzt. Mit tiefem Leidweſen mußte ich mir geſtehen, daß, was er mir von ſeinen unſeligen Familienverhältniſſen anvertraute, und was er ſonſt von ſeinen Lebensanſichten und ſeiner Richtung mitteilte, mir nicht gefiel. In dem unſeligen Beſtreben, reich zu werden, in der materiellen und geringſchätzigen Denkweiſe, die jenes tropiſche Land nur zu ſehr begünſtigt, ſchien doch allmählich der beſſere Kern ſich auszuhöhlen. Bentzon war ſehr unglücklich: ſeinen Sohn und ſeine Tochter hatte ihm der Tod in einem Jahre geraubt, jenen auf dem Eiſe in blühender Geſundheit. Dies war ihm das Signal zur Scheidung von ſeiner Frau, einer Aſtor aus New-York geweſen, von der er ſchon lange getrennt gelebt hatte. — So ſtand er nun ganz allein, ohne Hoffnung, ohne Ausſicht in die Zukunft, mit unwiederbringlich zerrütteter Geſundheit. Es iſt wohl zu entſchuldigen wenigſtens, wenn in ſolchem Elend der ſinnliche Menſch nach Tand und weſenloſen Dingen greift; — ihn doch hätte ſein ſtarker Geiſt, ſein angeborner edler Sinn länger als andere davor bewahren ſollen.

Nach einigen Monaten kam Bentzon von Kopenhagen zurück. Ein Teil meiner Prophezeiungen war eingetroffen. Es war aller Verwendung ungeachtet eine Unterſuchungskommiſſion gegen ihn und die Regierung nach St. Croix abgegangen. Dies kränkte ihn, ohne ihn beſorgt zu machen. Noch immer beteuerte er mir heilig, daß die ſtrengſte Rechtlichkeit ihn geleitet, nur ſeine unerbittliche Strenge in der Ausführung ſeiner Pflichten ihm Feinde unter den Pflanzern zugezogen habe. — Langſam reifte er

auf seinen Posten zurück, von dem er erst suspendiert, dann abgesetzt und zu bedeutenden Erstattungen verurteilt ward. Mehr habe ich nicht erfahren, auch nicht wissen wollen. Immer kann ich mich nicht von dem Glauben an ihn lossagen. Ich wage ihn nicht zu rechtfertigen, aber ich kann ihn nicht verdammen. Geschrieben hat Bentzon mir nie, als wenn er etwas bereute."

Abgesehen von dieser Begegnung wird in den Aufzeichnungen ausführlich eines Ausfluges der Familie nach dem östlichen Holstein gedacht, der sie über Kiel nach Eutin und Lübeck führte und aus dessen Beschreibung die nachfolgende Stelle hier eine Aufnahme finden möge: „Am Morgen nach unserer Ankunft in Eutin, in aller Frühe gingen wir nach dem durch seine Anlage und die herrlichen Bäume wahrhaft großartigen Schloßgarten. Die Sonne leuchtete hell durch die prächtigen Platanen und Kastanien, und auf dem See lagerten noch hier und da die abziehenden Morgennebel. Da suchte uns mein alter Freund der Maler Tischbein auf, den ich schon am vorigen Abend in seiner gemütlichen Wohnung auf ein Stündchen besucht hatte. Unter seinen Bildern saß der alte Künstler mit rotsammetnem Barett, seine fröhlichen Kinder um ihn, gegenüber der riesenmäßige schweigsame Rektor König mit der langen Pfeife. Jetzt hatte er mit seinem Söhnlein Peter, der schon wacker zeichnet, uns aufgesucht, um uns durch seinen Garten, wo einst Stolberg und Jacoby lustwandelten, nach seinem Hause zu führen. Wir besahen seine höchst anziehenden und originellen kleinen Bilder, die in Reihen bedeutsam geordnet und in geistreicher Mischung Lebendiges und Totes, Früchte, Tiere, Gedanken, Menschen und Handlungen darstellten. Das ist seine Stärke, weniger gefällig sind seine historischen Kompositionen. In seiner Werkstatt war ein großes Gemälde angelegt, zwei nackte Jäger auf schönem Rosse, einen Adler und einen Löwen von der Jagd heimschleppend. Die älteste Tochter gehörte zu den lieblichsten Bildern. Aber wir durften nicht lange verweilen, da wir uns in Lübeck angemeldet, welches wir über Schwartau fahrend, zur Mittagszeit erreichten. Durch das günstigste Zusammentreffen begegneten mir im Leithoffschen Garten auf einem Fleck jene werten Männer, die ich in Lübeck zu sehen gewünscht hatte: der wackere, tüchtige, fromme

[illegible] Bürgermeister der Stadt und seine [illegible] Louis Wilhelm. Mit diesen [illegible] Männern, die bei [illegible] Sinn und eine reine Empfänglichkeit mit der höheren Bildung verbinden, brachten wir den größten Teil des Abends in einem heiteren, würdigen Kreise sehr vergnügt zu. Es war mir besonders interessant, die altertümlich feste und tüchtige Bauart dieses, wie mir versicherten, gegen zweihundert Jahre alten Hauses zu sehen, das mit seinen geräumigen Zimmern, Hausgerätschaften und Einrichtungen durchaus einen ehrwürdigen Anblick gewährt. Es ist dieses ein Vorzug, den die neueren Häuser selten haben, und der Geist, der sich in den alten Räumen jeder Stadt ausspricht, mag wohl dem zu verdanken sein, daß bei der Verpflanzung nach den neuen Quartieren der Bürger gewinnen möchte. Aber genug, diese Räume, die ich meine, und die sich den alten merkwürdigen Sinn bewahrt haben, sind nur einzelne.

Der wackere Bruder hatte mir gesagt, am nächsten Morgen um 7 Uhr solle ich um das angekündigte Gemälde seines Sohnes, des Malers in Rom, zu sehen, der als eines der Häupter der neuerrichteten deutschen Schule genannt wird; da ich noch nichts aus dieser Schule gesehen, nur mir die Gelegenheit höchlich erwünscht. Noch eine Stunde saß ich mit dem würdigen, freundlichen Greise, den schöne Erinnerungen ganz vor dem höchst merkwürdigen Bilde, das so viel empfindsame Schönheiten und große Vorzüge als seltsame Eigenheiten hat. Es ist eine Versündigung. Ich trennte mich nur ungern von dem Bilde und dem alten Vater, der es mit großem Wohlgefallen zeigte. — Wenige Monate später war dieser fromme Mann nicht mehr. Der Tod seiner Gattin hatte den gesunden Greis bald nach sich gezogen."

„Von Weltbegebenheiten, die unsere Aufmerksamkeit während dieses Winters spannten, muß ich der italienischen Revolutionen erwähnen, die in ihrer Art, sowie die gleichzeitige portugiesische, höchst merkwürdige Erscheinungen sind. Wie in Spanien, gaben wenige Truppen, die abfielen zogen und die Verfassung hochleben ließen, das Signal; in der Stimmung der Armeen und der Völker lag ihre Kraft. Die höchste Gleichgültigkeit, auch wohl einige Abneigung gegen die Regierungen stellten die Insurgenten

ſicher; das kleine Häuflein war unantaſtbar, keiner hätte eine Hand wider ſie erhoben; allmählich trat alles zu ihnen über; unter den Bürgern aber benutzten einige entſchloſſene, teils leichtſinnige, teils ehrgeizige Parteihäupter, unter denen es doch auch wohlmeinende gegeben hat, die herrſchende Stimmung, um jene Zauberworte, Freiheit und Recht, laut werden zu laſſen. Da rührt ſich denn in vielen Herzen die beſſere menſchliche Natur; man hofft wohlfeilen Preiſes der großen Segnungen teilhaftig werden zu können; die Abgeneigten, die Furchtſamen werden fortgeriſſen, die Könige und Fürſten überrumpelt, verlaſſen, von dem Geiſt der Zeit ſchon eingeſchüchtert, willigen in alles, geben Verfaſſungen, leiſten Eide. Kein Exzeß wird verübt, kein Tropfen Bluts fließt, die ſchönen Reden ſcheinen durch die That beſtätigt zu werden, und andere Völker ſehen mit Sehnſucht nach dem leicht errungenen Paradies. — So ungefähr ſtand es zu Anfang des Winters. — Die Portugieſen und Braſilier waren nicht gut zu erreichen, aber in Italien konnte Öſterreich ſolchen Unfug nicht dulden. Die hohen Häupter und ihre Miniſter verſammelten ſich in Troppau, Wien und Laibach; es gingen von Öſterreich, Rußland und Preußen öffentliche Erklärungen aus, welche den Völkern unumwunden ſagten, daß Europa ſtehen bleiben, an keine Änderung noch Beſſerung der Verfaſſungen gedacht werden ſolle, daß die Gewalt von Gott und die heilige Allianz beſtimmt ſei, dieſen status quo gegen die Neuerer zu behaupten. Frankreich ſtand abſeit, England proteſtierte gegen die ſolidariſche Bürgſchaft der Regierungen, Öſterreich aber ließ marſchieren. Der alte König Ferdinand, ein echter Bruder des feigen Karls IV., der in Bayonne das Reich und den Sohn an die Fremden verriet, kam und beichtete und verleugnete ſeine Eide und rief Blut und Rache über die Abtrünnigen. Die Neapolitaner, halb getäuſcht, halb verraten, leichtſinniges Volk, liefen ohne Widerſtand auseinander, zur ewigen Schmach ihres Volkes nicht nur, ſondern zum Schimpf des Geſchlechts der Männer; keiner von uns wollte es glauben, daß man ſo feige ſein könne. Inzwiſchen ſtand ganz Italien auf dem Punkt loszubrechen. Überall, in der Lombardei vorzüglich, erwartete man nur den leichteſten Widerſtand in den Abruzzen, und Öſterreich wäre in die ſchlimmſte Lage gekommen. In Piemont brach das

Feuer unzeitig aus und ward erstickt, doch nicht ganz ohne Widerstand. — Auch da war ein Prinz an der Spitze der Insurrektion. Fremde Besetzung und eiserne Rute, Militärkommissionen und Jesuiten halten nun jene Länder in strenger Unterwerfung und bereiten so über kurz oder lang neue Ausbrüche vor. — Metternich triumphierte, der Ton der Verfinsterer ward gar unverschämt und trotzig. — Ob sie die Lehre beherzigt haben, ist ungewiß: daß, wo das Volk von den Königen abgewandt ist, ein Hauch hinreicht, um sie von ihren Thronen zu stoßen; daß fremde Gewalt das Übel nur vermehrt; daß alle Völker dasselbe wollen, wenn auch nicht alle stark genug sind, es zu erreichen. — Besser werden die Völker die Lehre gefaßt haben: daß Umwälzungen der Verfassung nicht die Sache von 14 Tagen sind und mit löblicher Ordnung und schönen Worten nicht gemacht werden; daß sich jeder, der ein solches Werk beginnen will oder nur wünschen, wohl vorsehe vor der großen Verantwortung, die er auf sich ladet; daß es besser ist, einen leidlichen Zustand zu tragen, als einen schlimmeren herbeizuführen, daß, sowie es nicht in der Natur des Löwen ist, sich selbst zu fressen, so die Macht nicht geneigt, sich selbst zu beschränken, und daß daher Könige und Prinzen schlechte Revolutionshäupter abgeben. —

Der griechischen Insurrektion, die sich an jene anschloß, darf man nicht unter einer Kategorie mit jener erwähnen. Die ist wenigstens nicht aus einem Übermut der Ansprüche und des Wohlseins, nicht aus bonoparteschen Erinnerungen hervorgegangen. Da gilt es nicht Bürgschaften und Verfassung, sondern Erlösung von schmählicher Knechtschaft, Hervordringen eines Volkes aus tiefer moralischer Erniedrigung, Befreiung von Christen aus der Dienstbarkeit der Türken, Einführung der Ordnung an der Stelle gänzlicher Rechtlosigkeit. Soviel ich habe erfahren können, sind von einem Ende Europas zum andern alle rechtlichen Bürger, alle Gebildeten und Einfältigen, die nicht aus Privatrücksichten ihr Gefühl der Macht verkauft hatten, der Sache der Neapolitaner hold gewesen, haben gute Wünsche für sie gethan; aber wenn auch mancher aus Besorgnis für die eigene Haut den Kopf geschüttelt und sauer dazu gesehen haben mag, so möchte ich doch wetten, daß unter Vornehm und Gering in allen Landen keiner, als der

Etwa in den Kabinetten angestellt ist, gefunden werden mag, der nicht den Griechen Heil und guten Fortgang wünschte, nicht für Europa aus der Vertreibung der Türken Ehre und Vorteil erwartete. Selbst der Nichtswürdigste hat dazu noch Gefühl genug. — Von Wien aus aber haben wir uns sagen lassen müssen, daß der türkische Kaiser ein legitimer Souverän und die Griechen empörte, strafbare Unterthanen sind. Dem Kaiser Alexander hat man bewiesen, daß in Paris jener Aufruhr ausgeheckt und vorbereitet sei. — Viele glauben, er spiele ein tiefes, feines Spiel, das Metternichs anmaßende Staatsweisheit zuschanden machen werde. Ich weiß aber nur, daß auch Alexander sich durch voreilige allgemeine Erklärungen gebunden hat und zwischen zwei bösen Alternativen steht, eine Insurrektion gut zu heißen und zu unterstützen, oder Rußlands und Europas gerechtem Unwillen entgegenzutreten. — Das weiß ich auch, daß, was in den Augen des großen Haufens noch von Achtung vor der Gesinnung der Kabinette dagewesen, an dieser prüfenden Weltbegebenheit zuschanden geworden ist. Die Weltregierung scheint dies Ereignis den Höfen im Augenblick ihres höchsten Triumphes gleichsam wie einen Stein des Anstoßes, an dem alle Gleißnerei zerschellen soll, vor die Füße geworfen zu haben. — Noch schwankt es zwischen Krieg und Frieden; zärtlich nehmen sich Österreich und England des lieben Türken an. Rußland fühlt, daß es den Krieg kaum vermeiden kann, doch fürchtet es, wie billig, den Friedensstand zu stören, auch wohl die gefahrvollen Geschicke eines so bedenklichen Kampfes. Es wird daran gehen müssen, nachdem es den günstigen Augenblick verloren hat, das Verdienstliche geraubt, ein übler Eindruck gemacht ist. Doch dies alles gehört ans Ende des nächsten Jahres.

Von den ersten Monaten dieses Jahres gilt auch die politische 1821
Übersicht am Schlusse des vorigen. Nun mag hier auch noch ein Wort im allgemeinen über unser Verhältnis zur Kirche stehen.

Auch diesen Winter blieben wir, wie die vorigen, regelmäßige Besucher des französisch-reformierten Gottesdienstes, der in einer kleinen, mehr einem Betsaal ähnlichen Kirche in unserer Nähe gehalten ward, der schon die größere Stille und Andacht, der engere Raum, der jedes Wort zu hören verstattet, Vorzüge vor den

großen, ſchlecht gebauten und unruhigen lutheriſchen Pfarrkirchen gab. Ein echt evangeliſcher, würdiger junger Geiſtlicher, Paſtor Merle aus Genf, ſtand ſeit einigen Jahren der Kirche vor. Er gehört zur ſtreng orthodoxen Schule und hat durch die vom inneren Leben zeugende Wärme ſeiner Vorträge, mit welcher die edle, ernſte, äußere Erſcheinung in vollem Einklang ſtand, einen wahrhaft erweckenden Einfluß auf vieler Herzen geübt. — Der kleine Raum wollte die Zuhörer aber nicht mehr faſſen, er ſelbſt fand oft kaum ſeinen Weg durch die Menge der ihm zuſtrömenden Zuhörer. Mag ſeine Jugend, mag der Buchſtabe des ſymboliſchen Lehrbegriffs ihn oft verleiten, das Verhältnis des Menſchen zu Gott und göttlichen Dingen zu enge zu faſſen, und unbedingt zu verwerfen, was Gott von irdiſchen Beziehungen uns als den nächſten Wirkungskreis angewieſen hat, der Diſſenſus unſerer Anſichten, für den ſich kein Ausgleich finden wollte, hinderte aber nicht, daß ſeine Predigten mir nicht reiche Erbauung gebracht hätten*). Auch auf einem andern Wege fanden wir uns nicht ganz zuſammen. Ich habe mich nämlich auch nach meinem Gefühl nicht zu einer Vereinigung oder Brüderſchaft hingezogen gefühlt, noch mich geſellen mögen, die in beiden Nachbarſtädten ſehr ſchätzbare Mitglieder zählt und durch wahrhaft fromme Geſinnung, ohne anderes äußeres Band zuſammengehalten wird. Durch die Brüder von der Smiſſen in Altona, höchſt ſchätzbare Männer, die gleichſam der Mittelpunkt dieſes Vereins ſind, ſteht ſolcher mit dem großen Netz ähnlicher Verbindungen, das ſich durch ganz Europa zieht, in ſteter und enger Beziehung; ſeine Wirkſamkeit, ehrwürdig und ausgedehnt, reicht durch die Miſſionsgeſellſchaft über die ganze bekannte Erde und ſchließt Chriſten aus allen Glaubensbekenntniſſen in dem Geiſt einer reinen und ſtrengen bibliſchen Lehre in ſich. Da löſt ſich der Unterſchied zwiſchen Katholiken, Reformierten und Lutheranern, die Mennoniten gehören ihm an, und nicht ſelten hat man Quäker und andere Sektierer einſprechen ſehen. Ich ehre ſolche Geſinnung und ſolche Zwecke aufs höchſte; doch

*) Vorſtehendes iſt eine Ergänzung deſſen, was in der Einleitung des erſten Teiles S. 34 mitgeteilt worden. Siehe ferner über Werke und Bilder aus vergangener Zeit, T. II, 2, S. 8.

Leugne ich nicht, eine gewisse Scheu zu hegen vor dem vielen äußerlichen Besprechen und Behandeln religiöser Gegenstände, und solches ist, wo nicht eine gute, sichere Leitung besteht, auch nicht ohne Gefahr, wegen der menschlichen Schwachheit, die so gern mit Worten und Begriffen vom Höchsten ein zu verwegenes Spiel treibt, das Gute auf die Spitze zu stellen und sich gegenseitig zu überbieten geneigt ist.

An gemeinschaftlichem Lesen haben wir in diesem Winter etwas Ordentliches gethan, da meiner Frau und mein Geschmack darin übereinstimmte, uns so oft wie möglich die Abendstunden zu diesem Zwecke freizuhalten. Die Romane von W. Scott, unstreitig die bedeutendsten Erscheinungen der neueren englischen Litteratur, und wohl die besten Romane, die je geschrieben worden, hatten uns schon früher die gehaltreichste Unterhaltung gewährt. In diesem Winter lasen wir u. a. den Antiquary und den Old Mortality mit unbeschreiblichem Interesse. Ich zähle letzteren zu den vorzüglichsten dieses Verfassers. Dazwischen als Unterbrechung Voltaire, Siècle de Louis XIV.

Die Liquidation dauerte wider Erwarten immer fort, und ich sah mich genötigt, von sechs zu sechs Monaten die Miete meiner Wohnung zu erneuern. Nicht nur die Kommissarien waren schuld an dieser Verzögerung, sondern die Langsamkeit, mit der uns in die Hände gearbeitet ward. Blieb man uns über einzelne Gegenstände aus Hannover oft jahrelang Antworten schuldig, so ließen dagegen auch die Kollegien in Kopenhagen Sachen von Wichtigkeit ebenso lange unberührt bei sich liegen, besonders war dies bei der Rentenkammer rücksichtlich der Registerabrechnung und der Vorarbeiten zum Regulativ für die Elbverhältnisse der Fall, mit welchen letzteren mein Freund, der geschickte Ingenieur Major Christensen beauftragt, zugleich aber durch eine Menge anderer Aufträge und Reisen von deren Betreibung abgezogen wurde. Wir waren inzwischen nicht unthätig und machten wenigstens alle übrigen Gegenstände, soweit sie in unserem Bereich waren, zum Abschlusse reif. — Die wichtige und schwierige Diskussion wegen der Übernahme der Domänenschulden, bei der es auf die Auslegung

der Traktate von Wien und auf das Zwischeneintreten von Preußen ankam, ward nach langem Schweigen des Departements und ohne uns zu konsultieren, unmittelbar durch eine von Dänemark zu zahlende Aversionalsumme von 100 000 Reichsthaler in Louisdor, abgemacht. Das Geld ging aber in vier Terminen durch meine Hände gegen Quittungen des Kabinettsministerii in Hannover. Es war nicht das erste noch letzte Mal, daß man bei uns, um sich des Eingehens in ein unbekanntes Detail zu überheben, sich zu einer ungünstigen Nachgiebigkeit und Abmachung entschloß. Bei Anschaffung des Geldes fiel man einem Wucherer in die Hände, der die Regierungsgeschäfte hier machte, und der nachteiligste Kurs, der zufällig in diesem Jahre das Gold bis gegen Pari mit schwerem Gelde trieb, machte diese Transaktion noch nachteiliger.

Mit dem Frühjahr waren wir wieder in Flottbeck, wo sich bald auch mein Schwager von Hannover einfand. Der Sommer war der regenreichste, kälteste, und besonders auf der Flottbecker Höhe, unfreundlichste, dessen ich mich entsinne, aber der Herbst sollte noch Böseres bringen." Er gedenkt zunächst einer Krankheit des ältesten Sohnes, die ihn mit Sorge erfüllte, und fährt dann weiter fort: „Während ich dadurch in manchen Bekümmernissen war und wenigstens die Heiterkeit des inneren Lebens sich gestört fand, drangen mehr schmerzliche Ereignisse auf mich ein, von denen die ersten gleichsam als Vorspiele des letzten, am tiefsten empfundenen auftreten. Aber wie oft begegnet es einem im Leben, und so sollte ich es auch jetzt erfahren, daß ein größeres Leid das geringere in den Hintergrund drängt.

Zunächst also berührte mich der Tod meines alten Freundes Edmund Grafen v. Bourke recht empfindlich. Nicht, daß ich ihm mehr auf irgendeine Weise nahe gestanden, ihm hätte etwas leisten oder von ihm empfangen können. Unsere Bahnen hatten sich getrennt. Nur ein treues Andenken bewahrten wir für einander, und es lag für mich eine Art von Beruhigung und Sicherheit darin, einem so würdigen Manne, einem der Besten und Edelsten des Volkes anzugehören. Er war eine der edeln Naturen, die wie ein Bollwerk gegen das Gemeine und Nichtswürdigste zu betrachten sind; zu seiner klaren Einsicht und zu seiner Rechtlichkeit

durfte man fest vertrauen; und war seine thätige Rolle auch ausgespielt, so zierte er doch noch das Land und den Dienst. Wenige solcher Männer, von fester und würdiger Haltung im Leben und von großartiger Gesinnung im Dienst, sind bei uns noch übrig. Einer nach dem andern gesellt sich zu der dahingeschiedenen Generation, der sie angehören. Kay Reventlow lebt noch, aber er neigt sich auch abwärts und die Geschäfte sind ihm verleidet; der Tod solcher Männer aber ist ein Triumph des Gemeinen, das jedesmal schnell in die offene Lücke rückt. Bourke starb nach langer Kränklichkeit in dem Augenblick, wo er sich des Strebens seiner letzten Jahre, des Gesandtschaftspostens in Paris, nach Walterstorffs Tode zu erfreuen hoffte. Von einer ersten schweren Krankheit, die er dort überstanden, kaum erholt, hatte er mir in einigen sehr freundlichen Zeilen noch eben seine unveränderliche Freundschaft und seine Erkenntlichkeit für meine Teilnahme ausgedrückt. So fehlten mir allmählich schon manche der Männer, die, hoch gestellt, mir geneigt waren, und auf deren Wort und That im Leben ich hätte rechnen können. — Erst an solchen Erfahrungen habe ich das zunehmende Alter gespürt. Auch der Unverzagte freut sich doch des Schutzes der Besseren.

Den 28. August traf meinen teuern Freund Perthes der härteste Schlag, indem nach langer Kränklichkeit, und in dem Augenblick doch ganz unerwartet, ihm seine Karoline, geb. Claudius, entrissen ward. Sie war eine Frau von seltener Art und wahrhaft großartigen Eigenschaften. Ihr klarer und frommer Sinn ging, mit Entäußerung von allem Schönthun, aller Ziererei und Eitelkeit, überall gerade auf das Höchste und auf das Rechte. Vor ihrem derben natürlichen Verstande, durch ein unbestechbares Gefühl geleitet, zerfloß die Kunst der Sophisterei, des Witzes und der Heuchelei; Winkelzüge und List hatten keine Gewalt über sie, und der stete Austausch mit ihr diente der lebhaft um sich greifenden, mitunter abspringenden und leidenschaftlichen Natur ihres Mannes gleichsam zum Regulator und heilsamen Haltepunkt. Auf diese Weise, in der unendlichen, beinahe bis zur Schwäche zärtlichen Liebe für ihre sieben Kinder, — durch die innige, ihr ganzes Wesen durchdringende Religiosität, die bis zum vertrauten Umgange mit Gott sich erhob, — war sie die Seele des Hauses und

eines verwandten Kreises. Ihr inneres Leben, im steten Streit und Kontrast mit einer über die Maßen schwerfälligen Person, trug — im 24. Jahr ihrer Ehe — den Sieg über die unbehilfliche Hülle davon. — Perthes mit vier seiner Kinder, die noch zuhause waren, standen um so ärmer und verwaister da, wie sie ihnen viel gewesen war. Aber da zeigte sich die rechte Kraft dieser ungewöhnlichen Natur in der Erhebung über die Schwachheit des Augenblickes. Gottergebenheit von echter Art, Pflichtgefühl und reger Weltverstand im Ordnen und Bedenken dessen, was nötig geworden war, hielten den Mann mitten in dem schwersten Leiden zum Muster und Beispiel seiner Kinder und Freunde aufrecht. Mit den Kindern, unter denen zwei unter zehn Jahren, besuchte er die Grabstätte am Tage vor der Beerdigung, folgte am nächsten mit ihnen der Leiche, las einen der Verstorbenen besonders liebgewesenen Gesang in der Kapelle am Sarge mit lauter und fester Stimme vor, betete ebenso das Vaterunser, als priesterlicher Hausvater, und wandte dann den Hinterbliebenen und seinen zerrissenen häuslichen Verhältnissen seine ganze Sorge zu. — Ich besuchte ihn täglich und erbaute mich an ihm, ohne selbst viel zu seinem Troste beitragen zu können, wo es überall keinen gab. — Hatte ich auch mit der Verstorbenen eigentlich nur durch ihn in genauem Verkehr gestanden, so teilte ich doch nun in dem Freunde ihren ganzen Verlust, — wie ich auch einer der ersten war, denen er seinen Plan, Hamburg zu verlassen und nach Gotha zu ziehen, zur Beratung mitteilte.

Es sollte aber dabei nicht bleiben. Der Tod sollte mir noch näher treten, indem er dicht neben mir eine verehrte vieljährige Freundin, deren täglicher Umgang die angenehmste Gewohnheit geworden war, mitten aus einem Kreis hinwegraffte, dessen Seele sie durch eine beispiellose Regsamkeit und Lebendigkeit, durch ein unbeschränktes Wohlwollen und ein vielseitiges, besonnenes Streben wohlzuthun genannt werden durfte.

Nirgend war Perthes' unersetzlicher Verlust inniger geteilt worden, als im Poelschen Hause, wo man ein das gewöhnliche Maß menschlichen Wohlseins übersteigendes Glück mit dem vollen Bewußtsein eines selten günstigen Loses genoß. Nur durch lange verschmerzten Verlust mehrerer Kinder unterbrochen, hatten Poel

und seine Frau in 35jähriger Ehe sich seiner Dauer erfreut. Das edelste Verhältnis der wie für einander geschaffenen Gatten, sie nach außen für ihn und alle, er nach innen wirkend, mitteilend und belebend; sieben eigene Kinder, an die sich mit gleichen Rechten im Laufe der Jahre ebenso viele Söhne anderer ihnen verwandter Familien schlossen, die im Hause nach und nach erzogen worden, alle des Vaters Unterricht genossen hatten, zum Teil noch genossen; viele treugesinnte Freunde, die Achtung der Mitbürger; eine beneidenswerte Unabhängigkeit von groß und klein, gleichsam über den Wechsel der Dinge hinaus gesichert; eine Wohlhabenheit, die erlaubte, über den Kreis des Hauses hinaus die gemütlichste und ausgedehnteste Gastfreiheit zu üben; endlich eine reiche und vielseitige Bildung, ein durch Wohlwollen und Liebe noch reicheres Herz: welche seltene Vereinigung der wesentlichsten mit den erwünschtesten Gütern!

Poels zarte Gesundheit schien sich völlig befestigt zu haben. Friederike genoß im 53. Jahr einer wahrhaft jugendlichen Kraft und Genußfähigkeit und zählte in vieler Hinsicht noch zu der Jugend. Häufige Wallungen des Blutes, über die sie schon vor mehreren Jahren geklagt hatte, schienen keinem bedenklich, sie vielmehr bestimmt, ein hohes Alter zu erreichen; sie hatte nur für ihren Mann, die Sieveking und Voght zu fürchten, dessen Zustand mitunter Besorgnis erregen konnte.

Der Sommer war ihnen auf das heiterste verflossen. Wer Gesellschaft finden wollte, brauchte sie nur in diesem Hause zu suchen, wo sich jeden Abend ein zahlreicher Kreis von Hausgenossen und Angehörigen versammelte. In dieser Zeit war Frau v. Rodde mit ihrer Tochter auf einige Wochen angelangt und alle genossen den geistreichen und gehaltvollen Umgang der kräftigen, schlichten, man kann sagen, großartigen Frau. Wir hatten am 23. September den Geburtstag der Hausfrau in zahlreicher und fröhlicher Gesellschaft gefeiert. Am Nachmittag des 14. Oktober teilte sie mit sonderbarer Bewegung uns ihre auf einen der jungen Leute gerichteten Besorgnisse bei Lesung einer schönen Stelle aus der Einleitung zu W. Scotts Old mortality mit, die sich auf das versteckte Nagen des Wurms in einer blühenden Gesundheit bezieht. Am 15. abends nachdem sie der Hausgesellschaft etwa

1½ Stunde aus des Abbè Morellet Memoiren vorgelesen und Vogt, im Begriff das Zimmer zu verlassen, um sich zur Ruhe zu begeben, ihr die Hand gereicht, lehnte sie sich plötzlich, mit der Hand nach dem Kopfe fahrend, zurück, stammelte einige Worte und sank dann bewußtlos zusammen, um die Augen nicht wieder aufzuschlagen, wenn auch der Todeskampf sich bis zum 18. Oktober fortsetzte*).

Eine tiefe Trauer ruhte auf dem verwaisten Hause, zu den Leidtragenden gesellte sich nun noch Poels Schwester, die, in Bückeburg selbst bedenklich erkrankt, herbeigeeilt war und die Besorgnisse nur vermehrte, die für Poel und die Sieveking, glücklicherweise ohne Grund gehegt wurden. Man eilte nun Flottbeck zu verlassen, und Ende Oktober fand die Familie sich schon in Altona eingerichtet. Man lernte entbehren, was unwiederbringlich war, und sich zurechtrücken. Lange nachher noch, und wie viel mehr in den ersten Tagen, als schon wieder das Sofa an der Stelle stand, wo sie verschieden war, und vor meinen Augen noch ihr Bild des Schreckens schwebte, war es mir immer als müsse sie hervortreten in den Kreis der Ihrigen und alles nach ihrer Weise grüßen — so lebenskräftig war ihre Erscheinung gewesen.

Von dem Tage an, wo die Familie Flottbeck verlassen, ward Vogt gewissermaßen unser Hausgenosse. In dem Bedürfnis sich anzuschließen und nur mit denen zu leben, die jene Tage mit einander durchlebt, kam er jeden Mittag zu Tisch und brachte den Nachmittag und Abend bei uns zu, tief bekümmert, aber freundlich gegen groß und klein. Ihm war eigentlich die Würze und die Lust des Lebens geraubt, welche er in dem schönen Verhältnis zu seiner Freundin gefunden. Aber seine reiche und vielseitig empfängliche Natur wußte auch das zu verschmerzen und sich gleich wieder eine gemütliche Stellung zu sichern. Auf den Abend, auf die Vorlesungen aus W. Scott, dessen schönes Verdienst er mit seiner ganzen leidenschaftlichen Vorliebe ergriffen hatte, war nun die ganze Aussicht eines anhaltend beschäftigten Tages gerichtet.

*) Von dem ausführlichen Bericht des Verfassers über jene Tage ist ein Bruchstück aufgenommen in den Bildern aus vergangener Zeit, T. II, 2, S. 17 u. 18.

Schon vor der Theestunde mußte angefangen werden, jede Schönheit des Dichters wurde von ihm verstanden. Und dieser selbige Mann brachte den ganzen Vormittag und einen Teil des Winters ganz einsam, mit den trockensten Berechnungen und Untersuchungen über Gegenstände der Landwirtschaft, mit Führung seiner Bücher zu, in die er sich eben so leidenschaftlich zu vertiefen wußte. Vogt war in seinem 70. Jahre, das er um diese Zeit antrat, der entschiedenste, bestimmteste und glücklichste Optimist, der mir begegnet ist.

Um die Mitte November trennten wir uns von Flottbeck und zogen zur Stadt. Ein wunderschönes, frühlingsähnliches Wetter hatte uns die letzen Wochen unseres Aufenthaltes auf dem Lande beglückt. Die brennenden Farben des Herbstes zauberten eine neue Landschaft hervor. In dem schönen Park arbeiteten Ochsen und Pferde im warmen Sonnenschein. Das langsam abfallende Laub, die milde Luft, der leichtbezogene Himmel paßten gar wohl zu der ernsten Rührung, in die der harte Schmerz sich allmählich auflöste. — Es war etwas unsäglich Trübes in der Stimmung dieses ganzen Herbstes, das sich wie ein leichter Schleier auch über die Winterfreuden legte. Laute Fröhlichkeit ward lange in unserm Kreise nicht gehört, die zahlreichen Geburtstage wurden still und in kleinem Verein gefeiert.

Nach außen ist die Welt, indem ich dieses schreibe, gleichsam in allen Richtungen und Dimensionen aufgeregt und in einer innerlichen Gärung begriffen. Im religiösen wie im politischen Leben stehen sich die schneidendsten Gegensätze schroff, und täglich mehr gesteigert, entgegen. Hier der die höchsten Interessen berührende, tief in das Innere eingreifende Streit der Indifferenten und Rationalisten gegen die Frommen und Orthodoxen; dort der täglich deutlicher ausgesprochene Kampf des dritten Standes gegen die Privilegierten, des Volks gegen die Throne, weil sie gemeines Recht versagen und fortwährend Willkür üben wollen. Zurückgedrängt und dadurch zerstreut in zahllose falsche Richtungen, greift dies bittere Gefühl täglich mehr um und unter sich. Schon hat dies allgemeine Gefühl gesiegt, schon hat dem Wesen nach in der

Stelle des Adels eine Ausgleichung ſtattgefunden; die Verſuche des Hallerſchen Syſtems, den Scheintoten ins Leben zu rufen, ſcheitern an der Natur der Dinge und dem geſunden Urteil der Maſſe; ſchon iſt die Macht der unumſchränkten Miniſter nur noch eine ſcheinbare, weil ſie nur äußerlich iſt und mit dem Gebot nicht mehr die Überzeugung und die Unterwerfung der Geiſter einherſchreitet, weil Achtung und Vertrauen die Macht nicht mehr umringen."

Nachdem der Verfaſſer dann auf die Bewegungen zu ſprechen kommt, die ſich im Süden Europas zutrugen, und daran Bemerkungen knüpft, die wir in der Einleitung, S. XXXVII, mitgeteilt, wendet er ſeinen Blick der engeren Heimat zu, welcher ihm deren Lage in einem ſehr trüben Licht erſcheinen läßt. „Innere Mut- und Kraftloſigkeit", hören wir ihn ſagen, „begegnen bei uns den Bedrängniſſen einer ſchweren Zeit: der Gang der Regierung ſchlaff und träumend, durch lange Trägheit und Mangel an Energie wie an Talent zurückgedrängt und beinahe ausgeſtorben. — Mitten im Frieden die Armut und Geldnot des Krieges, in ganz Dänemark der Landmann unvermögend, die hohen Steuern aufzubringen, ſie zu ſeinem und des Staates Nachteil in wertloſem Korn bezahlend; dabei wegen der Rückſtände Tauſende von Familien von Haus und Hof vertrieben; in den Herzogtümern die Steuern durch Exekution erzwungen; die Zeitungen mit Konkursmeldungen kleiner Landbeſitzer angefüllt, deren Hufen für die rückſtändigen Steuern kaum zu verkaufen ſind; jedes Grundſtück verſchuldet, Mißmut und Armut in ſehr vielen Häuſern. Zunächſt wird mit Recht dieſer Zuſtand auf Rechnung der niedrigen Preiſe des Korns und der Fettwaren geſchrieben, die unſere Ausfuhr ausmachen und deren Produktion durch Mergeln und ſorgfältige Kultur verdoppelt worden, während ſich aus denſelben Gründen im Frieden überall der Abſatz vermindert hat, und ſie nur zu Preiſen mehr Käufer finden, die die Erzeugungskoſten nicht mehr bezahlen. Dieſer Zuſtand drückt auch Dänemark. Aber der eigentliche Grund des Übels liegt dort tiefer, — in einer unverſtändigen Verwaltung. Man hat den herrlichen Augenblick des Wiederauflebens im Jahre 1815 verſäumt, die ungewöhnlichen Hilfsmittel, die er darbot, unverantwortlich vergeudet an Wucherer und Juden in Hamburg zu den thörichtſten Kursſpekulationen. Nie hat Dänemarks Schatz ſolche bare Einflüſſe genoſſen, als ſeit jener

Epoche, nie sind die Steuern so hoch und nie sind wir so arm gewesen, — und doch ist an öffentlichen Bauten, an großen Unternehmungen nichts verwandt, am Hofe nicht verschwendet, die Armee reduziert worden. Auf fünf Millionen Thaler bar kann berechnet werden, was für Norwegen, als Ausgleichung und durch Liquidation, durch englische Subsidien, französische Gelder u. s. w. eingekommen; darauf hat man vor drei Jahren zwei große Anleihen von zwölf Millionen Mark Banko in Hamburg gemacht; die Zettel aber sind nicht eingelöst, die Gehälter nicht vermehrt, andere Schulden nicht abbezahlt worden, das Geld ist aber wie verschwunden; man spricht von Güterankäufen zu besonderen Zwecken; es ist auf schlechte Hypotheken zu fünf Prozent ausgeliehen worden, während es acht und neun Prozent kostete; das Übrige ist verschleudert worden an die Juden, die den Schatz und seine ungeschickten Verwalter prellten. Ein Banquier ist zugleich, wenngleich ohne Evidenz, der eigentliche Finanzminister, durch dessen Hände alle großen Operationen gehen, und — Wechselmakler an der Kopenhagener Börse!

Während nun von Tage zu Tage die Verlegenheit der Finanzen größer ward und man trotz der Millionen, die jährlich bar aus den Herzogtümern nach Dänemark wandern, die Zeit nachrechnen zu können glaubte, wo man nicht mehr imstande sein würde, seine Verpflichtungen zu erfüllen, erfuhren wir zu unserem nicht geringen Staunen im November, daß die Regierung abermals eine Anleihe, und zwar zu der ungeheuren Summe von drei Millionen Pfund Sterling, in London abgeschlossen habe. — Es ist schwer zu sagen, was dabei mehr Verwunderung erregte, der durch nichts gerechtfertigte Kredit, den unser schwaches und armes Land genießt, folglich die Tollkühnheit der Unternehmer, oder die Unbesonnenheit, mit welcher er von unserem Finanzminister benutzt worden. Über die Notwendigkeit und über die Bestimmung so großer Summen erfuhr die Nation kein Wort. Ein offizieller Zeitungsartikel benachrichtigte dieselbe bloß, daß es für zweckmäßig erachtet worden, eine Anleihe in der Fremde zu machen, sofern solche zu billigen Bedingungen zu erhalten wäre. Es war dieselbe, aber, so wußte man, für 70 Prozent für voll und unter manchen anderen lästigen Bedingungen abgeschlossen worden. — Dies war alle Aufklärung,

aller Troſt, welcher denen zuteil ward, auf die und deren Kinder man in blinder Willkür die neue Laſt ungeheurer jährlicher Zinſen wälzte, deren ſolidariſch verhaftete Grundſtücke man dadurch weſentlich verringerte. Es iſt nachzuweiſen, daß die beiden letzten Anleihen in Banko und Pfd. Sterl. dem Lande eine unerſchwingliche Laſt von 1½ Millionen Mark Banko jährlicher, an das Ausland zu zahlender Zinſen, über allen älteren Schuldzinſen, aufgebürdet haben. — Wo das hinaus will, iſt leicht zu berechnen. Ein Schwindel hat auch uns ergriffen. Wir haſchen nach jedem Mittel, um eine kümmerliche Exiſtenz noch wenige Jahre, um welchen Preis es auch ſei, zu friſten, und kümmern uns nicht um die Zukunft, kaum um den nächſten Tag. — Nur den Tag, wo der Nation das Bekenntnis der üblen Wirtſchaft würde abgelegt werden müſſen, wünſcht man zu entfernen, und die wagliche Habgier, der wilde Spekulationsgeiſt der großen Geldbeſitzer bietet dem ungeſchickten Finanzkünſtler einen willkommenen Ausweg dar, wie der Wucherjude dem liederlichen Studenten. — So ſpricht das Volk, ſo ſprechen die Nachbarn, und ich vermag nicht zu widerſprechen."

Der Verfaſſer geht dann auf das nach Frankreichs Vorgang allgemein üblich gewordene Anleiheweſen und deſſen für die Finanzen des Staates, wie für die Sittlichkeit des Volkes gleich verderbliche Wirkungen über und ſchließt ſeine darauf bezüglichen Bemerkungen (ſ. Teil II, S. 336) mit den Worten: „Hätten vorlängſt die Fürſten ſich mit den Völkern über ihr beiderſeitiges Recht beraten wollen, ſo wäre vieles nicht geſchehen, anderes, durch die öffentliche Meinung gebilligt, hätte Beſtand gewonnen, die Laſten wären richtig abgewogen, gerecht verteilt, willig getragen worden. Kaum iſt es noch Zeit dazu. Die Mittel zu einer beſſeren Einrichtung ſind vergeudet, die Staatskräfte ſchon aufs äußerſte geſpannt, die Zukunft auf weit hinaus belaſtet worden. So iſt denn der Augenblick, in dem ich dieſe Blätter mit dem Jahre 1821 ſchließe, ein düſterer und verhängnisvoller. Im Oſten droht eine ſchwere Wolke Sturm und Ungewitter. An den griechiſchen Angelegenheiten kann die mühſam erhaltene Ruhe von Europa ſcheitern.

Ein großer Moment iſt auf der andern Seite in die Geſchichte

eingetreten. Nach der Eroberung von Lima, der Unabhängigkeitserklärung von Mexiko, den Bewegungen in Brasilien darf das ungeheuere feste Land von Amerika nun mehr als gänzlich losgerissen von Europa betrachtet werden, und wird sich fortan auf eigene, nicht zu berechnende Weise, doch mit dem wesentlichsten Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten zu entwickeln fortfahren.

Der Winter brachte eine erwünschte Beschäftigung. Schon oft 1822
hatte ich Verlangen getragen, einen Begriff von der Savignyschen historischen Methode der Behandlung der Rechtswissenschaft zu erhalten. Ein junger Freund besaß ein vollständiges Heft von Savignys Vorlesungen; er selbst wünschte sie zu repetieren, und ich nahm seinen Vorschlag mit Freuden an, daß wir zusammen lesen wollten. Viermal die Woche ward die Stunde von 3—4 Uhr dazu bestimmt. Wir nahmen die römische Rechtsgeschichte und Institutionen vor, die Savigny zusammen behandelt. Ich notierte mir das Wichtigere und am nächsten Morgen arbeitete ich das Vorgetragene in einem kürzeren Auszug aus, was mich meistens mehrere Stunden kostete, die ich aber nicht bereute. Die Rechtswissenschaft erschien mir da in einem ganz anderen Lichte, als ich sie in meiner Jugend kennen gelernt. Auf die frühere Geschichte und den Volkscharakter der Römer zurückgeführt, erläutert mit einer wahrhaft philosophischen Klarheit und einer historischen Kritik, die Niebuhr und Savigny zuerst auf diese dunklen Lehren angewandt haben, standen mir die einzelnen Institute dieser wundervollen Gesetzgebung in einem bis dahin ungeahnten Zusammenhange, und ein Studium, das mir stets eine Art von Abneigung erregt hatte, weil ich nur Willkür und Verwirrung sah, gewann das lebhafteste Interesse für mich. Ich achte diese Beschäftigung für einen wahren Gewinn.

Durch zufällige Umstände, namentlich durch die Errichtung der Harzenschen Kunsthandlung und den Verkauf eines Teils der Speckterschen Sammlung von Kupferstichen, fand ich in diesem Winter eine ganz erwünschte Veranlassung, mich mehr mit Gegenständen der Kunst zu beschäftigen und meine unbedeutenden Kenntnisse von Blättern und Handzeichnungen zu vermehren. Aus Neigung für

dieſes Fach ſchloß ich mich einem Verein von Kunſtfreunden an, der ſich jeden Monat in den letzten Wintermonaten verſammelte, um Kunſtſachen zu ſehen und ſich darüber zu beſprechen. Dies verhinderte mich aber nicht, auch den Verſammlungen des um dieſe Zeit hier geſtifteten Miſſionsvereins als konſtituierendes Mitglied beizuwohnen. Außer dem weſentlichen Nutzen, der meiner Meinung nach durch die Verbreitung der chriſtlichen Lehre, wenn ſie bei wilden Völkern mit der Ziviliſation Hand in Hand geht*), bewirkt wird, ſcheinen mir die Miſſionen, deren weitverbreitete, mit einem Mittelpunkt im Schoß der Ziviliſation in ſteter und ſchneller Verbindung ſtehende Verzweigungen ſich über die ganze Erde erſtrecken, ein weſentliches Mittel zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde; ſchon haben ſie große Ausbeute geliefert und täglich erweitert ſich ihr Einfluß. In einem rein evangeliſchen Sinne, ohne Sektengeiſt geleitet, bieten ſie das erfreuliche Bild einer Vereinigung aller chriſtlichen Konfeſſionen zu dem edelſten Zwecke dar. Mir war es auch darum zu thun, die ſonſt wenig ſichtbaren Männer, die ſich hier zu dieſem Verein hielten, in der Nähe kennen zu lernen. Es waren viele würdige Geiſtliche darunter, auch Ratsmitglieder und Gelehrte.

In der zweiten Hälfte Aprils machte ich eine kleine Reiſe zu Waſſer nach Glückſtadt, wo ich mit dem Kanzler Baron v. Brockdorff und mehreren Geſchäftsleuten über verwickelte Geldangelegenheiten konferieren mußte. Ich hatte eine angenehme Fahrt. Der Kanzler nahm mich mit gewohnter Güte und Vertrauen auf; ich brachte den ganzen Abend nach meiner Ankunft und einen Teil des nächſten Abends bei ihm zu; in der Rönneſchen Familie und mit Beſuchen verging die übrige Zeit ſehr ſchnell, ein ganzer Morgen mit der höchſt lehrreichen und anziehenden Beſichtigung des neuen Zucht- und Werkhauſes, welches unter ſeinem jetzigen

---

*) Ich habe die Predigt des Evangeliums an Heiden und Wilde, bei denen weder ein geſelliger Zuſtand, noch Eigentum ſtattfindet, dieſe Baſis aller höhern Richtung, immer für einen Mißbrauch und eine Entweihung desſelben gehalten.

verdienstvollen Aufseher für eine Musteranstalt dieser Art gelten kann. Kein Augenblick war leer geblieben, manches, auch von allgemeinen Verhältnissen, besprochen worden. Mit heiteren Eindrücken fuhr ich am dritten Tage unter einem herrlichen Gewitter die Elbe herauf in den Hafen von Altona, und zur Stunde der Mahlzeit war ich wieder unter den Meinigen.

Als wir dann hinaus nach Flottbeck zogen, lag unser Hamburger Leben hinter uns. Wir hatten zuvor unser vier Jahre glücklich bewohntes Logis in der Abcstraße räumen und unsere sämtliche Habe in Kisten und Kasten verpacken lassen müssen. Ich glaubte nämlich schon in diesem Sommer die Liquidation beendigen zu können und wollte dann im Herbst mit meiner Familie nach Kopenhagen gehen, um dort den Winter zuzubringen. Als ich meine armen Bücher auch in die Kisten kriechen sah, ungewiß, wo sie wieder das Licht des Tages erblicken würden, wandelte mich doch das unbehagliche Gefühl einer gänzlichen Ungewißheit über meine künftige Bestimmung und das lebhafte Bedürfnis einer festen Heimat für die Kinder an. Aber war doch diese Wohlthat eigentlich die einzige, die ich entbehrte! Wie hätte ich so klagen dürfen!

Ich glaubte am 3. Mai, vielleicht auf lange Zeit, die letzte Nacht in Hamburg geschlafen zu haben, und der Gedanke machte mich ernst. Wie wenige Menschen mir dort auch nahe standen, so waren die wenigen mir doch viel, und die Masse, die ich möglichst fern hielt, bildete mir doch den bequemsten und mannigfaltigsten Hintergrund. Einen Freund verließ ich dort schon weniger. Kurz vor Ostern war mein lieber, treuer Perthes aus der lebendigsten, reichsten Umgebung, aus voller Thätigkeit geschieden; nicht ohne gute Gründe, doch mit Schmerzen hatte er sich aus der alten brüderlichen Verbindung und von so manchen anderen Banden losgerissen und war mit seinem Verlage nach Gotha zu seinen Kindern gezogen (s. T. I, Einl. S. XXXVI).

So waren wir nun wieder in Flottbeck. Aber dort war vieles anders. Überall fehlte sie, die warme, lebhafte Freundin, deren herzliche Teilnahme uns überall begleitet, die die ersten Tage

unseres Bundes gesegnet hatte, — die Heiterkeit und Wohlgefallen um sich zu verbreiten, alles Wünschenswerte in ihren Kreis zu ziehen und mit ihren Freunden zu teilen wußte. — Zu frisch noch die Erinnerungen jener Tage; schaurig waren die ersten Gänge nach ihrem Hause, der Eintritt in die Zimmer, wo wir sie leiden und sterben sahen. Schon blühten die Federnelken, die sie liebte, um ihr Grab, der alternde Vogt wandelte schon gebeugter durch die Steige, die er ihr zur Lust geschmückt hatte. Poel hatte schon, und zwar ehe er zum letztenmal das Voghtsche Haus bezog, diese Stätten wieder betreten und fand Kraft in sich, den Freunden wie den Seinigen eine heitere Stirn entgegenzutragen. Doch erwähnt ward, ihn zu schonen, der teueren Verstorbenen nie. Scheinbar ging alles seinen Gang, und man mochte meinen, daß doch auch sie, die allen alles gewesen war — die Seele des Hauses —, daß doch am Ende jeder so leicht entbehrt werden könne! — Die Stunden, die Gewohnheiten, die Bedürfnisse beherrschen den äußeren Menschen. Aber im dankbaren Andenken der lebenden Geschlechter sollen um so mehr die teuren Toten fortleben, zur Belehrung, zur Stärkung, zur Erweckung und Nährung reiner Liebe und reinen Dankes, wie sie kaum gegen Lebende empfunden werden können; vor allem, um den Geist dem Unsichtbaren zuzuwenden, in Erwartung der Geheimnisse Gottes, die die Zukunft des Menschen decken.

Unter solchen frischen Eindrücken da war es wohl begreiflich, wenn mir diesmal die reichen Schönheiten des ungewöhnlich frühen und milden Frühlings farbloser als sonst erschienen, das Grün, die Blüten, der Gesang der Vögel, die blaue Luft den Ernst des Lebens nicht bemeistern konnten. Es war nicht dieses, nicht jenes einzelne, — es war alles zusammen, was den Blick trübte."

Zu der schweren Sorgenlast, die unsern Freund während der Wintermonate gedrückt, gehörte ganz besonders der Zustand seines einzigen, geliebten Bruders, demjenigen ähnlich, in welchem er sich selbst im Jahr 1809 während seines Aufenthalts in Hamburg befunden. Wir übergehen die ausführlichen Mitteilungen über den Fortgang des Übels, die wechselnde Stimmung des Kranken, die liebevolle, ihm gewordene Pflege. Man mußte die Hoffnung aufgeben. „Gegen Ende Mai", so erzählt er dann weiter, „als kein Mittel

mehr bei meinem Bruder anschlagen wollte, auch nicht die neuerlich erst in Brustkrankheiten angewandte Blausäure, beschloß der Arzt, als letzten Versuch, eine Veränderung der Luft. Der Kranke freute sich dieser Aussicht; er liebte sein Gartenhaus am äußersten Ende der Vorstadt St. Georg, wo er manche frohe Stunde mit den Seinen genossen. Ich hatte ihn lange nicht sehen dürfen, weil jede Aufregung ihn zu lebhaft bewegte; nun wünschte er mich doch auf einen Augenblick zu sehen. Im Hause ward alles aufgeräumt, die Zimmer waren schon leer, ich fand ihn, auf dem letzten Stuhle sitzend, bereits angekleidet. Aber welcher Anblick! Zusammengesunken saß er, Totenbläße auf seinem langgedehnten Gesicht, der Mund aus Schwäche geöffnet; er seufzte, als er mich erblickte, indem er mühsam die Hand, die er mir reichen wollte, mit der andern unterstützen mußte. Das Leben schien im Abnehmen, alles Mark verschwunden aus den Gebeinen; doch schrieb er noch an diesem Tage mit fester Hand und festem Sinn ein Blatt zur Danksagung an alle teilnehmenden Freunde, die sich bisher nach seinem Befinden erkundigt hatten. Dieses Bild habe ich nicht wieder verlieren können; ich nahm es mit mir hinweg, und von dem Tage an war auch mein Mut und meine Hoffnung gesunken. Die nächste Woche brachte einen schweren Kampf. Es galt, sich mit der bitteren Erscheinung des Todes bekannt zu machen, sich loszusagen von jeder noch genährten Hoffnung, von einem einzigen Bruder Abschied zu nehmen. Das waren böse Stunden. Da die Nachrichten, die wir tags vorher erhalten, trüber lauteten, so fuhren wir am 1. Juni nach seiner Behausung. Er war vor einer halben Stunde entschlafen. Uns allen sind im Leben solche Stunden beschieden, darum hier nichts von ihrer Bitterkeit. Als ich zu der Leiche trat, waren die Züge der Angst und Mattigkeit gemildert, Ruhe zurückgekehrt; nur die Magerkeit und Bläße des Todes, mit der Masse dunkler Haare um das bleiche Gesicht, gaben ein trübes Bild. Ich weinte mich aus und fand am nächsten Tage an der schönen Ruhe und edlen Fassung der Nachgelassenen in der tiefsten Betrübnis selbst Stärkung und Halt.

Wir begruben ihn mit tiefbetrübtem Herzen und unter vielen Thränen. Eine große Folge, die die allgemeine innige Teilnahme der Mitbürger veranlaßt haben würde, hatte Westphalen verbeten. Es

folgten etwa zehn nähere Freunde. Unter Thränen und Gebet ward er versenkt: und als ich mich nun von dort nachhause wandte, nachdem ich alle Tiefe des Schmerzes in diesem Augenblicke erschöpft und den Blick nach oben gerichtet hatte, fühlte ich mich gleichsam erleichtert, und ein Lichtstrahl schien in meine Seele zu fallen, die in den Gräbern gewesen war. Mit meiner Frau fuhr ich darauf nach Westphalens Garten am Gründeich, wo ich ehedem so manchen Tag verlebt hatte, jenem Garten, der verwüstet und zerstört und neuerlich wieder aufgebaut worden war. Dort fanden wir die trauernde Familie versammelt, und hielten ein ernstes Mahl mit ihr. Er war aus dem Buch der Lebendigen gestrichen und auf der Erde blieb keine Spur mehr von ihm. Mögen denn die nachfolgenden Zeilen dazu dienen, wenigstens bei den Meinigen sein Bild in der Erinnerung festzuhalten.

Mein Bruder, am 25. Oktober 1780 geboren, am 14. Juni 1822 gestorben, war ein Mann von großem und trockenem Körperbau, von edler und lieblicher Gesichtsbildung, dem Vater in vielem ähnlicher als ich; seine Augen, klar und scharf wie eines Falken, von jener lichtbraunen Färbung, die für die schönste geachtet wird, und deren Freundlichkeit niemand widersteht. Von Herzen treu, von dem zartesten Rechtsgefühl und einer Wahrhaftigkeit, die sein Wort zu einem Felsen machte. Er war mit trefflichen Anlagen gerüstet, der Gedanke schnell, das Urteil sicher und richtig, im Kreise seiner Thätigkeit, unbestochen und unerbittlich, oft vielleicht zu scharf. Zum Sarkastischen hingeneigt, lebhaft, leicht erregt, sonst wohlwollend und hilfreichen Wesens. Eine sich oft zu reizbar zeigende Empfindlichkeit, durch Verhältnisse, in die ihn sein Schicksal unwiederruflich verflochten hatte, häufig angeregt, mochte zum Teil mit dem Übel zusammenhängen, das er seit lange in sich getragen.

Blieb etwas zu wünschen, so wäre es die Kraft der Selbstbeherrschung gewesen, und eine tiefer greifende Ausbildung, die bei der frühen Bestimmung zum Kaufmann auf halbem Wege stehen geblieben war, so wären es günstigere Umgebungen für seine frühesten Jünglingsjahre gewesen, die ihn in die zu wilde und brausende Gesellschaft der üppigen Kaufmannsjugend der 90er Jahre verflochten.

Aber der treffliche gesunde Kern der Gesinnung aus dem väterlichen Hause war geblieben. Er war der musterhafteste Gatte und Hausvater geworden, ganz befriedigt nur im engsten Kreise der Häuslichkeit; ein Bürger, gleichsam instinktartig allen öffentlichen Interessen seines Gemeinwesens zugethan. Von allen geliebt, geachtet und gesucht, fand auch er in der Gesellschaft der Männer seines Standes und Berufs große Befriedigung; da floß bei frohem Becherklang seine Laune über, da nahm er lebhaft Partei, und rechts und links blitzten seine Einfälle. In der Versammlung der Bürgerschaft, in deren mannigfaltige Funktionen sein Schwiegervater ihn frühe eingeführt hatte, stets ein eifriger Verfechter der Freiheit und des Rechts in jeglicher Gestalt und geborner Gegner des Senats, in seinem Kirchspiel nie ein stummer Votierender. Als Perthes abgereist, mein Bruder durch Krankheit verhindert war, hörte man die allgemeine Klage in Petri, daß ihre Stimmen nicht gehört worden waren. Treulich pflegten die beiden bei einander zu stehen, und jener, ein guter Beurteiler der Tüchtigkeit, bezeugte oft seine Freude und Bewunderung über meines Bruders scharf und richtig gefaßte Gesichtspunkte und wohlgestellte Argumente. Perthes schrieb mir über ihn: ‚Er war ein wahrheitsliebender Mann, der große Schärfe des Geistes besaß und ein überaus gesundes Urteil. Die Stadt hat an dem Verstorbenen einen großen Verlust erlitten: Salz der Art ist nicht erbgesessen.‘ Noch in der letzten Krankheit, noch als sein Leben nur mehr nach Wochen, ja nach Tagen gezählt ward, lagen ihm die Angelegenheiten der Stadt im Militär- und Kommerzdepartement, von denen er damals Mitglied war (Handelsrichter war er schon früher gewesen), gleichsam ausschließlich am Herzen. Noch den Tag vor seinem Tode hat er in den Mappen gewühlt, während er seine Kinder nicht mehr zu sehen forderte.

Ein Zug würde in dem Gemälde fehlen, wenn ich nicht seiner wahrhaft kindlichen Anhänglichkeit an die Jugendzeit, an die Eltern, an Niendorf erwähnte — die war so tief gewurzelt —, in den Erinnerungen lebte er noch ganz frisch und einheimisch; das war unsere Erquickung, wenn wir zusammen waren. Dahin wies er seine Kinder; jene edlen Gestalten standen vor seinen Augen und sie haben ihm, wie in früheren Krankheiten, gewiß auch in der

Todesstunde vorgeschwebt; — sie sind ihm begegnet an der Schwelle des irdischen Daseins: die Mutter hat den inniggeliebten Sohn, das Schmerzenskind, wieder umfangen.

Wie eigen, mitunter wunderlich er das Höchste und Teuerste seines Gefühls in sich zu verschließen gewohnt war, so hat er doch des göttlichen Funkens nicht entbehrt, der unsere Abkunft und unsere Bestimmung andeutet. In seiner Krankheit, als er zuerst in seinen Garten unter Gottes freien Himmel getreten und die Wärme der Sonne gefühlt, hat er mit gefalteten Händen lange still und innig gebetet, und dies so oft er ferner diese Wohlthat genossen.

Sanft ruhe deine Asche, mein Bruder, mein einziger! Dein Angedenken soll mit denen des Vaters und der Mutter in dem Herzen eures Nachgebliebenen bis zum Tage der Wiedervereinigung heilig bewahrt werden.

Gar einsam und verlassen fühlte ich mich nun, nachdem jene ergreifenden Tage vorüber waren, inmitten der schönen Welt, sogar inmitten meiner Familie. Es war, als sei meine Jugend mit hinab in das Grab gesenkt worden, als seien meine Eltern mir noch einmal gestorben, und es trenne mich ein neuer Abschnitt im Leben von ihnen, nachdem nun der einzige Quell lebendiger Mitteilung aus jener Zeit versiegt war, von der er, der Jüngere, der an der Mutter Sterbelager gestanden, der so viele Jahre länger um den Vater gewesen war, so manches zu berichten wußte.

Nur an dem treuen Herzen meiner lieben Frau war mir wohl, aus der Kinder Augen leuchtete mir die erste Hoffnung wieder, ward mir die Pflicht klar, den Geist von den Gräbern zur Thätigkeit des Lebens hinzuwenden; der Gedanke des Todes, gegen den sich die Natur gesträubt hatte, verlor allmählich seine Bitterkeit, ohne seinen Ernst einzubüßen.

Der ungewöhnlich schöne Sommer verstrich in größter Ruhe. Mein Schwager Charles verlebte das Ende desselben zu unserer großen Freude mit uns in Flottbeck. Die Wiederkehr des Prinzen

Christian mit seiner Gemahlin, nach vierjährigem Reisen im Auslande, setzte auf kurze Zeit nicht bloß äußerlich während ihres Aufenthaltes in Altona uns in Bewegung. Die von seltener Anmut begleitete Erscheinung der liebenswürdigen Prinzessin, ihre unverstellte Güte ließen den angenehmsten Eindruck zurück.

Unter den gehaltreichen Erscheinungen dieses Sommers nenne ich vorzüglich den aus Italien wiedergekehrten Karl Rumohr, der jetzt mit vielen litterarischen Arbeiten beschäftigt, seinen Gesichtskreis überhaupt noch erweitert, und durch fleißiges und wohlgeleitetes Studium in vielen Fächern des Wissens die natürlichen eigentümlichen Anlagen auf das erfreulichste, auch zur gemütlichen Mitteilung bereichert hatte.

Nur einen einzigen kleinen Ausflug machte ich in diesem Sommer in den letzten Tagen des Juli mit Bokelmann nach Borstel, dem Gute des Kanzlers Brockdorff, wo wir mit diesem trefflichen und zugleich humanen, so gelehrten als anspruchslosen Manne zwei Tage zubrachten.

Der Herbst verging ohne Ereignis. Ende Oktober verließen wir Flottbeck, um das mütterliche Haus in der Admiralitätsstraße zu beziehen, das ich für den Winter gemietet hatte, da die Mutter beschlossen, ihn in Flottbeck zuzubringen. Wir glaubten alles Ernstes, daß wir als Bewohner auf lange Zeit, wer weiß, ob nicht auf immer, von diesem lieben Orte Abschied genommen hätten; denn die Sorge für die Zukunft schien anderswohin zu rufen. Die Kommission nahte sich ihrem Ende; bot nicht die endliche Aufstellung der lange vorbereiteten, und fast in allen ihren einzelnen Teilen liquidierten Abrechnungen unvorhergesehene Schwierigkeiten dar, so mußte sie ihre Arbeiten im Laufe des Winters schließen. Dann war für mich hier länger kein Bleiben, und in Ermangelung anderer Aussichten, bei den Nachteilen, die eine temporäre Einrichtung an irgendeinem wohlfeileren Orte mit sich führte, schien es das Geratenste, sich, selbst mit nicht unbedeutenden Opfern, für eine Zeit lang mit Frau und Kind nach Kopenhagen zu versetzen, um dort, so gut es möglich, wieder Wurzel zu fassen, ja die Schwelle des Thrones nicht zu verlassen, bis etwa, der

Zudringlichkeit nicht, aber der mahnenden Gegenwart gelänge, was den Ansprüchen des Entfernten versagt worden war.

Es ward aber wieder anders. Am Weihnachtsabend kam in einem Privatbrief meines stets wohlwollenden Gönners Rosenkrantz die vertrauliche Anfrage, ob ich geneigt sei, in der auf den ersten März angesetzten Elbrevisionskommission als Kgl. Bevollmächtigter aufzutreten. Ich wußte schon, daß sich an diese Revision u. a. die Wiederaufnahme der in Dresden ausgesetzten für meinen Hof wichtigen Verhandlung über die Mißbräuche am Stader Elbzoll, wegen deren man lange schon mit Hannover vergeblich reklamiert hatte, knüpfen würde; aber ich hatte nicht gezweifelt, daß hier Bokelmann, zur Ersparung der Diäten, und weil er in jeder Hinsicht dazu qualifiziert war, den Auftrag erhalten würde. Ich schrieb mit umgehender Post: Ja, und vor mir öffnete sich wiederum die nicht unerfreuliche Aussicht auf fortwährende Thätigkeit und erträgliches Auskommen für längere oder kürzere Zeit.

So schloß mit einem lichten Punkte wenigstens das alte Jahr, das mir viel Leids gebracht hatte.

Nach außen, in der politischen Welt, rückten dagegen die drohenden Wetterwolken einander sichtlich näher. Der Monarchenkongreß in Verona hatte Bannstrahlen gegen die Eigenmacht der Völker geschmiedet. Die spanischen Angelegenheiten, deren Beratung man lange ausgewichen, waren in ernstliche Ewägung gezogen; das Land, welches gewagt hatte, einen nichtswürdigen König unter Vormundschaft zu halten, ward in den Bann der heiligen Allianz gethan. Von den Thronen allein sollten Rechte und Freiheiten mit weiser Sparsamkeit verteilt werden. Die ganze dunkle Gewalt des Wortes Legitimität wälzte sich von Nordost gegen Südwest, wo unter den konstitutionellen Staaten, selbst Frankreich, ihr Kern, der rückschreitenden Bewegung voraneilte, wo ein verblendetes Ministerium, aus einer unberechenbar kleinen Minorität um das schwache Herrscherhaus versammelt, den Krieg selbst hervorrief, um den Vorrang im Angriff auf die spanische Revolution buhlte, und den Bürgerkrieg von seinen Grenzen aus unverhohlen begünstigte.

Ich hatte es lange vorausgesehen, daß die Reibung der in Europa sich gegenüberstehenden durchaus feindlichen Elemente binnen

kurzem zur Flamme werden müsse, daß entweder die seit der Ermordung des Herzogs v. Berry täglich in ihren Ansprüchen, ihrem Einfluß und ihrem Übermut wachsende Partei der französischen Ultras das Feld räumen, Frankreich wieder den Platz, den die Revolution und die Karte ihm angewiesen, einnehmen, oder der Krieg mit Spanien ausbrechen müsse. Letzteres war bei der Gesinnung und dem Einfluß der großen Mächte wahrscheinlicher als das erste. Ich hatte also schon vor neun Monaten meine französische Rente vorteilhaft verkauft und bei der Gewißheit eines tiefen Falles, wenn Krieg würde, Auftrag gegeben, nur zu 75 wieder zu kaufen, während die Rente noch hoch in den Neunzigen stand. Ich habe mich im allgemeinen nie getäuscht, wenn ich, absehend von den täglich wechselnden Prohabilitäten und Zeitungsereignissen, mich an die großen Umrisse der Zeit gehalten, die dem, der die Zeichen derselben zu sehr im einzelnen zu betrachten und zu deuten gewohnt oder berufen ist, oft unklar werden. Eines jener verhängnisvollen, ja furchtbaren Zeichen war der Selbstmord des hochgefeierten Lord Castlereagh, Graf von Londonderry, gewesen, des Freundes und Vertrauten der Kabinette des Kontinents, der einst in Paris zur möglichsten Beschränkung der Presse geraten hatte, der das abgeschlossene England am Gängelband der heiligen Allianz zu führen sich bestrebte. Das Gefühl einer dadurch herbeigeführten unheilbaren inneren Inkonsequenz, des Widerstandes, den die Natur der Dinge und sein eigener besserer Sinn leisteten, mag ihn zu jener tiefen Melancholie geführt haben, in der er sich mit großer Überlegung die Pulsader des Halses zerschnitt. Canning ersetzte ihn in England. Dem Kongreß von Verona, der ohne ihn beraten mußte, war er nicht zu ersetzen.

So zogen sich also um das Ende dieses Jahres düstere Schatten zusammen. Das lange mit ängstlicher Sorgfalt, ja vonseiten Rußlands gegen die Türkei mit Aufopferung jedes nationalen und religiösen Gefühls erstickte Feuer des Krieges konnte, ja mußte, einmal ausgebrochen, wer wußte wie weit, um sich greifen.

Ich kann, wenn ich mich prüfe, nicht sagen, daß ich mit besonderer Ängstlichkeit oder Unruhe, wie viele, dem Herannahen so schwerer Verhängnisse entgegengesehen hätte. Konnte nicht Recht und Vernunft die großen im Streit befangenen, durch das Innere

wie durch das Äußere der Staaten wie der einzelnen hindurchgehenden Gegensätze versöhnen, so mochte ihr ausgesprochener Kampf eher eine Wohlthat scheinen, so war des Schönthuns, der unheimlichen Heuchelei, der schwülen Erwartung der Winke und Phrasen ein Ende, für eine Zeit lang. Denn daß Elemente nicht untergehen, daß Sieg und Niederlage Parteien nur beseitigen, nicht vertilgen, daß Schwarz und Weiß, Gut und Böse, Sauerstoff und Wasserstoff, Recht und Gewalt, Rationalismus und Supranaturalismus sich nur für eine Zeit lang vermählen oder versöhnen lassen, um ihren Kampf stets von neuem zu beginnen, das konnte nicht zweifelhaft sein. Und mit dem Unvermeidlichen versöhnt man sich leicht. — Daß er seinen Grundsätzen getreu, Gott zur Ehre mit reinen Händen stehe oder falle, — darum möge in einer Zeit wie die jetzige jeder Gott bitten.

1823 Mit einem wahrhaft erleichterten Herzen begrüßte ich das neue Jahr. Ich sprach es mit vollem Vertrauen wie ein günstigeres an und fühlte mich geneigt, der düstern Eindrücke der letzten Zeit los zu werden und ein neues heiteres Leben zu beginnen. Dies Vertrauen, das dann oft die Gestalt der Vorahnung annimmt, löste sich in ein inniges Gebet auf zu dem, der Leid und Freude in die Jahre verteilt, wie es uns gut ist. Stand doch schon am Eingang dieses Jahres statt trostloser Ungewißheit eine neue ehrenvolle Anstellung."

Nach diesen einleitenden Worten wird in dem Tagebuche zunächst eines herzerfreuenden Ereignisses gedacht, der am 28. Januar erfolgten Geburt nämlich seiner Tochter Elisabeth . . . Der Gang des täglichen Lebens wurde aber dann durch den Besuch der königlichen Familie unterbrochen. „Am 2. Juli", schreibt er, „traf dieselbe in Altona bei Rainville von Lauenburg her ein. Am folgenden Tage ward zum erstenmale auch meine Frau ihnen vorgestellt. Ich für mein Teil hatte nie mit größerem Gleichmut einer solchen Erscheinung entgegengesehen und während mehrerer Tage die Antichambre-Gesichter und -Gespräche der wartenden Honoratioren und Hofleute mitgemacht. Um desto erfreulicher war die gütige Aufnahme, die mir nicht nur öffentlich sondern auch in einer Privataudienz, in der ich von meinem Geschäfte

Rechenschaft gab, seitens des Königs zuteil ward; ich hatte diesmal nichts zu bitten, und so ward wenigstens kein bitteres Gefühl aufs neue genährt, vielmehr ältere Eindrücke geschwächt. Zum Erstaunen vieler und zum Verdruß einiger, zur Freude aller Wohlgesinnten aber entschloß sich diesmal der König, zum erstenmal nicht nur durch Hamburg zu fahren, sondern auch am 6. Juli dem dortigen Schauspiel beizuwohnen, wo J. J. M. M. mit dem lautesten und innigsten Beifall empfangen wurden. Wir waren vorausgefahren und unter denen, die den Hof in den angewiesenen Logen erwarteten. Alles ging mit Anstand und nach Wunsch zu. J. J. M. M. erklärten sich höchlich zufrieden, und es ist erlaubt zu hoffen, daß diese Annäherung wenigstens ein leidlicheres Verhältnis für die Zukunft herbeiführen werde.

„Heute den 13. Juli 1823" — so meldet uns hierauf das Tagebuch ferner — „feiern wir mit dankbarem Gemüte das Fest unserer schon zehnjährigen Ehe, reich an den edelsten und wesentlichsten Gütern, unverletzt in dem, was uns das Liebste auf Erden ist, hoffentlich auch, trotz der Schwachheit unseres irdischen Vermögens, in etwas fortgeschritten auf der Bahn der Selbsterkenntnis, der Demut, der Liebe, der Hoffuung. Fragen wir unser Gefühl, so ist der verflossene wichtige Zeitraum unseres Lebens schnell wie ein Tag vorübergegangen; wird sind dieselben; an uns hat die Zeit keine verderblichen Spuren zurückgelassen. Fragen wir die Geschichtsbücher, so sind in den kurzen Raum unzählige große Begebenheiten zusammengedrängt gewesen, so haben wir dreimal so viele Jahre durchlebt. Sehen wir auf das nun schon ansehnliche Häuflein unserer Kinder, alle in gutem Gedeihen, alle durch die Kindheit in dieselben Freuden und dasselbe häusliche Band verflochten, so erkennen wir erst die wichtige Bedeutung, den großen, ja unendlichen Umfang, welchen unser Dasein seit jenem heiligen Tage gewonnen, den jeder neue Tag weiter entwickelt, und der nach der Natur geistiger Verhältnisse fortan in eine unabsehbare Ferne sich ausdehnt.

Getrost schaue ich in die Zukunft, ist sie auch für die Kinder besonders noch in manche düstre Wolken verhüllet. Nur die einzige Sorge drückt mich bisweilen: Würdest du, auch weniger gesegnet, auch hart getroffen in Deinen nächsten Verhältnissen, den Glauben

und die innere Zuverſicht bewahren? Wer kennt denn ſich ſelbſt! Habe ich doch manchesmal an mir erfahren, daß äußere Eindrücke nur zu viel über die innere Stimmung vermögen!“

1824 Wie in einer Vorahnung: daß es dieſes Mutes bald in vollem Maße bedürfen werde, waren vorſtehende Zeilen geſchrieben. Denn nachdem ſich in der zweiten Hälfte des Sommers nichts beſonderes zugetragen, beginnt das Tagebuch gleich nach Eintritt des neuen Jahres (5. Januar) mit den Worten: Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, und dann berichtet er über die Krankheit und den vom 3. auf den 4. erfolgten Tod ſeines Lieblings Wilhelm. Wir dürfen ihm in den Einzelheiten ſeiner ergreifenden Erzählung nicht folgen, doch mögen nachſtehende Worte hier eine Aufnahme finden, um zu zeigen, wie er es verſtanden, im tiefſten Leid nicht zu verzagen, ſondern Troſt und Hilfe aus der Quelle zu ſchöpfen, die der unſichtbaren Welt entſpringend, allen Mühſeligen und Beladenen Heil und Frieden zu ſpenden beſtimmt iſt. „Wie hätte ich dieſe Tage des Schreckens tragen können, wenn nicht Gott der tief verwundeten Seele näher getreten, als der geſunden. Ich habe ſeine Nähe geſpürt, und ſeine Verheißung iſt mir lebendig geworden. Auch habe ich in jenen Tagen viel mit meinen ſeligen Eltern verkehrt, ich möchte ſagen, ſie waren mir nahe. Ihnen habe ich auch das Kind meines Herzens empfohlen; es war zu gut, zu zart für dieſe Welt. Mögen ſie und alle frommen Vorangegangenen es mit ihrer Liebe umgeben. Wir wollen fortan Schmerz und Freude tragen, ſolange es Gott gefällt. Wir haben nur das Los der Menſchheit erfüllt, von dem unberührt wir bisher umhergewandert waren; gebrochen iſt das lange Glück. Dieſe Tage, ſonſt Tage der Freude und der Hoffnung, ſind für dieſes Leben mit Trauer bezeichnet.“

Und ſo iſt es auch gekommen, nicht als ob Leben und Freudigkeit fortan abgeſtorben wären, aber die leuchtende Erſcheinung dieſes ſeltſam lieblichen Kindes iſt ſeinem geiſtigen Auge immer gegenwärtig geblieben, und gewohnt, wie er war, anderer Leid und Freude dem ſeinigen gleich zu tragen, ſchrieb er zwanzig Jahre ſpäter einem jüngeren Freunde, welchem dasſelbe Los beſchieden: „Ihr Schickſal iſt das meinige und ich fühle es wie

das meinige. Folgen Sie getrosten Mutes den leuchtenden Spuren, die der flüchtige Fuß eines Engels zurückgelassen, er ist ein Bote der Liebe, und des Weges kundig, der zu ihrer Quelle leitet. Aber freilich nur in der Schule des Leidens gewinnt man diese Erkenntnis. Ich habe oft das Herz des Menschen mit einem Acker verglichen, welcher erst empfänglich wird durch die scharfe Pflugschaar und die spitzen Haken der Egge, die ihn aufreißen und zugänglich machen für die Einflüsse der Luft. Diese Pflugarbeit geht auf der weiten Erde ohne Unterlaß vor sich, sichtbar wie unsichtbar, und selbst die trübe Winterluft hat edle, reiche Stoffe in Fülle abzugeben an die ihr zugewendete Erdscholle. Wohl dem, der die einige, unendliche Liebe ahnt, und in helleren Augenblicken versteht und sich ihr hinzugeben weiß; der hat allezeit eine Zuflucht und des Raumes genug, um neben den armen, wohlgesinnten Maulwürfen, auch die ungeschlachte Welt in sein Inneres aufzunehmen."

„Wenige Tage nach dem Tode meines Wilhelm, am 6. Januar 1824", heißt es weiter im Tagebuche, „starb mein Freund und Gönner, der Staatsminister Niels Rosenkrantz; die unerwartete Nachricht von dem Tode des rüstigen Mannes, die auf mein äußeres Schicksal so viel Einfluß haben mußte, berührte mich nach dem frischen Schlage weniger, als sie zu irgendeiner andern Zeit gethan hätte. Ich fühlte wohl die Wichtigkeit des Verlustes für das Allgemeine, wie für mich besonders, doch erst später ward sie mir recht klar.

Rosenkrantz gehörte eigentlich in die Klasse der gröberen Naturen, mit denen man sich aber wegen ihrer Bravheit und Tüchtigkeit gern befreundet. Er hatte seinem Posten redlich vorgestanden, und mit der Routine einer langen diplomatischen Laufbahn verband er die höchste Geradheit. Was ihm fehlte, waren die feineren Schattierungen des Charakters, war frühere Bildung; er war weder Jurist noch Publizist: wie bei den meisten seinesgleichen, beschränkte sich seine Neigung und seine Thätigkeit auf eine politische Klatscherei, die in der posttäglichen französischen Korrespondenz geübt wird. Alle grenznachbarlichen und Rechtsverhältnisse des Staats und der Unterthanen wurden wenig beachtet. An jener Klatscherei, die für Dänemark, das keine Rolle zu spielen imstande ist, eine Nebensache sein sollte, hat er sich tot

gearbeitet. Außer einer Depesche posttäglich für jede Gesandtschaft ging regelmäßig ein Privatbrief ab, sowie jeder Bericht von einem solchen begleitet sein mußte. Diese Privatbriefe hatte Rosenkrantz die Schwäche dem König regelmäßig vorzulegen, wodurch unnützes Gewäsch dahin ging, wo es nicht erscheinen sollte, und manchem wesentlich geschadet worden, bevor man um diese unwürdige Art wußte. Die Nächte brachte der arme Rosenkrantz oft zu mit diesem Geschreibsel, das freilich für die Entfernten manches Interesse hatte; da war keine Zeit zu erwägen, noch weniger wieder zu lesen, nicht einmal die Worte auszuschreiben; so ward er blind und rastlos umgetrieben in dieser Mühle und versäumte darüber selbst die so nötige Sorge für Aufrechthaltung seines Einflusses, der in allen Dingen, die nicht das Departement betrafen, Null, und in demselben selbst nur gering und stoßweise war. Nie scheute er sich die Wahrheit zu sagen; er hat harte Auftritte mit dem König gehabt, aber weder Haltung genug, um dennoch seinen Zweck zu verfolgen, noch Würde genug, abzugehen, wo er in wesentlichen Dingen nicht durchdringen konnte. Ie ne pouvais pourtant pas aussi donner ma démission, à cause de Vous, comme le fit le Comte de Bernstorff, sagte er mir, als einige Jahre später von der unwürdigen Behandlung die Rede war, die ich 1813 erlitten.

Sein und seiner Frauen bedeutendes Vermögen war der Repräsentation aufgeopfert. Er starb in sehr zerrütteten Umständen. Das ist die schwache Seite aller jener Minister, welche die Umschwünge von 1812—1814 durchsprochen haben, und daher sind sie von den Regenten mehr und mehr als bloße Maschinen und expedierende Sekretäre betrachtet, was eigentlich nicht der Begriff eines Ministers ist.

Rosenkrantz fühlte sich in der letzten Zeit körperlich ermattet; dazu kam aber das innere Gefühl der Kränkung über manche öffentliche und häusliche Ereignisse, die Trostlosigkeit, die alle jene Staatsmänner aufreibt, welche keinem Grundsatz zu huldigen verstehen, und endlich die gänzliche Zerrüttung seines Vermögens, trotz mancher Zuflüsse und Geschenke. So ist er am Ende mit gebrochenem Herzen gestorben; seine letzten Briefe an mich tragen das Gepräge dieser Stimmung. Wir hatten viel an ihm aus-

zusetzen gehabt in öffentlichen Dingen; aber nach seinem Tode zeigte sich erst die selbstverschuldete Armut Dänemarks an Männern. Der nunmehr alte, wenngleich körperlich wohlerhaltene Schimmelmann erhielt provisorisch das Portefeuille. Man suchte nach einem Nachfolger, dem die Stellung definitiv hätte übertragen werden können, aber es war in der That kein Minister zu finden, der eine entschuldigte sich aus diesem, der andere aus jenem Grunde. Genug, Schimmelmann behielt das Portefeuille, und mit ihm verlor das Departement alle Bedeutung. Unordnung, Zerstreutheit, Mangel an gründlicher Bildung hatten leider dem trefflichen Manne zu allen Zeiten zum Geschäftsmann im Wege gestanden, wie vielmehr im 75jährigen Alter, wo gleichsam von seiner Genialität nur die Hülse übrig geblieben war. Schon Rosenkrantz hatte an ein liederliches Französisch in seinen Depeschen gewöhnt; diese gegenwärtigen aber standen in sprachlicher Beziehung jenen bei weiten nach, und blieben dabei ohne alle Bedeutung und Gehalt. Vertieft in diese heillose Arbeit, war für reelle Geschäfte kein Moment, keine Teilnahme bei ihm zu gewinnen, und die angeborene Unentschlossenheit und Schwäche raubte jede Hoffnung, in dem Chef einen Vertreter zu finden. Ich erschrecke, indem ich diese Worte niederschreibe, über einen Mann, dem in früherer Zeit und mit dem vollsten Recht meine ganze Verehrung gewidmet war, dem ich noch für wahres Vertrauen und so viel Zuneigung und Nachsicht dankbar bin. Aber mein Eifer, meine Strenge gehört hier ganz dem Geschäftsmanne und Diener, der unverantwortlich die wesentlichsten Interessen des Staats durch reine Unfähigkeit verwahrlost sieht.

Mit Rosenkrantz hörte meine Privatkorrespondenz, die auch für das Geschäft so wesentlich wohlthätig gewesen war, ganz auf; ich sah bald, daß sie zu nichts führte; und, daß ich einen treuen und redlichen, einen ernsten und wohlwollenden Freund verloren hatte, ohne Hoffnung, daß er mir ersetzt werden könne. Friede seiner Asche! Rosenkrantz war trotz seiner Vorurteile und Schwächen ein Ehrenmann, ein Däne guter Art.

Und lange hatte ich einen thätigen und zugänglichen Minister nicht nötiger gehabt, als gerade in diesem Jahr, wo ich mich, zu einer raschen und verantwortlichen Wirksamkeit berufen, nun auf

schwankende, unzureichende Instruktion und auf mich selbst hingewiesen fand.

Schon am 1. März 1823 hatte die Revisionskommission zur Ergänzung und Ausbildung der Elbschiffahrtsakte, die 1821 in Dresden zwischen den zehn Uferstaaten unterzeichnet war, zusammentreten sollen. Durch Stafette hatte mir Rosenkrantz an jenem Tage Vollmacht und eine allgemeine Instruktion gesandt. Es war aber von keinem andern Bevollmächtigten zu hören. Nach einigen Monaten erklärte Österreich, daß man für geratener achte, den Zusammentritt erst am 1. November zu veranlassen; inzwischen könne man sich vorläufig über die einzelnen zu verhandelnden Punkte zu verständigen suchen durch unmittelbare Verhandlung zwischen den Kabinetten. Dies wurde allseitig beliebt; und ich studierte die dicken Aktenstöße über den Stader Zoll, die Steckenitz und den Altonaer Hafen gemächlich durch, während die Liquidationskommission ihren Schneckengang fortschritt.

Nach dem 1. November langten allmählich die Bevollmächtigten an, zuerst der preußische Geh. Regierungsrat Mauve, der schon früher in Dresden ein Stein des Anstoßes gewesen, und von dort hatte abgerufen werden müssen, vor dem alle übrigen, namentlich der Hamburger Bevollmächtigte, Senator Pehmöller, sich fürchteten. Er schickte eine Karte, ich ihm wieder, wir lernten uns erst in der ersten Konferenz ohne Vorstellung kennen. Er trat alsbald mit lebhafter persönlicher Opposition gegen die Österreicher auf, neckte und schrob sie, wo er konnte, und gebrauchte eine gewisse Überlegenheit in der Diskussion, eine ausgezeichnete Gabe, sich zu äußern, schnell zu fassen und zu widerlegen, die bei ihm mit großer Sachkenntnis verbunden war, in einem Sinne, der auf ein feindseliges, wenigstens gespanntes Verhältnis zwischen beiden Regierungen hätte schließen lassen sollen; bei grenzenloser Heftigkeit und Erbitterung wegen seiner früheren Niederlage zeigte er eine anscheinende Kälte und ein gewisses Maß neben einem vorteilhaften, kraftvollen Äußeren. Ich bemerkte bald, daß er sich in seinen Äußerungen nicht selten zu mir herüberwandte, und nach einiger Zeit hatte ich die Befriedigung, daß er mich, nachdem wir lange einander kalt vorübergegangen waren, von selbst aufsuchte und mich für seine Ansicht zu gewinnen, mich zum Vermittler zu machen be-

müht war. Seine Verehrung für Graf Bernstorff, seine kluge, feste Art gefiel mir; ich sagte ihm sehr rund meine Meinung; und hatte ich auch seitdem Gelegenheit zu erfahren, daß einige Vorsicht mit ihm anzuraten war, so sind wir doch gute Freunde geblieben und haben in mancher Sache gemeinschaftlich gehandelt.

Der sächsische Geh. Finanzrat v. Bünau, mir durch unsern sächsischen Gesandten Bergh empfohlen, war ein anderer Schlag von Menschen, ein biederer gemütlicher, beschränkter, in seinem Fach sonst ganz taktfester Mann, friedlich und passiv, und stets des österreichischen Votums gewärtig, ein ältlicher Junggesell, wie deren in Kollegien gezogen werden, der sich ungern von seinem Weinberg und von seinem Klub getrennt hatte.

Hannover repräsentierte mein Freund v. Duve, ein Ehrenmann, zu unabhängig in seiner Denkart und zu billig, um dem Zweck seiner Regierung entsprechen zu können. Man sandte bald einen zweiten Bevollmächtigten, Rumann, einen Zögling der westfälischen Zeit, sonst hier als Substitut des Kaiserlichen Procureurs durch seinen Witz und seine Beredsamkeit berühmt, von denen ihm jetzt nur das Bittere geblieben zu sein schien; rechtlich gesinnt, wie man sagt, und ein guter Jurist, aber düster und heftig, oft bis zur Ungezogenheit. Gesandt, um besonders gegen Dänemark, dann auch gegen Hamburg manches Unrecht durchzufechten, hat er diese Rolle in so wenig annäherndem und billigem Geiste gespielt, daß jede Diskussion sich sogleich auf die Spitze gestellt fand; ein schlechter Unterhändler im ganzen, aber wie ausgesucht, um jede Annäherung an gemeinsame Interessen zurückzuweisen und das gewählte Isolierungssystem stramm zu behaupten.

Über den Mecklenburger Geheimen Kammerrat Steinfeld ließe sich manches sagen: Ein wohlhabender, feiner, leiser, gewandter Geschäftsmann, der sich mir durch manche Artigkeit näherte, vergebens aber ein Netz über mich zu werfen suchte. Er ging, wie das Büchlein des Propheten, glatt zum Munde ein, aber er grimmte im Bauch, und mein Takt verließ mich auch hier nicht, noch blieb die Erfahrung unbewährt, daß bloße Klugheit, wenn sie kein Vertrauen einflößt, doch auch im Geschäftsleben scheitert. Mit großer Sachkenntnis und Gewandtheit hat er seinem Hofe keine sonderlichen Dienste geleistet.

Auch Anhalt Köthen (Dessau und Bernburg vertrat Bünau) hatte seiner Streitigkeiten mit Preußen halber einen eigenen Bevollmächtigten in der Person des Landkammerrat Behr gesandt, ein lebenslustiger, in allen Gewehren fechtender, anekdotenreicher, musikalischer, deklamierender Vierziger mit kahlem Kopf, recht tüchtig im Geschäft, in der Feder gewandt, ein Faktotum für einen kleinen Fürsten, übrigens eine von Österreichs festen Stimmen, und sonst auch zu allem bereit.

Zuletzt, in den ersten Tagen des Januar, kamen die Österreicher: Der Prager Gubernialrat v. Böhm, ein etwas schwammiger, wohlwollender, weitläuftiger, in inneren Geschäften wohl routinierter Mann, der seinen saftigen Spaß liebte, und dessen freundliche Gesinnung ich nicht genug rühmen kann. Er war für das Präsidium bestimmt, aber die Nachricht, daß des gefürchteten Mauve Ernennung nicht in Berlin hintertrieben werden könne, hatte das Bedürfnis fühlen lassen, ihm einen gewiegten Mann als zweiten Bevollmächtigten an die Seite zu geben, und diesen hätte man gewiß nicht besser als in der Person des Rats Eichhoff finden können, der als Protokollführer in Dresden fungiert hatte und als Generalkonsul für die Elbe das Fach gründlich kannte. Unstreitig wohl mit der bedeutendste unter den Gliedern der Kommission, ein Rheinländer, klug, umsichtig, fein in der Auffassung, gescheit, mäßig und beredt in der Mitteilung. Dabei, soviel ich es habe beurteilen können, ein rechtlicher und zuverlässiger Mann, der auch durch seine Persönlichkeit sich Ansehen verschafft haben würde und hier in allen bedenklichen Fällen mit Erfolg sich der Diskussion bemächtigte und das Wort führte, das sonst Herr v. Böhm, in der doppelten Eigenschaft als Präsident und österreichischer Bevollmächtigter, sich vorbehalten hatte. Ohne seine unermüdlichen, konzilianten Bemühungen würde schwerlich irgend ein Resultat erreicht worden sein, und ohne seine Gewandtheit und Festigkeit wäre Mauve ein gefährlicher Gegner für alle übrigen Uferstaaten geworden. Schade, daß Österreich so viel Privatinteressen in die Verhandlungen brachte und die schielende Metternichsche Amalgamationspolitik den ersten und am wenigsten beteiligten Uferstaat in manches schiefe Verhältnis brachte, zu mancher Rücksicht nötigte, wo dem Recht

nicht gehuldigt werden durfte, weil Stimmen für die Ermäßigung des Zollsatzes für die österreichischen Produkte geworben werden mußten. Eichhoff ist einer der tüchtigsten Männer, die Österreich besitzt. Seine Bekanntschaft ist mir sehr wert geworden, ohne daß ich seinen Ansichten nach Überzeugung und Pflicht immer hätte entsprechen können.

Der zehnte und letzte war der wackere Senator Pehmöller, ein Ehrenmann und kluger Kaufherr, dem aber in einer solchen Versammlung der Standpunkt und noch öfter die Taktik des juristisch gebildeten Geschäftsmannes abging.

Von der Stadt Hamburg war ein Lokal zu den Konferenzen im Stadthause auf dem Neuenwall angeboten worden. Dahin lud der hamburgische Bevollmächtigte auf den 20. Januar die sämtlichen Bevollmächtigten zu einer Präliminarkonferenz der Abrede gemäß ein. Und so fiel der Anfang dieses, mir seinem Wesen wie seiner Form noch durchaus fremden Geschäftes in die trübste Zeit, wo ich körperlich, wo nicht leidend, doch angegriffen, mich nur mit Mühe von dem häuslichen Kummer zu öffentlichen Interessen wenden mochte. Vielleicht war doch dies gewaltsame Herausreißen heilsam; es galt die Zähne zusammenbeißen und eine Haltung gewinnen, wo daheim reichliche Thränen flossen und zu dem Gram sich die ermattende Sorge gesellte.

In der ersten Konferenz ward von Formalien gehandelt, nachdem, durch Acclamation gleichsam, der Gubernialrat v. Böhm zum Präsidenten erwählt worden war. Der preußische Bevollmächtigte, der zuerst votierte, stellte sich schon hier auf den Standpunkt der Opposition, den er mit wenigen Ausnahmen durch alle Verhandlungen behauptet hat, indem er auf Alternierung des Präsidii unter allen Bevollmächtigten antrug. Da die meisten Bevollmächtigten durch ihre Instruktionen angewiesen waren, mit Österreich zu stimmen, andere aus besonderen Rücksichten dasselbe thaten, fand sich Mauve gleich in der Minorität; seine amtliche Stellung inzwischen, seine persönliche Gewandtheit und Tüchtigkeit setzten ihn oft in die Lage, seiner Erbitterung gegen die Österreicher, die ihn aus Dresden vor dem Schluß der Verhandlung vertrieben hatten und ihn womöglich noch gern entfernt hätten, mit Vorteil auszulassen und manche Schwächen seiner Gegner zu benutzen.

Schon das erste Protokoll setzte heiße Kämpfe wegen der Ausdrücke. Es war von Dresden her die Gewohnheit angenommen, die Protokolle nicht in der Konferenz durch den Bevollmächtigten in die Feder nehmen zu lassen, sondern solche wurden zuhause von den österreichischen Bevollmächtigten gefertigt, kollationierten dann am Tage vor der nächsten Konferenz und wurden in derselben, nach Erledigung der Bemerkungen und Vorbehalte, erst vollzogen, dann aber zu 130 Exemplaren kollationiert, von denen jedes Mitglied 10 Exemplare erhielt. Es ist klar, daß mit der Anfertigung der Protokolle ein bedeutendes Übergewicht in die Hände des Präsidenten gelegt war, wo so vieles auf Tertierung der Übergänge und Beschlüsse ankam; denn jedes Separatvotum pflegte, eben weil es nicht sogleich niedergeschrieben ward, schriftlich zur wörtlichen Aufnahme eingereicht zu werden. Aber auch so fehlte es nicht an manchen Unzuträglichkeiten und Verdrießlichkeiten, wo sich ein Teil durch parteiische, oder beide Teile durch evasive Stellung der Anfragen und Beschlüsse graviert glaubten. Preußen, seinem Platz und seiner Wichtigkeit nach immer der erste Votierende, war fast beständig auf dem Kampfplatz gegen die Nachbarn Sachsen und Anhalt, wo es Zollverhältnisse galt, oder gegen alle, wo nur von fern auf eine Beschränkung der dem Elbverkehr so drückenden Zoll- und Revisionsrechte hingedeutet ward. Scharf und ausfahrend war allezeit der Ton gegen Österreich, und bald auch gegen dessen Schildknappen, Mecklenburg, freundlich und zuvorkommend gegen mich; der meinige, so darf ich wohl sagen, freimütig, parteilos gegen alle.

Und nicht leicht war meine Aufgabe. ‚C'est', schrieb ich an den seligen Rosenkranz im vorigen Jahre, ‚c'est une position diplomatiquement très fâcheuse que d'avoir beaucoup à demander, tout à refuser et rien à offrir.' Dies aber war in wenig Worten meine Stellung, und diese mit so geringen Mitteln, so gar keiner Unterstützung von oben und von Hause, so bekannter Schwäche meines Hofes zu behaupten, durch bloße Persönlichkeit.

Offensiv hatte ich gegen Hannover Beschwerde über die Harburger Schifferzunft und über den Stader Zoll, gegen die ganze Kommission den Antrag auf Erhöhung des Lauenburger Zollsatzes durchzufechten, defensiv gegen Preußen den dermaligen provisorischen

achten Zollpfennig vom Zentner, gegen Hamburg die Erweiterung des Altonaer Hafens, die Stecknitzverhältnisse, gegen Österreich und andere die Ablehnung aller Ermäßigungen der Zollsätze auf einzelne Waren, anderer minder wichtiger Berührungspunkte nicht zu gedenken. Mit wenigen Ausnahmen umfaßten diese Materien alle wichtigen Punkte der Diskussion, und nächst Preußen war ich daher am meisten auf der Bühne.

Der Ordnung nach hätte ich gegen meinen Freund v. Duve in der zweiten Konferenz beim zweiten Artikel der Elbschiffahrtakte, da zum ersten Artikel keine Anträge waren, die erste Lanze brechen sollen wegen der Harburger Schiffer; auch hatte ich mein Exposé schon begonnen, als ihm die Nachricht von der Ernennung seines Kollegen Rumann, im ganzen wohl erwünscht, kam, und mit meiner und Hamburgs Genehmigung eine Aussetzung dieser Diskussion veranlaßte. Da es Österreich nur darauf ankam, seine Interessen, oder vielmehr die der böhmischen Gutsbesitzer durchzusetzen, alle übrigen Punkte aber womöglich, um niemand zu beleidigen und keine Stimme zu verlieren, nur zum Schein erledigt werden sollten durch Wünsche oder schielend gestellte Fragen, so gab auch diese Beschwerde nicht, wie sie gesollt hätte, ein reines Resultat, so sonnenklar sie auch war. Im ganzen doch rein genug, um vonseiten der beteiligten Uferstaaten kein weiteres Bedenken zu hegen, nunmehr zur Retorsion auf administrativem Wege zu schreiten, den ich lange schon als den einzigen bezeichnet hatte. Ich glaube es mir als Verdienst anrechnen zu dürfen, daß mein Wort, Dänemark werde, wie es auch komme, nicht von seiner Stelle weichen, noch sich einseitig auf Verhandlungen und Nachgiebigkeit einlassen, dem Senat Bürgschaft genug war, um das Mißtrauen, das bis dahin jede gemeinsame Maßregel gehindert hatte, fallen zu lassen, und den Mut zum Widerstand gegen Hannover zu geben.

Mein Vortrag über den Stader Zoll in der 23. Konferenz schien mir und den meisten meiner Kollegen damals eine zweckdienliche Arbeit, kräftiger und gewichtiger, als man ihn jenseits erwartet haben mochte, und als ich selbst ihn würde entworfen haben, wenn es mir nicht notwendig geschienen hätte, für die bevorstehenden Separatverhandlungen eine breite Basis zu gewinnen,

und zugleich das durch die triumphanten Reden des Herrn v. Stralenheim in Dresden und das kümmerliche Schweigen des dänischen Bevollmächtigten verrückte Gleichgewicht herzustellen. Man hatte Bergh beredet, sein Exposé nicht ins Protokoll zu rücken, man hatte seine definitive Erklärung zurückgewiesen, Hannover hatte mit den handgreiflichsten Täuschungen das letzte Wort behalten. Aus diesem Gesichtspunkt ist mein Vortrag zu beurteilen: und er hat seine Wirkung erreicht. Mauve hat einen Verweis erhalten, mich nicht kräftiger unterstützt zu haben; Hannover hat geschwiegen, Rumann dringend die Notwendigkeit, solche schreiende Mißbräuche abzustellen, geltend gemacht, wenn er gleich gegen mich selbst die Diskussion mit nötiger Bitterkeit führte.

Mein Antrag auf Erhöhung des Lauenburger Zollsatzes (P. 3) ist eine Arbeit, die mich, eben weil mir die Materie fremd war, viele Mühe gekostet hat; den Notizen und Aufklärungen des Elbzöllner Justizrat Meyer in Lauenburg verdanke ich vieles Licht darin, und unter anderm, daß ich noch zu rechter Zeit gewarnt ward, nicht nach Anleitung meiner Instruktion mehr zu fordern und mehr zu behaupten, als ich hätte beweisen können, nämlich wirkliche Mindereinnahme. Von meinen Kollegen ward alles angewandt, mich von meinem Antrag abzuhalten, von Eichhof besonders, der mir die Unmöglichkeit zeigte, damit durchzudringen, von Steinfeld, der große Angst hatte, daß das bedenkliche Kapitel von der Mehreinahme Mecklenburgs möchte aufgerührt werden. Ich blieb fest und hatte es nicht zu bereuen. Zwar erlangte ich in dem Augenblick nichts, doch habe ich dadurch künftigen Ansprüchen Bahn gemacht, und von Österreich das Versprechen der kräftigsten Unterstützung bei der nächsten Revisionskommission erlangt, als reciprocum für meine Verwendung zugunsten ihrer Ermäßigungen, denen ich anfangs mich mit Preußen zugleich unbedingt widersetzen mußte. Alle Bearbeitungen waren vergebens, meine Instruktionen ließen keinen Zweifel; ich war um Gründe, die Forderungen Österreichs, Sachsens u. a. zurückzuweisen, nicht verlegen, doch trug ich sie in versöhnlicher Form vor (im 4. Prot.); Preußen hingegen faßte sie schroff und unfreundlich, und es entspann sich daraus ein langer und heftiger Streit, ein Mißverhältnis, das mit der Nachgiebigkeit des Berliner Kabinetts endigte

und nur die erhöhte Spannung zwischen den Bevollmächtigten bestehen ließ. So stand ich nun rücksichtlich mehrerer Artikel ganz allein gegen die Wünsche der ganzen Kommission. Und dies schien mir der Augenblick, um die Nachgiebigkeit des Hofes, die einmal nicht wohl umgangen werden konnte, seitdem die österreichische Gesandtschaft in Kopenhagen sich hineinmischte, und meine eigene Bereitwilligkeit wie ein verdienstliches Opfer geltend zu machen. Ich riet dazu, in jenen vier Punkten nachzugeben, und reiste selbst zum Könige, der nach einer Besichtigungsreise durch Jütland sich mit der königlichen Familie in Luisenlund aufhielt, um durch unmittelbare Vorstellungen und Erläuterungen ein Resultat zu erreichen, das doch nicht wohl vermieden werden konnte, und bei dem gegenwärtigen Zustande des Departemens nur verzögert und mit übelm Anstande spät erfolgt wäre.

Meine Reise ging fliegend über Kellinghusen nach Rendsburg, wo ich am 14. Juli bei guter Zeit eintraf. Am andern Morgen war ich in dem freundlichen Luisenlund, das ich noch nicht kannte. Mit Besuchen verging der Vormittag. Der alte Landgraf lebhafter und phantastischer als je. Das Gerücht von der Sendung hannoverscher Truppen nach Lissabon brachte ihn in die höchste Begeisterung. Vor Tische Audienz und Cour, wo ich den würdigen Kay Reventlow zu meiner Freude sprach; mich wollte der König erst nach Tisch ausführlich sprechen. Ich fand ihn wenig geneigt, Nachlaß zu bewilligen, wo Lauenburg schon so schlecht behandelt worden; ich legte die mitgebrachten Papiere vor, aus denen hervorging, daß Dänemarks Einnahmen sich im ganzen in den letzten Jahren nicht verschlimmert haben. Zusagen wollte der König nichts; dem Departement sei es nur darum zu thun, sich andern Regierungen gefällig zu beweisen; er müsse auch andere Kollegien hören; inzwischen versprach er baldige Resolution nach der Rückkunft in Kopenhagen. Der König war zutraulich und gütig. Als ich beim Abschied meiner selbst erwähnte, hörte ich wieder den alten Trost: ‚Ich werde Sie gewiß anstellen. Sie sind ein geschickter Mann und pensioniert, das ist Grund genug.‘ Ich [illegible] em noch um das Amt Plön angehalten, dessen Einschlechtert waren, daß der glückliche Bewerber Buches nicht antreten zu dürfen. Der Kammerherr

Gössel hatte mir den Morgen, als ich vor dem kleinen Försterhause im Park, wo er wohnte, mit ihm auf der schattigen Bank saß, gesagt, das Publikum in Kopenhagen bestimme mich zum Direktor des Departements unter Schimmelmann; ich versicherte ihn, daß ich nicht daran gedacht habe. Ich reiste über Itzehoe zurück nach Flottbeck, erhielt auch bald nach meiner Rückkehr die erwünschte Resolution und konnte zu den Ermäßigungen, wo ich allein in der Minorität stand, beistimmen. Dafür ließ ich mir von den Österreichern ihre Stimme zur Erhöhung des Lauenburger Zollsatzes für die Zukunft versprechen, und noch andere Bedingungen für das gegenwärtige Geschäft.

Auf diese Weise gelang es, die Beschwerde der Hamburger über die Erweiterung des Altonaer Hafens durch Ablehnung der Kompetenz der Kommission nach hartem Kampf zu beseitigen. Eine indirekte Zensur wandte ich dadurch ab, daß ich fest erklärte, ich werde das Protokoll nicht unterschreiben. Diese Angelegenheit war mir bei weitem die verdrießlichste und bedenklichste, denn wir hatten im wesentlichen wohl unrecht, eigenmächtig im Fahrwasser auszubauen. Ich hatte mir viel Mühe gegeben, die Sache vorher gütlich durch ein Versprechen, nichts Ähnliches wieder zu unternehmen, womit sich Hamburg begnügen wollte, abzuthun; aber vergebens; die Leidenschaftlichkeit der Altonaer Behörden siegte, und ich mußte den Kampf bestehen. Ungefähr ebenso stand es mit der Steckenitzsache. Auch die ging mir durch; und nun waren die Hauptpunkte meiner Instruktion überstanden. Übrigens war ich fast unausgesetzt in Arbeit bei den meisten Gegenständen der Diskussion, überall war ein Lauenburger Interesse wahrzunehmen, und ich glaube, daß solche um ein großes besser standen als früher.

Der Kampf gegen Preußen um den achten provisorischen Pfennig war der schärfste. Meine Erwiderung aus dem Stegreif wurde beifällig aufgenommen; das elaborierte, spitzige, hämische, gelehrte, verschrobene Votum Mecklenburgs stellte dagegen die ganze Existenz der Kommission auf die Spitze; mit einem solchen Bundesgenossen konnte man nur übel fahren. Ohne eine von mir zu rechter Zeit begehrte Frist von vier Wochen zur Instruktionseinholung wäre der preußische Bevollmächtigte abgereist,

die Kommission auseinandergesprengt worden. So fand man Zeit, sich zu besinnen, die großen Höfe, ihren Bevollmächtigten die Köpfe zu waschen. Steinfeld mußte zurücknehmen und Abbitte thun; es kam ein schielender Vergleich durch Separatverhandlung zustande, der mich viel Mühe und Verdruß gekostet hat, Mecklenburg ein mäßiges Opfer an der Diskussion, übrigens aber unsere acht Pfennige wenigstens zu definitiven machte.

Mit dem Frühjahr stellten sich auch die Frauen und Kinder der Bevollmächtigten ein. Man zählte 19 alte und junge Damen. Jene fremden, die alle am Jungernstieg wohnten, hielten regelmäßige Abendversammlungen. Wir lebten still und mit wenigen Freunden in unserer Trauer, und so vermied ich alle zu nahe Berührungen mit meinen Kollegen: denn es kann deren auch zu nahe geben, wo es schwer wird, nicht in alle Hetzereien und Parteiinteressen verflochten zu werden. Ich war mit allen freundlich, wir besuchten uns, ich lud sie einzeln zu uns; aber die innere Spannung, die Separatinteressen waren so aufgeregt, daß ich absichtlich mich keinem ganz anschließen konnte und wollte, auch den Österreichern nicht, die in Dresden mit dem armen Bergh gemacht hatten, was sie wollten; sie kannten alle seine Geheimnisse; Eichhof machte ihm seine Berechnungen, durch die er erst sich, dann auch den Hof täuschte; sie leiteten seine Schritte, wie es ihnen paßte. Bei ähnlichen Verhältnissen habe ich es überhaupt für das vorteilhafteste erfunden, sich Menschen und Sachen ein wenig fern zu halten: man sieht klarer; man steht freier, man handelt selbständiger, und das wiegt die Vorteile, die aus Vertraulichkeit mit einzelnen entstehen, wohl auf.

Mein Verhältnis zu Mauve während der Spannung war ein sonderbares. Im ganzen mochten wir einander, ohne uns ganz zu trauen. In vielem waren wir einig; in anderen Punkten suchte Mauve, aber vergebens, mich in seine Partei zu ziehen. Einmal geschah es, daß er, während der Spannung, in der er mit den übrigen lebte, wo auch wir in offiziellem Kriege waren, sich bei mir eingestellt hatte, um über den Gang der Sache zu sprechen. Nicht lange, so klopft es; es war Steinfeld, sein persönlicher Feind, mein Alliierter. Ich wohnte unten an der Thür: Mauve entwischt in das Hinterzimmer: Steinfeld hat schon vom

Bedienten erfahren, daß Mauve da sei. Jeden verschnupfte das sehr, und ich lachte über die alberne Scene.

Der Frühling kam heran, wo ich mit allem fertig zu sein gehofft hatte, und wir waren noch mitten drinnen. Am 15. Mai zogen wir wieder nach Flottbeck, wo so manche trübe Erinnerung unser wartete, und alles an den verlorenen Liebling erinnerte.

Nun war ein rastloses Treiben nach Hamburg. Dienstag, Freitag, Sonnabend waren die festen Tage; da mußte ich nachdem die Morgenstunden dem Unterricht der Kinder gewidmet worden, über Hals und Kopf hineinfahren; es mußten die Protokolle gelesen und signiert; es mußten Privatkonferenzen gehalten, die dreistündigen Sitzungen abgehalten, Vota gedrechselt, Berichte erstattet werden. Oft war keine Stunde des Tages mein; die Papiere und Akten mußten stets verschleppt, statt der angenehmen Gänge nach und von Hamburg für Wagenmiete viel Geld bezahlt werden. Die freundliche Aussicht aus jenem lieben Fenster, wo ich arbeitete, ist mir den ganzen Sommer hindurch mit Zollgedanken umnebelt gewesen. Am Ende ging doch alles erträglich. Ich habe unter den Umständen so wenig als möglich an den Kindern versäumt, an andern Tagen meist dreifache Stunden gegeben, und so gelang es, beide widersprechende Pflichten des Hofmeisters und des Geschäftsmannes zu vereinigen. Die Aussicht auf ein Vorübergehen dieses Zustandes war es, was mich aufrecht hielt, auf die Länge wäre es nicht möglich gewesen.

Ende August waren wir fertig und hätten unterzeichnen können, als Preußen über die Form der Schlußakte und über deren Ratifikation abermalige Differenzen erregte, die in heftige Spannung ausbrachen, Instruktionseinholung, Widerlegungen in den Protokollen erforderten. So schleppten sich die Konferenzen noch bis zum September, wo wir unterzeichneten. In der letzten Konferenz regte sich die alte Feindschaft durch Mauves Schuld wieder heftiger, und mit bitteren Gefühlen liefen die Österreicher, der Preuße, ohne Abschied, ohne ein gutes Wort von dannen. Einige von uns blieben und schüttelten sich die Hand, zugleich aber den Kopf über so unziemliches Ende. Um den 27. September waren alle fremden Bevollmächtigten abgereist, am 28. schickte ich das letzte Protokoll ein. Gegen 40000 Thaler soll an Reise- und

Diätengeldern, Bureaukosten u. s. w. die Kommission gekostet haben.

Uns war diese letzte Zögerung ein großer Querstrich. Den ganzen Sommer hindurch hatte ich mit wahrer Sehnsucht den Plan zu einer kleinen Harzreise mit meiner Frau und den beiden Söhnen gepflegt; wir hatten oft verschoben, viel besprochen, viel gelesen und erkundigt. Berge, Thäler, Tannenwälder, Bergschlösser lagen wie eine Erfrischung, deren wir recht bedurften, vor uns. Den Kindern wollte ich anschaulich die Dinge der deutschen Geschichte zeigen, in der wir bis zum Dreißigjährigen Kriege vorgerückt waren, ihren Gesichtskreis sollte die Fahrt erweitern, in Gruben und Höhlen wollten wir steigen; auch wohl hier und da bei Freunden vorsprechen. Das Septemberwetter war so schön! Endlich war der Wagen gemietet, alles fertig. Am Montag, den 27., sollte die Reise angetreten werden; da trat, bei der späten Jahreszeit entscheidend, am Sonntag kaltes, regnigtes Wetter ein. Alles riet ab, wir mußten entsagen und verschieben; es war der äußerste, so oft schon hinausgerückte Termin.

Ich hatte schon seit Himmelfahrt ein Haus in der Neustädter Fuhlentwiete bezogen, das wegen seiner bequemen Einrichtung, freundlichen Gartens und besonders der unmittelbaren Nähe des Sieveking'schen Hauses eine angenehme Winterwohnung versprach. Im Sommer war es durch Hitze unbewohnbar. In den letzten Tagen Oktobers bezog es die Familie, und wir haben uns wohl darin befunden.

Gleich die ersten Tage und Wochen unseres Winteraufenthaltes wurden durch die Ankunft mehrerer interessanter Fremder belebt. Der erste war mein alter Freund Steffens, der von einer viermonatlichen skandinavischen Reise, wie immer ohne einen Heller, aber reich an Gedanken und Worten zurückkehrte. Er hatte kürzlich eine orthodox-religiöse Richtung genommen, wie es nach seiner letzten Schrift schien; ich wußte ihn nicht mehr zu deuten und fürchtete etwas Unheimliches anzutreffen, wie denn auch seine politisch-historischen Schriften mir keineswegs zugesagt hatten. Meine Besorgnisse aber schwanden bei seinem Anblick, es fand sich bald, daß er anders und besser war als seine Bücher, die er auch, fast zu leichtsinnig, nur wie Resultate einzelner Stimmungen betrachtet

wiſſen wollte und gern preisgab. Immer noch der feurige, für alles empfängliche, liebenswürdige Jüngling, nur gereift durch ſo mannigfaltige Begegniſſe, Erfahrungen und große Begebenheiten, durch Feldzüge und Anfechtungen aller Art; um vieles milder; von Natur kindlich eitel, beredt und redeluſtig in einem ſeltenen Grade; zum Kopfhänger auf immer verdorben, aber zur religiöſen Anſicht des Lebens ſich mehr als früher hinneigend. Wir erneuerten nach 22 Jahren den alten Bund, der auch ohne Briefwechſel ſtandgehalten hatte.

Mir, der ich mit zunehmendem Alter und Erfahrung jährlich einſilbiger geworden bin, und dem ſich das Leben mehr nach innen zugewandt, war dieſe Erſcheinung eines tieffühlenden und denkenden Mannes, der imſtande iſt, alles in einer Fülle wohlgewählter Worte auszuſprechen, ſtundenlang mit höchſter Emphaſe über alles Menſchliche und Göttliche zu reden, ſehr merkwürdig, um ſo mehr, da in dieſem Lande geläufige Sprecher, ſelbſt Schwätzer ſelten ſind, wieviel mehr begeiſterte Redner. Aber ich ſollte in dieſer Art noch mehr erleben.

Wenige Tage nach Steffens Abreiſe brachte mir der ehemalige württembergiſche Staatsminiſter v. Wangenheim, der auf einer Umreiſe durch Norddeutſchland begriffen war und ſich viele Wochen in Bremen aufgehalten hatte, einen Brief von meinem lieben Smidt, dem Staatsmann und Bürgermeiſter. Das war nun wieder eine höchſt eigentümliche Erſcheinung: ein langer hagerer Mann von ſcharfen zugeſpitzten Zügen und noch ſchärferem Dialekt, an Bonhommie und guter Laune ein echter Thüringer, ein Naturphiloſoph der Richtung nach, in deſſen Kopf ſich alles ſyſtematiſch konſtruiert, ein höchſt gewandter, feiner Geſchäftsmann, ein kecker, unerſchrockener Staatsmann und Liberaler, der ganz in Ideen lebt und eine ſeltene reiche Erfahrung und Bekanntſchaft mit allen Zweigen des Wiſſens zur Stütze ſeiner Theorieen und politiſchen Zwecke macht; ein enthuſiaſtiſcher Liebhaber der Kunſt, ein Lebemann und luſtiger Bruder; wenn's ſein muß, in größerer Geſellſchaft ein unerſchöpflicher Poſſenreißer; dabei ein rechter Ehrenmann und trefflicher Hausvater, ein unermüdlicher Redner, ein aufmerkſamer Hörer; kurz: ein Univerſalmann, ein Inbegriff ſeltener Eigenſchaften, wie mir noch kaum einer vorgekommen iſt. Wir waren ſehr bald ver-

ständigt wie alte Bekannte, und ich habe ihn die acht bis zehn Tage seines Aufenthaltes täglich gesehen, in kleinen und größeren Kreisen; wir haben schnell und sicher unsere Gedanken über Deutschland und Europa ausgetauscht; konnte ich seine Hoffnungen auch nicht teilen, so mußte er dagegen meiner Passivität in Beziehung auf das Öffentliche Gerechtigkeit widerfahren lassen, ich ihm das Zeugnis geben, daß er fälschlich für einen Jakobiner verschrieen worden, daß er nur das Recht und das Rechte wolle. Wir sind zu allen Kunstsammlungen herumgelaufen, er hat sich Noten über die Gemälde des Professors Spangenberg gmacht; wir haben den alten Bürgermeister Gähler in Altona*) besucht, und ich habe das Ergötzen gehabt, den alten Kantianer und den Naturphilosophen sich betasten zu sehen. Sehr reichhaltig und mannigfaltig anregend waren diese Tage. Den Abschiedsschmaus gab Freund Rumohr, und lange habe ich keinen gehaltreicheren Mittag erlebt.

Rumohr, der wohl unter die bedeutendsten Erscheinungen dieses Spätjahres zu rechnen ist, hatte sich förmlich bei Harzen, Neuenwall, eingemietet und unter den Auspizien seines Koches Rehdanz eine Musterküche eröffnet, die seine Freunde mit mancher neuen lobenswerten Schüssel bekannt machte und nur den Fehler hatte, ihn selbst zu sehr zu beschäftigen. Seine trefflichen Mappen gewährten der Gesellschaft reiche Unterhaltung. Er wäre den Kunstfreunden ein erwünschter Mittelpunkt geworden, hätte nicht ein unglückliches Mißverständnis mit seinem Hauswirt ihn lange ganz ungenießbar gemacht und ihn dem Kunstverein gänzlich entfremdet, den ich mit Vergnügen zu besuchen fortfuhr, und der nun seine Wirksamkeit auszudehnen versuchte. Durch einen Ausschuß, in dem ich die Feder führte, ward der Plan zu einer Kunstausstellung für 1826 entworfen.

Als werte Reisende erwähne ich auch des wackeren Dr. Stuhr aus Berlin, und Matthias Perthes, damals Hilfsprediger bei Menke in Bremen, ein tüchtiger, gescheiter, frommer Jüngling,

*) Dieser würdige Greis, ein Überbleibsel der alten kräftigen, redlichen Zeit, voll Liebe zu Kunst und Wissenschaft, voll großartiger Milde, starb bald nachher im 78. Jahr. Sein Freund Gerstenberg war ihm kurz vorangegangen. Da wird ihnen die rechte Offenbarung kund geworden sein.

von dem wir uns viel versprechen dürfen. — Während er bei uns war, stand ich mit seinem Vater in einem höchst interessanten und vertrauten Briefwechsel über ein wichtiges Ereignis seines Lebens, seine zweite Verlobung, zu deren Vertrauten dieser treffliche Freund vor allen übrigen mich erwählt hatte. Die Veranlassung, die Entwickelung dieses höchst eigentümlichen Verhältnisses, die Bedenklichkeiten, Erwägungen und Kämpfe, welche solches begleitet hatten, waren der Stoff zu einer Reihe von Briefen aus der Mitte November bis Mitte Dezember, welche ich unter den gehalt- und lehrreichsten meiner Sammlung aufbewahre. Mag auch die vorherrschende Phantasie bei ihm oft die Wahrheit und die Dichtung vermischt haben, so ist doch dabei nicht zu vergessen, daß solche Dichtung, auf dem Boden einer reinen Frömmigkeit und einer warmen Liebe wurzelnd, selbst wieder Wahrheit wird, in einem Grade, den die dürren Seelen nicht ahnen*). Hätte ich Perthes, als er mich um das Ob? fragte zugeraten oder glauben lassen, daß ich mich freue, so würde ich geheuchelt haben. Denn ich hielt seine verstorbene Karoline zu hoch, war zu genau bekannt mit dem innigen und großartigen Verhältnis, in dem er zu ihr bei ihrem Leben und seit ihrem Tode gestanden hatte; vielmehr that es mir leid, daß menschliches Bedürfnis auch über die edelsten geistigen Verhältnisse den Sieg davon trage; aber ich konnte auch nicht tadeln, eben weil wir alle Menschen sind und auf die Erde angewiesen. Ich schrieb ihm: ‚Thun Sie, lieber Perthes, was Sie für recht und gut halten, so wird es auch das Rechte sein. Wer so redlich mit sich selbst verfährt und mit Gott allen Anfang macht, der kann nicht fehlgehen. Die eigentliche Rechtfertigung Ihrer Wahl steckt in der Persönlichkeit Ihrer Braut, und Sie bedürfen in Gotha mehr Aufregendes, mehr Rat, mehr Arbeit, als Sie in der Regel haben.‘ Ehe mein Brief ankam, war auch seiner schon unterwegs, der die anfangs bis zum Frühjahr verschobene Entscheidung voller Jubel meldete. Die Braut, eine Witwe Hornbostel, Schwester von Perthes drittem Schwiegersohn, F. Becker, eine sehr ausgezeichnete Frau mit vier Kindern. Während der Ungewißheit und Spannung litt ich in meines Freundes Seele rechte

*) Vgl. T. I, Einleitung S. XXXVIII.

Sorge und Not. Ein so gewichtiger Schritt flößte mir doch manche Besorgnisse ein und von den Freunden konnten sich viele im Andenken an die verstorbene Karoline nur allmählich mit dem Schritte versöhnen. Mir aber hatte sich Perthes überhaupt seit seiner Abreise von hier immer näher auf- und angeschlossen. Eine Reihe höchst bedeutender Mitteilungen über Jugendverhältnisse, Glauben und inneres Leben hatten seit Jahr und Tag das engere Verständnis eingeleitet, bei welchem ich unstreitig der empfangende, also der gewinnende Teil war.

Am 15. Februar erhielt ich, nachgerade ziemlich unerwartet, 1825
die Ernennung zum Königlichen Kommissarius für die Stader Zollverhandlungen. Ich hatte früher vermutet, daß ich dazu bestimmt sei, seitdem aber erfahren, daß Hannover Schritte thun werde, um meine Ernennung abzuwenden. Dieses, sowie die gehässige und undankbare Natur dieses Zollgeschäfts konnte mich nicht wünschen lassen, damit beauftragt zu werden; ich wußte zudem, daß die Tonangeber in der Kammerdeputation von Altona, deren Anmaßung nur mit ihrer Unwissenheit verglichen werden kann, ungeheure Ansprüche machten und sich ungeberdig stellten. Im Oktober schrieb ich privatim an Graf Schimmelmann, legte ihm meine Ansicht dar und bat zugleich, daß, wenn dessenungeachtet der König mich zum Bevollmächtigten bestimmt oder das Departement designiert hätte, mich davon nur mit einem Worte zu benachrichtigen, da meine häuslichen Einrichtungen mir dies höchst wünschenswert machten. Ich sah es nämlich für ausgemacht an, daß die Liquidationskommission, die seit Jahr und Tag durch Mangel an Entschließungen, zum Teil aus Kopenhagen, sich noch an dem einzigen, die Elbuferwerke betreffenden 9. Artikel des Rezesses hinschleppte, im Frühjahr zu Ende gehen müsse, und wollte mein Haus aufsagen, wenn ich nichts weiter hier zu thun bekäme. Von Graf Schimmelmann erhielt ich keine Zeile Antwort und kündigte am 1. Januar mein Haus. Als ich nun wieder bleiben sollte, ging die Not von vorn an. Wir entschlossen uns schnell und nahmen ein Haus in derselben Straße für nächste Himmelfahrt. Von Hannover war der Amtmann Jochmus, den ich als einen braven Mann aus der französischen Zeit her kannte, von Hamburg Peh-

möller ernannt. Die Verhandlungen sollten am 15. April beginnen. Aber wunderlich genug gestaltete sich die Einleitung dieses Geschäfts, indem man uns ohne andere Instruktion als einige mir früher mitgeteilte Korrespondenzen, Berichte und Aktenstücke zu lassen gedachte. Ich zeigte, daß dies nicht gehen könne, gab an, was die Instruktion enthalten müsse, daß man sie von der Kanzlei müsse aufsetzen lassen, wo doch wenigstens Juristen und Publizisten sitzen, setzte mich darauf mit dem Kanzleideputierten Etatsrat Jensen in Korrespondenz und einigte mich mit diesem über die wesentlich in Betracht kommenden Punkte. Ich hatte mir auf diese Weise gewissermaßen selbst meine Instruktion entworfen. Wie mit Jensen, knüpfte ich mit seinem Kollegen, dem wackeren und einsichtsvollen Etatsrat Höpp, der im vergangenen Sommer hier gewesen war und vorzüglich darauf drang, daß ich eine Stelle bei der zu errichtenden Regierung in Kiel annehmen möge, wieder meinen Briefwechsel an. Die Organisation des Ober-Appellationsgerichts und des ganzen Verfassungswesens in Holstein, das seit Jahr und Tag von einer Kommission, in der Mösting, Brockdorff und die ganze Kanzlei saßen, bearbeitet worden war, hatte nächstens wieder vorgenommen werden sollen. Der Zusammentritt der Kommission war aber durch den traurigen Gesundheitszustand des Kanzlei-Präsidenten Grafen Moltke abermals verschoben worden. Ich hatte Neigung zu der Stelle, sofern sie mit einem erträglichen Gehalt versehen werden sollte, und schrieb bei dieser Gelegenheit unmittelbar an den König, mit der Bitte, daß dieser mein Spezialauftrag, der fünfte seit zwölf Jahren, sofern er sich wider Verhoffen in die Länge ziehen sollte, mir nicht an einer festen Anstellung hinderlich sein möchte."

Der 6. März wird in dem Tagebuch als Tag der Geburt des jüngsten Kindes bezeichnet, das in der Taufe den Namen Friedrich erhielt, ein Ereignis, dem der Vater fromme Betrachtungen des Dankes und der Freude widmet und das ihn mit Zuversicht und frischem Mut beseelte. Weiter fortfahrend in seiner Erzählung, schreibt er dann: „Hannover hatte den wunderlichen Vorschlag gethan, daß die Stader Zollkommission in Lüneburg zusammentreten möge. Dies aber hatten sowohl Dänemark als Hamburg abgelehnt, Hannover gab fürs erste nach und erteilte die beruhigendsten Ver-

ſicherungen über ſeine Abſichten. Dringende und ernſthafte Äußerungen des engliſchen Miniſterii über die Mißbräuche der Stader Zollverwaltung mögen das Ihrige dabei gethan haben. Von hannoverſcher Seite war der Amtmann Jochmus in Lüne ernannt, ein braver, ſchlichter und einſichtsvoller Mann. Wir verſtanden uns bald und arbeiteten in dem verwickelten Geſchäft mit Eifer, aber ohne Perſönlichkeit. Ein Sohn des Kabinettminiſters v. Ompteda, ein liebenswürdiger und gewandter junger Mann, war ihm als Protokollführer beigegeben und verfaßte die gemeinſchaftlichen Protokolle. Wenngleich dies Hannover manchen Vorteil gewähren konnte, ſo wurde dieſer doch nicht gemißbraucht, und es war mir im Gegenteil lieb, an dem jungen Ompteda einen unparteiiſchen Zeugen meiner offenen und verträglichen Verfahrensweiſe zu haben.

Die erſte Konferenz war bei dem Hamburgiſchen Senator Pehmöller (nachher wechſelten ſie) am 15. April. Alles ging freundlich und traulich zu, nichts erinnerte an die Odioſa der Reviſionskommiſſion. Nach zwei gemeinſchaftlichen Konferenzen wurden vorerſt die Separatverhandlungen mit Hannover vorgenommen. Wir gingen das ganze Verzeichnis der Beſchwerden durch, debattierten tüchtig, und da auf dem Wege der Diskuſſion und der Prinzipien zu keinem Reſultat zu gelangen war, wurden wir einig, eventuelle und unverbindliche Vergleichsverſuche und Vorſchläge aufzuſtellen. Die Sache rückte ſo gut fort, daß ich meinen vorläufigen Bericht über das Ganze gleich nachher abgehen laſſen konnte. Ich hatte es mich einige Mühe koſten laſſen, den wirklichen Zuſtand der Sache zu erforſchen, den eigentlich, wie er ſich in der Praxis macht, niemand kannte. Über den wichtigſten Punkt, die Kontrolle, ſchwieg meine Inſtruktion und wußte auch der Kanzler nichts zu ſagen. Ich hatte wenigſtens die Befriedigung, daß der hannoverſche Bevollmächtigte, wenngleich er einen ſcharfen Gegner an mir fand, doch lieber mit mir arbeitete, als mit dem Hamburger Kollegen, der, wohl ein tüchtiger Kaufherr und ſonſt ein geſcheiter Mann, doch die Art Geſchäftsbildung, wo es gilt, Begriffe ſcharf zu faſſen und zu ſondern, oder Rechte abzugrenzen und jeden Schritt zu verteidigen, nicht beſaß, weshalb man nicht leicht vermochte, ihn bei der Stange zu halten, ſondern die Diskuſſion oft vom hundertſten ins tauſendſte kam. In ihrer Trägheit und ihrem

Hochmut hatten, wie überall, die Hamburger Herren doch gemeint, es werde so wohl gehen, und verabsäumt, ihrem Bevollmächtigten einen rechtskundigen Kollegen zur Seite zu stellen. Ich habe auch oft Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß die Umstände den Nachlässigen günstiger sind, als sie es verdienen. Hamburg wird für eine Zeit lang noch durch die europäische Politik und durch englischen Einfluß gehalten, wahrlich nicht durch Staatsweisheit und Tüchtigkeit der Verwaltung, wo jeder höchstens an sein Fach denkt und Gemeinsinn fremd ist; der Verlust von einem oder zwei Individuen würde ein kopfloses Chaos zurücklassen, wie gescheit auch die einzelnen sein mögen. Nicht so in Bremen, wo ein kräftiges Gesamtgefühl im Senate herrscht, der Beste sich nicht für irgendeine Arbeit zu gut hält, und sich immer Zeit für das Öffentliche findet.

Die Konferenzen währten von elf bis gegen drei Uhr, und viele haben mir, wenngleich Mühe, doch Freude gemacht durch die Hoffnung, ein Resultat zu gewinnen in einer beinahe hoffnungslos geachteten Sache, die, wie jedes ähnliche Verhältnis, unserseits von alter Zeit her zu sehr vernachlässigt und verdorben war, manches unwiederbringlich durch Mangel an Konsequenz, Einsicht und Energie.

Vorläufig bemerke ich hier, daß die Konferenzen — teils gemeinschaftliche zwischen den drei Bevollmächtigten, teils separate zwischen Hannover und Dänemark und Hannover und Hamburg — bis gegen die Mitte Juli in ununterbrochener Thätigkeit fortdauerten, wo dann, nach vorgängiger Bearbeitung aller einzelnen Gegenstände der Verhandlung, eine Pause zur Einholung neuer Instruktionen gemacht, und die Kommission bis zum 19. September vertagt wurde. Ich hatte die Befriedigung, wenigstens die Separatverhandlung, die besonders die holsteinische Küstenfahrt betraf, trotz unendlicher Schwierigkeiten und Verwickelungen auf einen Punkt geführt zu haben, wo ein günstiges Resultat durch freundliche Vereinbarung wahrscheinlich ward. In Kopenhagen übertraf diese Wendung der Sache alle Erwartung, und von hannoverscher Seite trat an die Stelle des Vorurteils gegen mich und meine Gesinnung das Vertrauen und die Erkenntlichkeit des Bevollmächtigten, der hingegen mit dem Hamburger Kollegen nicht aus der Stelle konnte. Weniger erfreulich war das Ergebnis der Verhandlung über den

Tarif, gemeinschaftlich mit Hamburg. Hier standen sich die Ansprüche und Instruktionen schnurstracks entgegen. Wir wollten zurück auf die alten Sätze, Hannover wollte bei der künftigen Regulierung des Zolles wenigstens den ganzen Belauf seiner bisherigen unrechtmäßigen Erhebungen sichern. Die Protokolle gaben kaum eine Hoffnung der Annäherung, als wir uns vertagten.

Der Frühling war inzwischen aufs herrlichste entfaltet, und am 11. Mai hielten wir unsern Einzug in Flottbeck, wo das Sommerleben seinen gewohnten Gang nahm, nachdem die Kinder, in deren Unterricht ich mit tüchtigen Lehrern mich geteilt hatte, einer wohleingerichteten Lehranstalt überwiesen worden waren. Das Pfingstfest aber feierten wir in Erfüllung eines lange von mir gehegten Wunsches durch einen nach Niendorf gemachten Ausflug. Am dritten Festtage (s. S. 221) ließ ich vor die Chaise spannen, und wir fuhren über Lurup und Eidelstedt dem teuern Orte zu, wo die Gebeine meiner Eltern und alle Freuden und Erinnerungen meiner Jugend ruhen. Seit 13 Jahren hatte ich keinen Fuß dort gehabt, seit 22 nicht das Haus und den Garten meiner Kindheit betreten. Ich vermochte es nicht, solange der meinem Vater wenig ähnliche Nachfolger dort gelebt hatte. Seit dem Tag, wo er gestorben, drängte es mich, jene Stätten wieder zu besuchen, die den Meinigen noch unbekannt waren. Wir stiegen im Holz aus, wo die Verkoppelungen die alten Wege und Stege unkenntlich gemacht hatten, sowie große Anpflanzungen die Nähe des Kirchhofs, über dessen hohe Linden das Türmchen nur eben hervorragte. Ich führte meine Begleitung zuerst, nicht ohne die tiefste Bewegung, an die unkenntliche Stätte, wo die frommen Eltern schlafen, unter den Steinen des Pflasters vor der Kirchthür. Frischer Sand ließ mich unheilige Nachbarschaft befürchten, doch ohne Grund. Auf der Südseite war der Kirchhof erweitert und mit neuen patrizischen Gräbern geziert worden. Dort lag auch der jüngst Verstorbene. Verblichen und modernd kündeten sich der Armenblock und die Pforten des Kirchhofs, durch die mein Vater so manchen sauern Gang gethan, als die alten an, die ich gekannt. Noch stand die steinerne Mauer des Gartens, die Dornhecke, die er gepflanzt; drüber ragten die hohen Fruchtbäume hervor. Langsam wanderten wir, oft stillstehend, hinüber zum Bäcker, wo die wackere Frau

Fiedel uns mit herzlicher Freude bewillkommte. Das ist der Segen einfacher und ländlicher Verhältnisse, daß das Andenken des Gerechten nicht so schnell verwischt wird, wie in den Städten. Die verheiratete Tochter war die Patin meiner seligen Mutter. Die alte 75jährige Schlüter, die bei mehrmaligem Ammenwechsel mir lange die Brust gegeben und noch rüstig für Tagelohn im Hause arbeitete, ward freudig gerufen, der ältesten Zeiten gedacht: um meine Frau und mich her nun ein drittes aufblühendes Geschlecht! Wie viel verändert! wie manches geblieben! wie viel gewonnen! In Gottes Namen! was verloren worden, sei ihm anheimgestellt; auf altem Boden wandelnd, fühlen wir erst die Bedeutung und den Zusammenhang des Lebens nach oben. Auch ein kleiner Knabe Wilhelm war im Hause.

Nach einem schmackhaften Frühstück in dem (neuen) Gartensalon ließ ich um Erlaubnis bitten, den Pfarrgarten besehen zu dürfen. Gar düster lag hinter der doppelten Reihe Linden das Haus. Die Thür öffnete sich; die Diele, die schmale Treppe zeigte sich; in dem Wohnzimmer, das leider tapeziert war, lag die kranke, doch freundliche Witwe. Meine Augen suchten jede Spur in der modernisierten Stube, die meine Welt gewesen war und mir nun so klein vorkam; zum Glück fand ich noch die blanken Thürbleche und die Gypsverzierungen an der Ofennische, die ich, ich weiß nicht womit verglichen hatte. Da stand der Tisch, des Vaters Lehnstuhl, das Klavier. Die gute Frau erlaubte, das ganze Haus zu besehen, und wir stiegen ungestört darin herum. Auf dem großen Büchersaal, den ich nie ohne ahnungsvolle Freude betreten hatte, lag das Zinskorn gehäuft, sonst alle Plätze, einzelne Nägel, die Krippen auf der Viehdiele dieselben. Und im Garten wie viele alte Freunde, nun 55jährig und bemoost; die Laube verfallen, doch noch aufrecht; aber nirgends die Hand der Liebe bemerkbar; verschwunden die Spur der heiteren stillen Abende, der rastlosen Spiele, der köstlichen Genüsse jener Zeit, wo dieser Garten die Lust und der Stolz meiner Eltern war, uns ein unermeßlicher Raum, wo jeder Winkel seine Bedeutung hatte.

Vom Pfarrhaus zum Küster, dem braven Hans Dreyer. Er war ausgereist; seine Tochter erzählte, er habe noch gestern mich in einem Fremden, der vorübergegangen, zu erkennen geglaubt und

viel von mir gesprochen. Sie schloß uns die Kirche auf, die helle, freundliche Kirche; da trat die Vorzeit in aller Frische vor mich hin; wer doch wieder in jenem Stuhle hätte sitzen und erwarten können, daß die ehrwürdige Gestalt zwischen den Pfeilern der Kanzel sichtbar werde!

Nun schlenderten wir ins Dorf zum Vogt, wo Mann und Frau uns treulich wie Nachbarskinder begrüßten. Da waren auch fünf Mädchen wie in meines Bruders Haus. — Ein Gewitter zog auf, das uns den Staub dämpfte, und wir fuhren von herzlichen Begrüßungen begleitet, durch das freundliche Lockstedt und Eimsbüttel nach Flottbeck zurück.

Ich hatte nach Vertagung der Zollkommission (die Liquidationskommission kroch durch Schuld der Kollegien ihren schleppenden Gang kaum sichtbar fort) so viele Muße gewonnen, als ich in vielen Jahren nicht gehabt. Ich las nun viel, schrieb Briefe und nahm sogar mit Hilfe unseres guten Charles, der Anfang Juli in sein Sommerquartier eingerückt war, mein nachgerade gänzlich vergessenes Griechisch wieder vor. Ich mußte selbst mit dem Abc wieder anfangen; es machte mir aber Freude und ich wollte auch nur bis zu einer oberflächlichen Bekanntschaft mit dieser herrlichen Sprache gelangen, der ich seit 35 Jahren keine Viertelstunde gewidmet hatte.

Den Plan einer Harzreise gab ich auf, weil meine Frau nicht daran hätte teilnehmen können, wegen unseres Friedrich. Anstatt derselben aber lockten mich manche Gründe zu kleineren Exkursionen, die mir auch eine große Summe von Genuß gewährten. Die erste ging ins Holsteinische. Am 6. August fuhr ich, allein leider, nach Oldesloe und sprach unterwegs auf Blumendorf vor, wo der vor kurzem auf der Rückreise von Marseille in Avignon erfolgte Tod der Mutter Rodde die Familie in Trauer gesetzt hatte, äußerlich wenigstens. Uns hatte der Tod dieser großartigen Frau, der ein so strenges Geschick, wohl nicht ohne eigene Schuld, durchs Leben gefolgt war, tief berührt. Schon durch ihren Vater aus dem natürlichen Geleise in ein fremdartiges geworfen, dann an einen Mann gefesselt, dem ein so starker Geist sich nicht unterordnen

konnte, beherrscht durch ein irreführendes Verhältnis, mußte sie ihren Freund und zwei ihrer Kinder begraben und für die letzte Tochter zittern, als das Geschick, dessen sie vergebens Herr zu werden suchte, sie abrief. Ich konnte mit ihrer Schwiegertochter meine Gefühle über diese bei aller Schwäche edle Frau nicht teilen, wohl aber die schönen Anlagen des Gartens, den wir durchgingen, bewundern. Nach mit ihr und den Kindern eingenommenem Thee langte ich mit der Dunkelheit in Oldesloe an, wo ich die Nacht blieb und andern Tages nach Rütschau fuhr, das ich noch nicht kannte, und wo ich gastfreundlichst vom alten Adam Moltke aufgenommen ward in seiner äußerlich verfallenden Burg; desto angenehmer überraschte der Eintritt in das schön verzierte Museum. In dem hohen heiteren Saale, der durch zwei Stockwerke geht, oben von einer breiten Galerie umgeben, prangten zwei kolossale alabasterne Vasen, Kopieen der borgheſischen und der mediceischen, blühende Sträucher umher, an den Wänden und im freundlichen Nebenzimmer eine schätzbare Sammlung alter Gemälde aus allen Schulen. Hinter dem Hause erhebt sich ein von den schönsten Buchen bewaldeter Hügel, und rund umher zieht sich Wald und Ackerland in schönen Wellenlinien. Dem Frühstück folgte ein Spaziergang, ein anderer dem Mittagsessen längs der abschüssigen Ufer der Trave, wo die herrlichsten Buchen über den Strom hingen. Es ward vieles durchgesprochen in ruhigem Beisammensein, und der Wohnsitz, wie dessen geistreicher Bewohner, ließen einen erfreulichen Eindruck zurück. Der zweite Ausflug ging nach Bremen, wo ich lange meinem Smidt, jetzt präsidierendem Bürgermeister, einen Besuch zugedacht hatte. Den 31. August morgens 5 Uhr ließ ich mich über die Elbe setzen und fuhr über Rothenburg und Otterstedt, wo ich die Nacht zubrachte, nach der gastlichen Hansestadt, wo mich Smidt und seine treffliche Frau alsbald nach seinem gar freundlich an der Contre-Escarpe gelegenen Gartenhause führten. Der herzliche Empfang eines mir engverbundenen Freundes, die häusliche Einfachheit der Familie, die heitere, zierliche Umgebung, das schönste Wetter erzeugten die behaglichste Stimmung. Auf dem weiten Altan saßen wir und plauderten, bis mich Müdigkeit ergriff, und ich mich durch ein Schläfchen zu der Assemblée stärkte, die den Abend erwartet wurde. Ich fand unter den 50—60 Geladenen

einzelne frühere Bekannte, machte auch manche werte, neue Bekanntschaften. Andern Tages umwanderte ich bei herrlichstem Wetter, nach näherer Instruktion von Smidt, den Umkreis der schönen Wälle, die Weserufer und die Stadt und besuchte dann den reichen Kunstfreund Albers, wo ich durch ein Bild Overbecks, eines der gelungensten und bedeutendsten neuerer Zeit, einen hohen Genuß fand. Schon aber war es Zeit sich zum großen Herrenschmause bei Senator N. N. auf dem Lande, zu kleiden. Ich erhielt den Ehrenplatz und die Bewirtung und Unterhaltung gehörte zu den ausgezeichnetsten. Am folgenden Tage ging es mit dem Dampfboot die Weser hinab, längs flacher, freundlicher Ufer nach Vegesack, die Eisenfabrik, den Hafen besehen, dann zu dem trefflichen Pastor Menke, der seine Brunnenzeit hier zubrachte, ein frommer, heiterer, großartiger Mann, in hohem Grade natürlich und mitteilend. Darauf zu Fuß nach dem Dunge, einem großen, Smidt und dessen Schwester zugehörigen unter Eichen schön belegenen Marschhofe, wo die Damen unser warteten. Sehr altes Haus, hohes, getäfeltes Gastzimmer an der Viehdiele, bleieingefaßte Fenster mit gemalten Wappen des Rats, Ahnenbilder, uralter Tisch mit Kugelfüßen, einfaches, ländlich-frohes Mahl, das nach einstündiger Anstrengung trefflich schmeckte. Ein paar herrliche, verständige Frauen, die Smidt und die Doktorin Kastendyk. Am Sonntag wurden die Merkwürdigkeiten Bremens besehen und dann nach Stockwinkel zu Professor Rump in Familiengesellschaft aus 30 Personen bestehend, wieder ein höchst genußreicher Nachmittag. Bei Tisch und nachher stimmten die jungen Leute vierstimmigen, lieblichen Gesang an. Herzliche und kluge Leute; einfaches Leben bei innerer Wohlhabenheit; schöne, schlichte Weise der Alten und Jungen. Wie so anders als in dem üppigen Gesellschaftsleben der Hamburger; keine Spur von Dickthun; desto mehr Sinn für das Rechte und für Bildung aller Art. Bremen steht an Gemeinsinn, Empfänglichkeit für alles Schöne und Tüchtige, und Einsicht in Verwaltung und Anwendung aufs Leben weit über Hamburg, vielleicht weil der Kreis enger beisammen ist, die Einwirkung ohne Mittelsperson gerade auf den Zweck geht. Treffliche Chausseeen durchs ganze Gebiet nach allen Seiten; vorzügliche Schulen in und außerhalb der Stadt: zwei Vorzüge, an denen man den Geist der Verwaltung beurteilen mag. Smidt mit der größten

praktiſchen Einſicht in alle Verhältniſſe, der lebendigſte und poſitivſte Originalgeiſt: ein Elektricitätsträger und Ordner zugleich. Auswärtige Angelegenheiten und Landſchulen ſind ſein beſonderes Fach. Nur als Präſident im Turnus bekümmert er ſich um die allgemeinen Angelegenheiten; aber ſein Einfluß iſt in allem merkbar; überall wirkt ſein organiſcher Geiſt durch Thätigkeit im ſtillen. Nicht ſolange als ich gewünſcht konnte ich mich in dem zerſtreuten Leben dieſer Wirkſamkeit, die ihm keine Minute übrig läßt, mit ihm unterhalten. Der Sonntagmorgen war der beſte; und ſo hielt eines Montags, früh 5 Uhr, der Wagen, der mich hergebracht, vorm Hauſe. Den lieben Wirten ſagte ich in ihren Betten Lebewohl, und reiſte dann raſch wie ich gekommen, wieder nachhauſe zurück.

Daß im Laufe des Sommers die beiden Staatsminiſter v. Kaas und v. Möſting ſich acht Tage in Hamburg und Altona aufhielten, zählte kaum für mich, da ich mit erſterem in gar keinem, mit letzterem nicht eben in einem günſtigen Verhältnis zu ſtehen glaube. Auch das Land merkte nichts davon. Sie kamen per Dampf von Lübeck hierher und reiſten auf ſelbigem Wege wieder ab. Eichhofs Anweſenheit war mir wichtiger. Er ſchloß ſich ſehr vertraulich gegen mich auf und wir verhandelten viel über den Stader Zoll. Aber ſeltſam war das Geſchick zween anderer Reiſender, die mir von lange ſehr wohl wollten, welche ich hier in heiterer Geſundheit neben mir ſah und die wenige Wochen oder Monate danach im Grabe ruhten. Der eine war mein alter treuer Freund Karl Andres Schetelig (ſ. T. I, S. 77), Propſt in Heide, der mit dem trefflichen Paulſen mich im Sommer zu beſuchen kam. Er war von meinem Alter; wir hatten in froher Jugend vieles miteinander durchlebt und freuten uns, einander unverändert wiederzuſehen. Ein leiſer Tod überſchlich ihn im Oktober; nach ſeligem Leben ein ſeliger Tod. Er war 49 Jahre alt. Der andere, Graf Eyben, mir von jeher wohlgeſinnt, welcher bei mehreren Veranlaſſungen dringend mich zu brauchen empfohlen hatte; gewöhnlich durch Podagra gelähmt, jetzt rüſtiger als ſeit langer Zeit; wir ſpazierten im Flottbecker Park und verhandelten

viel Öffentliches und Persönliches. Ihm, der nie im Vaterlande einheimisch, in manchen Täuschungen lebte, konnte ich vieles nicht eben Erwartetes mitteilen, manches Rätsel lösen. Er reiste zu seiner Schwester nach Lauenburg. Dort ergriff ihn ein Anfall von Podagra, und wenige Wochen nachher war er nicht mehr. So gehen die Freunde und Stützen allmählich vom Schauplatz ab. Er hatte stets mit Lebhaftigkeit auf Einführung einer ständigen Verfassung und eines Oberappellationsgerichts gedrungen.

Am 15. Dezember wurde ich in früher Morgenstunde aus dem Schlafe geweckt mit der Nachricht, daß Kaiser Alexander gestorben sei. Die Nachricht war nicht ganz unerwartet, ich weiß nicht, warum; wenigstens hatte ich mich öfter mit dem Gedanken beschäftigt. Aber wichtig, von großem Einfluß auf den Gang der Begebenheiten ist sie. Das Spinngewebe der heiligen Allianz, in dem so manche Fliege gefangen worden, möchte nun ganz löcherig werden.

So habe ich auch diesen Mann überlebt, den ich am Antritt seiner Laufbahn, glänzend von Macht, Jugend und Schönheit, die Krone auf sein Haupt setzen gesehen!

Alexander ist seinem Lande viel gewesen. Mit seiner Thronbesteigung endete das Zarentum. Er war der erste König seines Reiches, durch den Rußland der Zivilisation näher getreten und mit Europa verbunden worden ist. Während einer 25jährigen, klugen, besonnenen, ja wohlgesinnten Regierung ist das Geschlecht, das die Greuel Katharinens erlebt und ihren Sohn ermordet hatte, ausgestorben, das Volk und sein Adel, an ruhigere Gleise gewöhnt. Alexander war mehr gefürchtet als geliebt, doch mehr geachtet als gehaßt. Was in den früheren Jahren seiner Regierung Wohlwollendes und Großartiges entworfen, wird spätere Früchte tragen. Unermeßlich ist die nicht mehr zu hemmende Wohlthat der Bibelverbreitung in der Volkssprache. Eine Masse Elends hat der Versuch der Militärkolonieen erzeugt. Europa verdankt aber dem Kaiser den erhabenen Gedanken der heiligen Allianz, aus der die Staatsklugheit ein Mittel der Verdunkelung und Unterjochung gemacht hat; indessen auch die verfehlteste Ausführung

in der Erscheinung, auch die Parodie selbst einer solchen Idee rückt die gesellige Ordnung um ein großes weiter. Sie wird einst von Völkern wieder angerufen werden, wenn die Herrscher sie vergessen wollen. Alexander war furchtsam. An dem Zwiespalt seines Rückschrittssystems*) mit seinem bessern Inneren, seiner bessern Vorzeit ist er zugrunde gegangen, wie es scheint.

1826 Gegen Ende des Winters überfiel mich eine Krankheit, von der ich mich lange nicht erholen konnte und erst im Mai erfolgte der Aufbruch nach Flottbeck. Es war auch Zeit, daß ich wieder auf die Beine kam. Nach abermaligen monate-, ja halbjahrelangen Zögerungen kam endlich aus Hannover der Beschluß, daß man sich unter den von uns verlangten Bedingungen nicht auf das Ufer- und Deichbauregulativ einlassen könne und wolle, das der einzige noch übrige streitige Gegenstand war. Wir sollten in dem Fall sogleich darüber hinausgehen und zur Vollendung des Rezesses schreiten. Wenige Konferenzen im Laufe des Juni reichten hin, die noch übrigen Artikel zu redigieren. Den 20. wurden wir ganz fertig. Die Abschreiber arbeiteten fleißig. Die fertigen Instrumente wurden am 23. von mir und Herrn v. Duve kollationiert und darauf an Compe gesandt, der nach einer schweren Krankheit die Reise nach Hamburg scheute. Es war ein schöner, warmer Johannistag, Sonnabend, den 24. Juni, als ich zur Stadt fuhr, um in Duves Hause die letzte Hand an das mühsame und langwierige Werk zu legen. Um 2½ Uhr unterzeichneten und siegelten wir und wünschten einander Glück, nun das Ende dieser Arbeit ge-

---

*) D. 15. Januar 1886. Die am 26. Dezember bei der Huldigung Nikolaus' ausgebrochene Verschwörung, in die, wie man hört, der Kern der russischen Jugend verwickelt ist, scheint dies Urteil zu widerlegen, bestätigt aber das über den allgemeinen Fortschritt Rußlands Gefällte, insofern nicht von einer Hofrevolution die Rede war, sondern von einer Verfassung. Mit diesem, wenn auch unzeitigen Streben tritt Rußland in die Reihe der zivilisierten Völker. Zu meiner Zeit war die Richtung der militärischen Jugend eine andere: Sinnlichkeit, Spiel, Intrigue, leerer Schein. Gott ist groß! Gewaltig ist unsere Zeit, und schnell entwickeln sich die Keime, die Jahrhunderte verborgen lagen.

ſehen zu haben, die uns ſo oft ohne Ende geſchienen hatte. Mit aufrichtigem Gefühl konnten wir uns gegenſeitig den perſönlichen Dank für von beiden Seiten bewieſene redliche Geſinnung und Vertrauen bezeugen. v. Dube iſt ein Ehrenmann, und rechtlicher im Intereſſe der Sache iſt nie ein Geſchäft betrieben worden, gründlicher ſind wenige beendiget.

Es ſind darin viele Ries Papier beſchrieben und einige dreißig Konferenzen gehalten worden*). Mit gutem Willen und Thätigkeit in den beiderſeitigen Kollegien hätte das Geſchäft in ſpäteſtens drei Jahren beendigt ſein können. So vergeuden oft die Regierungen Zeit, Kräfte und Geld, womit ſie ſonſt ſo karg ſind. Daß man den Kommiſſarien im Publiko aus Unwiſſenheit die Schuld der Zögerung zuſchob, war vorauszuſehen, nicht ſo, daß dies auch in den Umgebungen des Königs der Fall ſein würde. Eine unbillige Äußerung des Generals von Bülow veranlaßte mich, privatim eine geſchichtliche Darſtellung des Hergangs und der grenzenloſen Verſchleppung in den Regierungskollegien nach Datum und Jahrzahl aufzuſtellen und von kräftigen Bemerkungen begleitet nach Kopenhagen zu ſenden. Im übrigen beſchloß ich, den unterzeichneten Rezeß ſelbſt nach Kopenhagen zu bringen, teils um ſeine Genehmigung zu betreiben, teils um eine paſſende Veranlaſſung zu benutzen, mich ſelbſt dem König zu empfehlen. Die vakante Adminiſtratur von Rantzau gab mir eine Veranlaſſung dazu, wenn ich gleich mir nicht viele Hoffnung machen konnte, ſie zu erhalten. Schon nach Jütland, wo er ſich aufhielt, ſchrieb ich dem König, ihm meine Ankunft und die Veranlaſſung anzuzeigen und vorläufig meines Wunſches zu erwähnen. Die Notwendigkeit, in der verwirrten Verwaltung des Departements unter dem alten Schimmelmann mich einmal wieder umzuſehen, machte gleichfalls eine Reiſe notwendig. Es bedurfte nur eines Anlaſſes dazu, und ſo fuhr ich den 26. über Hamburg nach Lübeck und beſtieg hier am 27. bei herrlichem Wetter das Dampfboot. Graf Blücher und ſeine Tochter, der Amtmann Arctander und die ſeinige, Dr. Lappenberg, ein franzöſiſcher Vicomte und mehrere andere gebildete Bekannte und

*) Schreiben an Behörden: 300; Noten: 190; eingegangene Nummern: 560.

Unbekannte bildeten die gut komponierte Gesellschaft. Auf den Krümmungen der Trave behielten wir lange die ehrenfesten Türme und Wälle der alten Hansastadt im Gesicht, hielten eine kurze Weile vor Dobberan und stachen dann in die weite See. Eine behaglichere Existenz, als bei schönem stillen Wetter auf einem geräumigen, gut eingerichteten Schiff in guter Gesellschaft die grünklaren Wellen zu durchschneiden, wüßte ich, ein entschiedener Liebhaber des Meeres, mir kaum zu denken. Wie wohl war mir zumute, wie oft wünschte ich die Meinigen zu mir herüber! Lesend, genießend, konversierend verging der Tag; spät hielt uns der herrliche Sonnenuntergang und die Nachtkühle auf dem Deck; der Schlaf war kurz, doch nicht unerquicklich; nach regelmäßiger Toilette und Frühstück lagen schon Seelands Ufer, bald die Rhede, die Stadt mit Türmen und Schlössern vor uns. Wir hatten noch nicht Anker geworfen, als der wackere Sieveking aus seinem Boote heraufstürmte, mich und den Koffer eigenhändig ergriff, einschiffte und abstieß. Wir waren schon an der Zollbude und mit der Untersuchung meiner Sachen fertig, während die anderen Reisegefährten kaum das Schiff zu verlassen anfingen. — In einem eleganten Wagen rollten wir durch die wohlbekannten und doch mir schon fremdgewordenen Gassen des schönen Amalienquartiers nach dem Hotel d'Angleterre, wo der gute Clausewitz*) auch bald nachher eintraf. Fühlte ich mich in dieser Hauptstadt, der Werkstatt meiner äußeren Schicksale, einigermaßen fremd und unheimlich, so war es dagegen eine wohlthätige Empfindung, mich in der Mitte zween treuer Freunde gleichsam heimatlich umgeben zu sehen.

Mein erster Gang war zu Graf Schimmelmann, der aus dem Staatsrat kam und dem ich meine Urkunde ablieferte; er war so leise und verlegen wie immer und noch etwas langsamer, doch sehr freundlich. Dann zu Kirstein, der die Last der Jahre mehr zu tragen hatte. Am nächsten Morgen um 8½ Uhr in des Königs Vorgemach, wo nach der Reise alles zusammenströmte, und ich nach drei tödlichen Stunden mit der Vertröstung auf den nächsten Morgen weggehen mußte. Erst gegen zwölf Uhr am Freitag war ich so glücklich, vorgelassen zu werden. Hitze, Dunst, die enge

*) Vgl. T. II, S. 22.

Uniform, das ungewohnte Warten, lauter Plagen, die mir Glücklichem etwas Neues waren, den Hofleuten und Geschäftsmännern ganz geläufig; aber diese Stunden waren nicht ohne Interesse. Ich erneuerte manche alte, machte manche neue Bekanntschaft. Die Zeit schien über Kopenhagen stillgestanden zu sein; die Siebziger, die ich verlassen, trabten als Achtziger ebenso behaglich in ihrer Mühle. Wenig oder nichts verändert, nur alle Springfedern des Staates je mehr und mehr erschlafft, der Geist aus der Maschine gänzlich geschwunden, ein hohles, klapperndes, kreischendes Räderwerk; kein Bernstorff, kein Reventlow mehr, die Vertreter des Guten; Schimmelmann, von ihnen nicht gestützt, kaum sich selbst gleich. Welch ein Staatsrat! Und wie behaglich sie alle, die nur den nächsten Tag vom Leibe zu halten gewohnt sind und die das Übermorgen dem Zufall überlassen!

Den König fand ich freundlich und wohlwollend gestimmt, dabei ruhiger und in sich gefaßter als je zuvor; das fahrige Wesen scheint ihn mit zunehmendem Alter zu verlassen. Dreimal habe ich ihn gesehen außer der Tafel; er hat über die mir anvertrauten Geschäfte sinnig und gemütlich gesprochen, mich über die Verhältnisse in Hamburg vertraulich gefragt und meine Meinung vernommen. Mein Gesuch um das Amt war ihm wenigstens nicht unwillkommen gewesen. Hoffnung wollte er mir nicht geben. Schimmelmann deutete sein Stillschweigen nicht ungünstig und forderte, sowie Blücher, mich alles Ernstes auf, ein förmliches Gesuch einzugeben, was ich nicht zu thun gedachte, wenn keine Aussicht vorhanden wäre. Möstings Plan war gemacht; der 73jährige Levetzau sollte von Husum dahin, um hier einem andern Vetter Platz zu machen; der König mag sich mit diesem Plane unzufrieden, über mich günstig geäußert haben. Kurz, mein Gesuch ward geschrieben und eingegeben. Um Blüchers willen und in Blüchers Gesellschaft nahm Mösting mich freundlich auf und verplauderte auf seinem Sofa über allerlei Geschäfte und auch über Rantzau mehrere Stunden; aber von seiner Seite erwartete ich wenigstens keine Unterstützung. Nichts war entschieden, als ich Kopenhagen wieder verließ; wenn eine günstige Aussicht gewesen wäre, hätte ich meinen Aufenthalt verlängert. Was mir zunächst und eigentlich mehr als Rantzau am Herzen lag, war, zu wissen, wie ich mit

dem Kieler Plane daran ſei, und ich erfuhr von Höpp, daß die Kanzlei rückſichtlich meiner noch wie früher geſinnt ſei und wahrſcheinlich in dieſem Herbſt noch die Einrichtung zuſtande kommen werde.

Neben dieſen Zwecken hatte ich noch den, die Ratifikation des Rezeſſes zu betreiben, wegen der Geſchenke und Gunſtbezeugungen einiges zu verabreden und das mir bis auf den alten Frimann völlig neue Perſonal des Departements kennen zu lernen. Neuerlich war Dankwart als Graf Schimmelmanns Hausgenoſſe und gleichſam Haushofmeiſter wieder eingetreten. Aber trotz dieſer und anderer Verſtärkungen fand ich die Zuſammenſetzung des Departements und die Art, wie es arbeitete, ſo zweckwidrig, daß der alte Graf meines guten Clauſewitz bei einigermaßen bedeutenden Arbeiten, wie die Inſtruktion für den Kommerztraktat mit Schweden und Norwegen, nicht entraten konnte, obgleich er damals auf Wartegeld ſtand. Daß man mit ſo geringen Mitteln, und ohne ſelbſt die handhaben zu können, einen Staat gehen machen kann, zeigte, daß er ſo zu ſagen von ſelber ging. Schon vorlängſt hatte das Publikum zugunſten des würdigen Greiſes das Bedürfnis eines Direktors vom Departement empfunden und mich dazu erſehen; nicht ſo er ſelbſt und der König, — gewiß zu meinem Wohl. Dieſe Kopenhagener Dienſtbarkeit bei ſchmächtiger Beſoldung dient für mich nicht mehr, und um kleine Vorteile weiß ich nicht zu ſchwänzeln. Ein gerader Gang und großartige Ideen gehören dort zu den Meerungeheuern; die wenigen wirklich tüchtigen Leute arbeiten ſich in der Stille tot, ohne Ruhe und ohne Dank, als das Bewußtſein, ein wenig mitregiert zu haben.

Nun waren außerdem die Umgebungen des Hofes, die Miniſter, zu beſuchen, manche alte Freunde danach. Alles war zerſtreut durch Landaufenthalt. Eine furchtbare Hitze verſengte das Land und erſchwerte jeden Schritt: die weiten Gaſſen, die großen Märkte glühten wie feurige Keſſel und mein Wirtshaus war ein Ofen. In Schweiß gebadet ſtand ich frühe auf, war ſchon nach acht Uhr in den Kleidern, und ſo von einem Beſuch, von einem Rendezvous zum andern, über die beſtaubten Landſtraßen ins Freie nnd bei ſchwüler Luft ſpät nachhauſe, um am nächſten Morgen

denselben Kreislauf zu beginnen. Auch die neuen Bauwerke, das Herrliche Lokal des Gemäldemuseums sollte besehen werden, wo die köstlichen Bilder von Leonardo da Vinci, Ruysdael, Everdingen mich entzückten, Thorwaldsens Büsten, Lunds und Eckerbergs Werkstätten. Vieles leistete ich in den wenigen Tagen; ich fühlte mich zu jeder Anstrengung stark; aber ermattet war ich bis zur Abstumpfung mitunter, so daß, was gesprochen ward und mich nicht unmittelbar berührte, wie ein leerer Schall an meinem Ohr vorüberging.

Dreizehn Tage verlebte ich in Kopenhagen und der Umgegend, einen Mittag in dem schönen Roligheđ am Sunde. Als ich auf dem Strandwege mich der wohlbekannten Meeresküste näherte, bei dem Fischerdorfe Skovshoved der Salzgeruch mich anwehte und die Fischer ihre Netze trockneten, ging mir mit aller Frische der Gegenwart, nicht ohne eine behagliche Bangigkeit, die jugendliche Vorzeit auf, die ich an diesen Gestaden verlebte. Emiliens Quelle rieselte noch aus dem großen Auge, aber der Geist, der auf diesen Höfen wohnte, war nicht mehr! Dies Gefühl hatte ich auch im Seelister Park, im Tiergarten, wo ein wildes Gedränge von Lustbegierigen, das den weiten Weg hierher fast versperrte, sein Ziel fand. An die tausend Bauernwagen, leer und befrachtet, jagten an mir vorbei. Ich bemerkte, daß, sowie die Stadt selbst, die Außenseite des Volkes, der Häuser, der Boden sich gebessert, die Holzschuhe fast verschwunden waren, auch die Bauernburschen ihre langen, zottigen Mähnen gestutzt und besseres Ansehen gewonnen hatten.

Nach Friedrichsberg zur Tafel holte ich Herrn v. Rönne ab, der auch um Rantzau anhielt, scherzhaft uns mit den Helden Ariosts vergleichend, die auf einem Rosse hinter der Schönen herjagen, die sie einem dritten vorerst entreißen wollen; daß keiner von uns sie erjagen werde, prophezeite ich ihm und es traf ein. Im zweiten Saal begrüßte ich unter manchen alten Bekannten den Grafen Ludwig Reventlow von Sandberg wieder, der früher uns Freunden unter dem Namen ‚der schöne Mann' bekannt war, seitdem aber eine andere und heilsamere Richtung genommen hatte. In der Reihe fürstlicher Gestalten war eine, mir gegenüber, jung und glücklich, die kürzlich dem einstigen Thronerben verlobte Prinzessin

Wilhelmine und deren durch ihre Herzensgüte ausgezeichnete ältere Schweſter.

Meinen alten Freund Grönland, das wunderliche Werkzeug, deſſen ſich die Vorſehung bediente, um mich in meine heutige Laufbahn zu lenken, fand ich nicht wieder. Der Komponiſt Weiſe, der bis zuletzt bei dem langſam und qualvoll Sterbenden ausgehalten, erzählte mir viel von ihm; er iſt zuletzt ſchwärmeriſch fromm geworden. Die anderen Freunde des Sonntagszirkels hatte Kirſtein, ſoweit ſie noch vorhanden waren, am erſten Sonnabend vereinigt. Um die alten Bäume her ſtand ein dichter Anwuchs rüſtiger Jugend, Söhne zum Teil entfernter, zum Teil abweſender Bekannten, alte Namen, ein neues Geſchlecht. Ich ſaß bei Kirſteins liebenswürdiger Schwiegertochter, damals nur noch verlobt. Seele und Grazie des Gemüts tragen doch in allen Ländern denſelben Stempel. Aber auch die älteſte meiner Freundinnen aus den Kinderjahren her, Karoline Surleau*), recht geprüft und gereift durch mancherlei Schickſale, doch glücklich durch ihren Mann und vier Kinder, dieſe alle geſund und wohlgeartet, fand ich nach einigen 20 Jahren hier wieder, und mit den Erinnerungen aus alten Tagen konnte es an Stoff reicher Unterhaltung nicht fehlen.

Als ich notdürftig meine Zwecke erreicht und das Übrige eingeleitet hatte und nun der erſte Drang des Treibens aufhörte, fing die Stelle an mir unter den Füßen zu brennen; Müßiggang, leere Stunden im Wirtshaus hätte ich nicht ertragen, und ich freute mich, als für Dienſtag, den 11. Juli, das Kieler Dampfboot beſtellt war. Mit unbeſchreiblicher Sehnſucht blickte ich nach dem kühlen, blauen Waſſer. Als ich mich auf der Zollbude morgens vor ſechs Uhr einſchiffte, hatten die erſten Regentropfen die Nacht erquickt, der Donner rollte und ein Regenbogen ſtand im Weſten. Die ‚Caledonia‘ iſt nicht ſo ſchön und geräumig als die zwiſchen Lübeck und Kopenhagen fahrende ‚Wilhelmine‘. Das Wetter war bewölkt und warm, der Wind niedrig; ich, in der ſeligſten Stimmung, pflegte des Geſprächs mit meinem guten Clauſewitz und Ludwig Reventlow, die beide nur bis Laaland mitreiſten. Den 12. um neun Uhr morgens fuhren wir in den Kieler Hafen

*) Vgl. T. I, S. 393.

ein; das herrliche Schauspiel ward durch meines Bergers Ankunft am Bord erhöht. Er war wieder sehr gealtert und von Arbeiten bedrängt. Den Abend brachte ich mit ihm im Düsternbrooker Holz in recht erfreuenden Gesprächen zu. Nur wenige Freunde konnte ich besuchen; unter ihnen doch zweimal unsere treffliche Dora Hensler. Gegen fünf Uhr, den 13., fuhr ich ab von Kiel, rastete etwas in Neumünster und langte wohlbehalten und hocherfreut bei schönem Wetter um drei Uhr nachmittags, den 14., in Flottbeck an, wo ich alles gesund und guter Dinge vorfand und Gott innig für diese wohlgelungene, in aller Hinsicht erfreuliche Reise dankte, und von den erlittenen Mühseligkeiten in behaglicher Kühle ausruhte.

Politisch gehörte dieser Zeitpunkt zu den aufregendsten. Das wankende Geschick der Griechen, Cochranes rätselhafte Expedition, das Janitscharen-Blutbad, die portugiesische Konstitution, die Jesuitenfehde in Frankreich, die Spaltung in Kolumbien, die Straferkenntnisse in der russischen Verschwörung und die preußischen Umtriebe, alles spannte die Aufmerksamkeit aufs höchste und bezeichnete diese Epoche als einen Entwickelungsknoten künftiger Ereignisse. Für mich persönlich kam hinzu die Ungewißheit über meinen künftigen Aufenthalt, da man in Kopenhagen geneigt schien, Hannovers wiederholtem Andringen, die Konferenzen nach Lüneburg zu verlegen, nachzugeben. Meine dringenden Gegenvorstellungen in Kopenhagen, gegründet hauptsächlich auf Würde, Anstand und Beschaffenheit der Verhandlung selbst, wurden durch den männlichen Widerstand des Senats unterstützt. Aber so schwach war unser Ministerium der äußeren Angelegenheiten, daß selbst in dieser Beziehung das Resultat sehr zweifelhaft erscheinen mußte. Zunächst aber kam es auf eine wichtige Entscheidung für meine Zukunft an, indem bei der bevorstehenden Versammluug der Kommission über das veränderte Gerichtsverfahren, also in wenigen Wochen, es sich entscheiden sollte, ob überall im Dienst noch eine sichere Aussicht für mich vorhanden sei. Regte besonders die erste dieser obschwebenden Fragen mich durch die Bedrohung meiner häuslichen Verhältnisse, unter fortwährender Zögerung von oben her, oft bis zur höchsten Ungeduld auf, so fand ich doch bald mein Gleichgewicht in der

Entschließung wieder, mich auf eine Ansiedelung in Lüneburg für lange Dauer in keinem Falle einzulassen.

Die übrigen Monate des Landlebens vergingen in ungestörter Ruhe durch die tägliche Gesellschaft unseres Poel, der ein paar Zimmer unten am Berge gemietet hatte und zum Mittags- und Abendessen unsere Häuslichkeit auf die angenehmste Weise teilte.

Am 23. September wurden die Ratifikationen des Rezesses über die Lauenburger Liquidation mit Herrn v. Duve ausgewechselt. Acht Tage nachher empfing und versandte ich den Rest der der Landschaft zukommenden hannoverschen Gelder, 45 273 Reichsthaler, nach Ratzeburg. Im Laufe des Oktober wurde jedes noch übrige Geschäft in Beziehung auf Liquidation beendigt, die Akten abgeliefert und am 24. des Monats ging mein letzter Bericht in dieser Sache ab. — Am 3. Oktober erhielt ich meine Ernennung zum Konferenzrat und zugleich eine Mitteilung vom Departement, die wohl geeignet war, den Eindruck dieser königlichen Gnade zu verlöschen. Es war nämlich beschlossen worden, den Sitz der Verhandlungen, ungeachtet Hamburg der geeignetste Ort war, nun dennoch nach Lüneburg zu verlegen und zwar unter Herabminderung meiner Diäten, ein empfindlicher Schlag, da ich mich in Hamburg fest eingemietet und hier die Haushaltung lassen, dort in eine neue eintreten mußte. Mitteilungen aus dem Departement ließen mir keinen Zweifel, wie schmerzlich dem Grafen selbst diese unerwartete Wendung der Sache gewesen, und daß es nicht an ihm gelegen, sie zu hindern. Ich glaubte einen rechtlichen Anspruch auf den Fortbezug des höheren Diätensatzes zu haben, da mir derselbe für meine Teilnahme auch an diesem Geschäfte zugesagt war, und fühlte mich tief verletzt durch diese Entscheidung. Graf Schimmelmann wagte seinen Einfluß bei dem König zu meinen Gunsten nicht geltend zu machen, der sich mir gegenüber stets huldreich und wohlwollend erwiesen, und was hätte er auch dem Finanzminister v. Mösting gegenüber ausrichten können? Wie oft hatte ich nicht — und mir war bekannt, daß bedeutende Persönlichkeiten sich dabei aufs wärmste für mich interessierten — mich um vakant gewordene Oberbeamtenstellen beworben und beim König, wenn auch nicht ein festes Versprechen erhalten, aber doch ein so eingehendes Gehör gefunden, daß ich die Erreichung meines Wunsches hatte glauben dürfen. Die Ver-

gebung dieser Stellen hing aber von dem Herrn v. Mösting, als Präsidenten der Rentekammer ab, und ihm standen andere, auch an Lebensjahren und Dienstalter weit jüngere näher. Bei einem meiner Kopenhagener Besuche äußerte auch Graf Schimmelmann gegen mich, er habe Ursache zu glauben, daß es eine Partei in der Umgebung des Königs gebe, die, früherer Zeiten eingedenk, mir nicht günstig gesinnt sei (vgl. T. II, S. 228. 283. 284. 309). Eine Reklamation meinerseits führte zu nichts, als daß mir die Aussicht auf eine Gratifikation nach beendetem Geschäft eröffnet wurde, und ich schrieb nun nur noch an meine Freunde im Departement, daß ich aus Familienrücksichten, wie auf die Kosten gesehen, mich nicht länger als für einige Wochen binden könne, übrigens es auch schwerlich längere Zeit bedürfen werde; und nachdem die Sache nun einmal entschieden, galt es, sie nicht schwerer zu nehmen, als sie wirklich war. Am 6. November zogen wir zur Stadt. Die Lehrstunden wurden verdoppelt, Arbeiten aufgegeben, Ermahnungen zurückgelassen. Und Gott segnete unsere treuen Bestrebungen: alles ergab sich aufs günstigste. Am 14. November morgens 9 Uhr saß ich im Wagen; nach einer bösen, stürmischen, regnigten Fahrt von zwölf Stunden war ich in Lüneburg. Als ich in dem ungemütlichen Zollenspieker saß, mit der wüsten Aussicht auf den wogenden düstern Fluß, und der Windsturm um das turmähnliche Gebäude tobte und ich zurückdachte an mein gutes Haus, mag ich wohl den Kopf geschüttelt haben; aber keine Spur von übler Laune wandelte mich an; ich ging auf dem Wege der Pflicht; ich vertrieb mir die Zeit mit einem Quarterly Review gar wohl und fühlte wenigstens, daß ich mich in der hamburgischen Behaglichkeit nicht verwöhnt hatte.

In Lüneburg gewann alles am nächsten Morgen schon ein freundliches Ansehen. Mein Eckzimmer im Schütting (als das beste ‚das Prinzenzimmer' genannt) bot die Aussicht auf den geräumigen regelmäßigen Markt und das stattliche Rathaus dar. In der Familie meines Kollegen, des Amtmanns Jochmus, die ich bald besuchte, fand ich eine höchst gemütliche Häuslichkeit und ungemein freundliche Aufnahme; die Frau von mehr als gewöhnlicher, ja großartiger Bildung und Offenheit; gute herzliche Kinder. Der Amtshof in Lüne, nach alter hannoverscher Sitte ein großer Guts-

hof mit Vieh und Gesinde angefüllt; das Wohnhaus alt und geflickt, aber innen behaglich und voll guter Bewirtung. Am Amtshofe die altertümlichen weitläufigen Baulichkeiten des Klosters Lüne, von der würdigen, 70jährigen Äbtissin v. d. Wense regiert, die, fromm und lebensklug, in ihren freundlichen, von Gärten umgebenen Gemächern gern Gesellschaft sieht. Ihre Klosterdamen, unter denen auch junge und liebenswürdige, zeigen mit gutem Anstand und Ton die wenigen Merkwürdigkeiten des Klosters, das außer den trefflichen Glasmalereien im Kreuzgange sich durch musterhafte Ordnung und gute Erhaltung auszeichnet. Die Äbtissin, welche mich weiterhin förmlich in ihr Herz geschlossen, teilte mir zur Durchsicht alles, was über die Geschichte und Altertümer ihres Klosters geschrieben ist, mit. Es herrscht hier ein strafferes Regiment als in den Klöstern Holsteins, auch bedeutet die Äbtissin mehr; sie ernennt allein zu den Anwartschaften und verfügt auf eigene Verantwortung über das Vermögen dieser reichen und wohlverwalteten Stiftung. In einem Eichenwäldchen an der Ilmenau gelegen, gehört Lüne mit seiner ansehnlichen Kirche zu den freundlichen Punkten des Landes und ist bei Lüneburg der einzige Fleck, auf dem die Augen mit Wohlgefallen ruhen.

Die Stadt selbst aber verachte mir niemand. Wer sich an der gleißenden, schnell vergänglichen Tünche der schwächlichen Modehäuser, die in Hamburg wie Pilze entstehen, satt gesehen hat, mag in Lüneburg sich der ernsten und dauerhaften Bauart des 13., 14., 15. und 16. Jahrhunderts erfreuen, die sich in keiner norddeutschen Stadt in dieser Unberührtheit erhalten hat. Es hat jemand Lüneburg das niedersächsische Köln genannt, was nur leider nicht auf die Kirchen paßt. Da ist der Backstein, felsenfest und in natürlicher Farbe, auch wohl schwarz gewürfelt, da ist aller Luxus der gotischen Spitzbögen an Thüren und Fenstern, der Verkropfungen an vertieften Portalen zuhause. Ich bin stillgestanden, mir diesen altertümlichen Luxus mit Wohlgefallen zu beschauen; besonders zog mich ein Haus in der Salzstraße an, das noch bedeutende Überbleibsel von Backsteinverzierungen im großartigsten Stil enthielt, schöner als die in Lübeck und noch mehr als die schwächeren Nachahmungen, die jetzt von Berlin aus aufkommen. Blumen- und Früchtegewinde, vom Giebel herabsteigend, aus gebrannter

Erde, über der Thür ein schönes, stark vertieftes Portal mit einem trefflichen Brustbild. Niemand konnte mir Nachricht von der Geschichte des Hauses geben. Das jetzige Geschlecht haust nur unter den Giebeldächern der Väter, bis es dünne Wände, glatte Façaden und Anwurf bezahlen kann, die es ungeduldig, und — als Bewohner rücksichtlich der Bequemlichkeit wohl nicht mit Unrecht ungeduldig — erwartet. Ich als Beschauer lasse sie gern warten und geselle mich jenem Engländer zu, der vor kurzem dort durchreisend, nachdem er gespeist, im Vorbeifahren eines dieser auffallend altertümlichen Häuser zufällig gewahr wird, halten läßt, fünf Minuten den Kopf aus dem Wagen streckt, dann dem Schwager zuruft, umzukehren und abzuspannen, und mehrere Tage, durch den Rest des Mittelalters gefesselt, in Lüneburg bleibt.

Ich war schon den zweiten Tag hier, ohne Zeit zu gewinnen, mir die Stadt auf eigene Hand zu durchgehen, an einem Plane fehlt es. Es war am Donnerstag, den 16., nach einem gewaltigen, frühen Klubschmaus, von wo mich der stinkende Tabaksdampf, die Pest aller kleinen deutschen Städte, vertrieb, als ich meinen Stab nahm und im Mondschein bei milder Luft über wunderliche Stege und Brücken, an rauschenden und zischenden Mühlwehren vorbei, meinen Weg nach dem Wall beim alten Brückthor suchte und die Stadt von dort westlich und nördlich zu umgehen anfing, wo die großen Mühlwerke mit ihren Türmen und Wasserbauten, die hohen Giebeldächer und Türme innen, außerhalb die wunderlich verzweigten Gewässer der Au und des Lösegrabens ein ganz malerisches Ganzes gewährten, in das allmählich das müde, ängstliche Ächzen des Gestänges der Saline, welches sich von der Ratsmühle um die halbe Stadt zieht, statt des Sausens der Wehre eingriff. Diese Gegend ist mir immer die liebste geblieben wegen der mannigfaltigen Baulichkeiten, der durchschnittenen Fläche und der Höhe der Wälle. Oft hat mich die seltsame Willkür und scheinbare Zufälligkeit so mancher alter An-, Ein- und Überbaue, Farbe und Charakter der ganzen Scene an Dürersche und andere altdeutsche Lieblingsblätter erinnert, und ein teilnehmender Freund wäre mir wert gewesen, ein zeichnender noch werter.

Was ich von den Bewohnern dieser Stadt zu sagen habe, ist nicht viel. Ich bin mit großer, ich möchte sagen, mit großstädti-

ſcher Artigkeit behandelt, nach aller Gebühr, ja oft über Gebühr geehrt worden und habe die Bekanntſchaft liebenswürdiger Leute, wie etwa im Bade, vorübergehend gemacht. Von den Lünern habe ich ſchon geſagt, die ſtehen für ſich und mir näher; auch iſt der Landdroſt v. d. Decken mir wie ein ungewöhnlich ſchlichter, tüchtiger, alles Scheinweſens lediger Mann erſchienen. Im ganzen ſind die hannoverſchen Geſchäfts- und Geſellſchaftsmänner hier wie überall tüchtig in ihrem Fach, im Vaterland ganz zuhauſe, und völlig in demſelben und deſſen Verhältniſſen vertieft; etwas provinziell Abgeſchloſſenes, bei freier Äußerung über die Verwaltung, ſcheint mit allgemeinen Geſichtspunkten, mit größerer Vielſeitigkeit unverträglich; ein feines, zurückhaltendes Weſen, eine Art von Repräſentation, von der unſere Holſteiner nichts wiſſen und unſere Kopenhagener noch weniger, wo Steifheit der Verlegenheit aushilft, klebt dem Kopiſten wie dem Regierungsrat an. Man muß Hannoveraner ſein, um ſich lange mit Luſt in lauter Einzelheiten, die mehrenteils noch Perſönlichkeiten ſind, zu drehen. Aber die Beamtenſchule iſt gut; keiner tritt dem andern zu nah; jeder iſt ein brauchbares Werkzeug. Freilich einſt hatte die Regierung große Mittel, zu geben, und es floß nur Wohlthat und Beförderung von ihr aus; ſie konnte daher wohl imponieren. Man fürchtet, daß bei der Schmälerung und dem knappen Zuſchnitt der Gehalte und Verwaltungsordnung das alles ſich bald ändere, und der Beamte, wo wenig zu hoffen, auch ſich gehen laſſen wird. Dies beſonders bei den Amtmännern, denen die Pachtung genommen wird und ſo die Ausſicht auf durch Tüchtigkeit und Wohlverhalten zu erwerbende Wohlhabenheit. Die Damen, wenngleich auch lebendige Adreßkalender des hannoverſchen Staates, wurzeln mit ihren Wünſchen und Gedanken doch meiſt in Hamburg, und es war, zu Pehmöllers und meiner Not, des Bedauerns, wie kleinlich wir dort alles gegen unſer Hamburg finden müßten, kein Ende. Es half nichts, zu verſichern, daß wir beide ſehr einhäuſige Leute ſeien und in Lüneburg in drei Wochen mehr in Geſellſchaft gegangen, als in einem Jahr in Hamburg. Und in der That vom erſten Tage meiner Ankunft folgten ſich Einladungen zum Thee in mehreren der erſten Häuſer dicht genug, um jede Neugier zu befriedigen. Man verſammelt ſich um 7 Uhr, ſetzt ſich bald zum Spiel und trennt ſich Schlag

10 Uhr nach eingenommenem Backwerk, Wein und Punsch. Es wird nur Boston gespielt, worin alle große Meister sind. In meinem Leben ist keine Epoche, wo ich es so viel, teils mit heiteren Partnern, teils mit ehrwürdigen Matronen geübt hätte. In Lüne haben wir ein paar Mittagsschmause bestanden, die durch Zierlichkeit und Wohlleben Hamburg Ehre gemacht hätten; so waren die Austern dazu mit eigenem Gespann aus Hamburg geholt; alles übrige im Verhältnis.

Zu meiner Freude war endlich am 19. auch Senator Pehmöller angekommen und mein Nachbar im Wirtshaus, sowie auch der liebenswürdige junge Ompteda. Da wir überall zusammen gebeten waren, ließ ich mir's bei schlechtem Wetter gern gefallen, auf Kosten der Stadt Hamburg in einem bequemen Wagen zu fahren. Aber als rüstiger Fußgänger leistete mir mein braver Kollege noch mehr. Kein Tag (und da wir fürlieb zu nehmen gewohnt waren, hieß nur eigentlicher Regen uns schlechtes Wetter) verging ohne einen Spaziergang von 1½ bis 2 Stunden in allen Richtungen rund um die Stadt. Dann um 3 Uhr zu Tisch, wo sich eine Gesellschaft sehr artiger junger Männer, Zivil und Militär, einzufinden pflegte und wir uns ohne Beschwerde sättigten. Nach Tisch ward das ewige Thema der hannoverschen Halsstarrigkeit wieder durchgesprochen, auch manches Hamburgische. Abends 9 Uhr, wenn wir zuhause waren und ich beim Thee saß, trat mein Senator wieder ein, und ein trauliches Gespräch endigte den einfachen Tag.

Freilich gab das Geschäft viel zu reden, eben weil es nicht vorrückte. Mit meinen Separatverhandlungen, die schon vor Pehmöllers Ankunft begonnen und fast beendigt waren, hatte ich alle Ursache zufrieden zu sein; was ich bis dahin erreicht war mehr, als man in Kopenhagen erwartete, und was noch zurück war, schien nur vom Gelingen der Tarifsache abhängig. Aber in Rücksicht dieser ging es auch ganz, wie ich vorausgesagt. Im allgemeinen wollte keiner in Grundsätzen nachgeben, und um ins einzelne zu gehen, waren Vorarbeiten erforderlich, die nur in Hamburg gemacht werden konnten und nicht gemacht waren. Nach der ersten Konferenz, deren Protokoll nach Hannover gesandt ward, fanden wir uns abermals fest und eine Vertagung nötig. Es

wurden im ganzen vier gemeinschaftliche Protokolle aufgenommen. Das vierte sollte den Schluß enthalten, es kam aber dazu von Hannover eine Erklärung, des Inhalts, man wolle wohl eine Regulierung, nicht aber eine allgemeine Ermäßigung der Tarifsätze zugestehen und kurz dieselbe Einnahme in geregelter Form behalten. Damit mein Senator nicht seinem Unwillen zu freien Lauf lassen und jede Thür der Vereinbarung versperren möge, endigte ich durch eine kurze Erwiderung, die alles den Regierungen anheimstellte, nachdem von jener Seite eine so bestimmte Entschließung erfolgt sei. Am 7. Dezember ward dies Protokoll unterzeichnet. Jeder von uns hatte noch zwei Separatprotokolle im Portefeuille, und mit dieser Ausbeute, eigentlich ohne alles Resultat, schloß die Verhandlung für diesmal, wer weiß, ob nicht für lange. Ich glaube, daß Hamburg, mehr alter Rechte als des Bedürfnisses des Augenblicks eingedenk, und der geringen Aussicht, durch Verwendung an den Bundestag mehr zu erlangen, zu steif auf der Negative verharrte. Pehmöller überhaupt war zu irritiert und nahm alles zu hoch auf, was von Hannover kam. Umsonst bat ich ihn stets, die Sache wie ein Schachspiel zu betrachten, wo man im Vorteil sei, solange man den Feind mit einem Schach bedrohe, und wo der Eifer nichts nützt. Er, wie der Senat, fand sich durch diese lüneburgische Komödie beleidigt und behauptete, man wolle die Sache bloß verzögern. Er mochte recht haben, doch daß man bei uns mehr Wert auf die Regulierung der binnenländischen Fahrt als des Tarifs lege, wußte ich und riet zum Entgegenkommen. Für diesmal war freilich hier nichts mehr zu thun, und auch mir brannte die Stelle unter den Füßen.

Ich hatte nachgerade alles, was Lüneburg darbietet, oberflächlich erschöpft, selbst die Jugend der Stadt und der Umgegend auf einem großen Balle von mehreren 100 Personen kennen gelernt, die Situationen der Nachbarschaft durchwandert, den Kalkberg, das Rathaus, die Sülze besehen, wo mein braver Kollege im leinenen Hemdchen und der Kapuze (dem Kostüme, um in den Schacht zur Quelle hinabzusteigen) eine höchst possierliche Figur machte. Ich hatte eine Vorlesung vom Medizinalrat Dr. Fischer (einer Art höchst gutmütigem Katzenberger) gehört, den gelehrten Amtmann Wedekind besucht und den einzigen Künstler, Maler

Peters aus Flensburg, der hier notdürftig vegetiert. Ich hatte die Bekanntschaft des Superintendenten Christiani, eines gewaltigen und weltklugen Rationalisten erneuert, mit ihm bei einer langen Pfeife alte Zeiten aus Kopenhagen durchgesprochen und neuere Theologie, und erfahren, daß er die theologische Redaktion in der ‚Hall. Litteratur-Zeitung' schreibe; seine Frau eine kreuzbrave Norwegerin, sein Sohn ein Weltkind und schöner Geist; ich hatte außer ihm auch seinen supranaturalistischen Kollegen Pastor Deichmann, der mich sehr ansprach, gehört, die Eroberung aller alten Damen gemacht, vom Markte Hafergrütze fürs Haus und Neunaugen für die Freunde gekauft. Und so näherte sich nach mehr als drei Wochen der ersehnte Augenblick der Abreise.

Von den Meinigen liefen während dieser ganzen Zeit nur gute Nachrichten ein; aber dennoch nicht ohne Trauer und Sorge sollte dieses Zwischenspiel meines Lebens, — die kurze Frist nicht unbezeichnet dahingehen. Noch nicht acht Tage war ich in Lüneburg, als meine Frau mir den plötzlichen Tod der vielgeprüften Freundin Luise Reichardt, Tochter des Komponisten, meldete. Ich hatte sie wenige Tage zuvor, am Sonntag den 12. besucht; wir hatten viel von künftigen Plänen gesprochen. Die ihrigen gingen alle auf Entbehrung und Wohlthun hin. Seit dem Tode ihrer alten Freundin Sillem, bei der sie gewohnt, bei zunehmender Kränklichkeit war ihr Leben noch öder geworden. Ein kleiner Kreis frommer Seelen, die das Bessere, das sehr Edle in ihr von der Hülle der Schwachheit und Persönlichkeit zu scheiden wußten, und weniger Schülerinnen umgab sie noch. Mit dem Leben hatte sie längst abgerechnet und ihr Herz ganz zum Ewigen gewandt. Eine reich begabte, zart besaitete Natur, kräftig in ihrer Schwachheit, hart vom Geschick behandelt, schwer geprüft, doch voll Liebe und Vertrauen. Wir verstanden uns, und ich hörte sie gern, wenn wir uns auch nicht viel begegneten. Friede mit ihr!

Aber ein schwererer Verlust drohte noch, 16 Tage später starb mein treuer, alter, liebevoller Freund und Bruder Besser*); seit meinem ersten Ausflug in die Welt, wo ich mich an ihn geschlossen, ein warmer und zuverlässiger Freund im rechten Sinn; seit vielen

*) Siehe T. II, S. 46 u. 47.

Jahren durch fast täglichen, wenn auch oft nur flüchtigen Verkehr ein wackerer, teilnehmender und hilfreicher Lebensgenosse; nun hinweggerissen aus der Mitte unmündiger Kinder, aus dem Hause, das er vor einem Jahr mit kindlicher Freude erworben und bezogen. Ich hatte ihn, wenn auch weniger wohl, doch rührig und lebhaft in seiner Thätigkeit verlassen. — Er starb geehrt und beklagt von der ganzen Stadt; sein warmes, kindliches Herz, sein sanftes, freundliches Wohlthun kannten alle, wenige wie ich den Geist und die Schärfe, die nur durch eine seltene Gemütlichkeit aufgewogen und gemildert wurden.

Alle Pflichten waren nun erfüllt, in Lüne beim freundlichen Abendtisch am 8. Abschied genommen, und am 9. früh bei Sternenschein fuhr ich aus dem Bardowiker Thor nach Hamburg zu. Die Stunde, die ich herbeigewünscht, so oft ich jene Höhe herab wieder zur Stadt zurückgewandelt, war da; aber von allem, was in der kurzen Frist geschehen, was noch geschehen sein konnte, von dem Freunde, den ich nicht wieder erblicken sollte, — und auch, Gott weiß es, von Dank, — war mein Herz so voll, daß ich, wie ich in der Dämmerung die Anhöhe hinauffuhr, in laute und heftige Thränen ausbrach, die sich nicht stillen lassen wollten. Galten sie doch den früher geschiedenen Geliebten. Aber mit dem Tage kehrte der Mut wieder; die Gedanken strebten aufwärts und vorwärts. Bei Bardowik ward es schon hell; trotz der schlimmen Wege kamen wir vorwärts. Bücher täuschten die Zeit. Die Lampen brannten eben, als ich in Hamburg einfuhr, und an der Thür fand ich alle, nach denen mein Herz sich sehnte, versammelt.

Wir saßen am Nachmittage zusammen, als unerwartet mein guter Perthes ins Zimmer trat. Er hatte sich auf die erste Nachricht von Bessers Krankheit aufgesetzt, war Tag und Nacht gereist und hatte in Harburg seinen Tod erfahren. Die zwei waren durch brüderliche Zuneigung, durch gemeinsames Streben und Interesse seit 30 Jahren miteinander verwachsen. Unser Wiedersehen war traurig; doch nach so vielen Verlusten, wie Perthes erfahren, tritt für den Tod der Freunde ein anderer Gesichtspunkt ein; es ist mehr ein schmerzvolles Hingeben, als das zerreißende Gefühl des Festhaltens. Der geprüfte Mann denkt zunächst an Wirken und Helfen, solange es für ihn noch Tag ist. Das war auch Perthes'

Aufgabe hier. Wir stimmten darin überein, daß unser Besser der ungeheuern Arbeit erlegen war, seitdem er mit seinen weniger elastischen Organen die Hilfe des scharfsichtigen und thätigen Freundes entbehren mußte.

Das Weihnachtsfest war in gewohnter Weise gefeiert und die 18
Schwelle des neuen Jahres überschritten worden, ohne daß sich etwas Bemerkenswertes zugetragen hätte, als durch den am 26. Januar erfolgten Tod des alten Chapeaurouge, Sievekings Schwiegervater, der in Paris an dem Tage und zur Stunde erfolgte, als seine Tochter ihm den ersten Enkel gebar, die Häuser unserer nächsten Freunde in Trauer versetzt wurden. Was die Bedrängnis vermehrte, war, daß Sieveking im Begriff stand, sich nach Brasilien einzuschiffen. Dieser treffliche Freund verließ uns am 21. März. Bis zu seiner Abfahrt von Falmouth, den 9. April, gewährten seine gehaltreichen Briefe auf der Reise über Paris und London einigen Ersatz für seine Abwesenheit. Am 12. April starb sein Kollege, der Syndikus und Bundestagsgesandte Gries in Frankfurt, nach langen Leiden an der Gicht. Er war mir in früheren Zeiten ein guter Freund und heiterer Gesellschafter gewesen; ein Mann von ausgezeichnetem Geist und tiefem Gemüt, das er aber, bezwungen durch eine wunderliche Scheu und eine Art humoristischer Rücksichtslosigkeit, möglichst verbarg. Wenige haben an ihm etwas anderes als seinen Witz und seine Sinnlichkeit gekannt.

Um diese Zeit erhielt ich auch die unerwartete Nachricht von dem Tode Bentzons, der nach langem Leiden sich zu erholen schien und auch wieder die Aussicht gefaßt hatte, Westindien zu verlassen, nachdem er in appellatorio beim höchsten Gericht in Kopenhagen Gerechtigkeit gegen den größten Teil der von der Untersuchungskommission gegen ihn ausgesprochenen Beschuldigungen gefunden hatte. Viele erwarteten ihn schon wiederangestellt zu sehen. Unbefriedigt mußte dieser einst so edle Geist die Erde verlassen, gesunken von seiner Höhe. Sinnlichkeit, Ehrgeiz und Habsucht hatten sich seiner bemächtigt; in ihnen hatte er auch seine Strafe gefunden. Möge in seinen letzten Tagen die düstere Binde von seinen Augen gefallen sein: Er hat drei farbige Kinder hinterlassen und ihnen sein Vermögen vermacht, das sehr geschmälert war.

Näher noch ging mir der Tod eines andern Mannes. Mein treuer, biederer Freund und Kollege Compe hatte den ganzen Winter hindurch gekränkelt. Erſt ſpät erfuhr ich, daß der Arzt an ſeinem Leben verzweifle, während ich mit dem Plan umging, ihn zu beſuchen und mich ſchon für den 26. Juni, wo der König auf ſeiner flüchtigen Reiſe durch Holſtein und Lauenburg bei ihm ſpeiſen wollte, dort angemeldet hatte. Trotz ſeiner Schwäche wollte er die Ehre nicht ablehnen und ließ mir ſchreiben, ich möge ja kommen. Er war der mildeſte und redlichſte Mann, den ich gekannt; ohne Falſch, wie ohne Bitterkeit durch ein langes und thätiges Leben und die Verwickelungen unzähliger Geſchäfte gegangen. Er war der Vater ſeiner Adminiſtrierten, für ganz Lauenburg Rater und Vermittler, abſeiten ſeiner Landesherrſchaften Mitglied aller Kommiſſionen von Bedeutung, von beiden gleich hoch geachtet und geehrt; ein Feind der Ränke und des Buchſtabens; ein Freund des Rechtes und der Billigkeit; mir wahrhaft zugethan. Die letzten Lebensjahre erleichterte ihm ſein trefflicher junger Kollege, Graf Criminil. Friede ſei mit ſeiner Aſche! Schon damals entſtand mir die Idee, welche ich ſpäter ausführte, dem würdigen Freunde ein Denkmal durch eine kurze Biographie zu ſetzen. Der Neffe ging mir mit manchen Notizen an die Hand. Das Weſentliche war mir bekannt genug. Ich ſchrieb mit großem Vergnügen dieſen kleinen Aufſatz, den Falk ſehr gern in ſein St. B. Magazin aufnahm.

Ich beſchloß nun dem König in Oldesloe aufzuwarten und meldete mich zu dem Ende bei meinem guten Thaden in Tremsbüttel an, wo ich den braven alten Amtmann Lowtzow aus Reinbeck fand und bis zum 28. morgens blieb, am 27. hatte ich eine Audienz beim König, in welcher derſelbe mir ſehr freundliche und ſchmeichelhafte Verheißungen gab und über die neueſten unangenehmen Verhandlungen mit Preußen hinſichtlich des Sundzolles ſich ſehr lebhaft ausſprach, ohne daß ich dazu Veranlaſſung gegeben.

So war der Sommer ins Land gekommen, deſſen wir aber, des Unterrichtes der Kinder wegen, nur auf kurze Zeit in Flottbeck froh werden konnten. An mancherlei Zuſpruch fehlte es

während dieser Zeit nicht. Oft erschien die liebe Mutter Sieveking in unserer Mitte; unser Poel war wieder täglicher Gast, und immer brachte er die gleiche Teilnahme, die gleiche Heiterkeit und Empfänglichkeit mit in den Familienkreis, der ihm Bedürfnis geworden war; eine innere Wärme, wie sie nur aus einem liebenden Herzen kommt, erhielt ihm jene jugendliche Laune, die so oft jüngere verstörte Gemüter beschämt und gehoben hat, die mit den alternden Zügen und dem schneeweißen Haar sich so schön verträgt, weil sie den innern Frieden verkündigt. Erhaltet das Bild dieses Greises lange in euch lebendig, dürfte ich wohl den Kindern raten, denn schwerlich wird ihnen Ähnliches im Leben wieder begegnen. Solche Harmonie zwischen einem scharfen, feinspaltenden Verstande, einem ungewöhnlichen Talent und einem unendlich zarten und weichen Gefühl gehört wahrlich zu den seltenen Erscheinungen. Manche litterarische Produkte fesselten damals unsere Aufmerksamkeit; dazu gehörten, um anderer zu geschweigen, eine für den Druck bestimmte handschriftliche Sammlung von Baggesens Briefen an Reinhold. — Welcher Witz, welcher Scharfsinn! und welch' Greuel der Ruchlosigkeit und der Frechheit. Wir, Poel und ich, hatten den Mann genau gekannt, seine Zeit mit durchlebt; auf jedem Schritt durch diesen Irrgarten thaten sich weit die Gefilde der Erinnerung auf; verblichene Schatten, verklungene Redensarten, Dank- und Gefühlsweisen, über die sich Berge und Fluten gewälzt haben, traten wieder vor uns; jene Heroen der deutschen Kunst und Wissenschaft; jene metaphysische Zeit, wo den Geistern noch die Lust einwohnte, auf verborgenen Wegen dem Ursprung und dem Wirken des Geistes nachzuspüren. Wieviel Großes im Wollen! wieviel Täuschungen im Vollbringen! Und dennoch, wie notwendig dieses Glied in der Kette der Nationalentwickelung! — Unsere Entscheidung war, daß die Briefe nicht gedruckt werden sollten. Es giebt Abgründe im menschlichen Wesen, die dem Auge nicht preisgegeben werden dürfen, die auch nicht mehr sind, sobald es davon abgewandt wird. Die Söhne haben sich darauf auch zu einer Auswahl entschlossen und bedenken sich vielleicht ganz.

Unter die Freuden dieses Sommers verdient besonders die fleißige Korrespondenz unseres Freundes Sieveking aus Brasilien gezählt zu werden, die seine Frau mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit den Freunden im traulichen Zirkel vorzulesen pflegte*). Sehr fesselnd sind seine Mitteilungen; vielleicht nur, daß Humboldts günstige Schilderungen und kühne Hoffnungen ihn von der politischen Bedeutsamkeit jener Staaten eine zu hohe Meinung fassen lassen. Mir wenigstens hat bis jetzt dies Wesen weder Wohlwohlen, noch große Aussichten und Hoffnungen einflößen können; herbe Reiser, auf wilden Stamm gepfropft, haben eine Frucht gegeben, die zwar an der Schale gezeitigt, doch im Innern marklos und unreif scheint. Welch ein Geschick, daß ein ungeheuerer Kontinent in die Hände von Spaniern und Portugiesen fallen mußte, des unbildsamsten Geschlechts Europas! Und welche Vergeltung dieser glühende Haß gegen das europäische Blut! dies Losreißen von der Wurzel des Völkerlebens, der Geschichte! Aber kehren wir zu unserm Freunde zurück! Eine seltsame Fügung hatte ihn, gleichsam ohne sein Zuthun, wenngleich nicht wider Willen, in diese dem Familienvater so unwillkommene Bestimmung geworfen. Es war lange die Rede von Anknüpfung näherer Verbindung mit Brasilien gewesen, seit Cannings keckem Vorschritt war Mut dazu gewonnen, zwischen Bremen und Hamburg die Sache erwogen worden. Eine Zuckereinfuhr von 50 Millionen Pfund in den letzten Jahren, die bedeutenden Ausfuhren dahin ließen Erleichterung im Ein- und Ausgangszoll dringend wünschen. Doch Hamburg regt sich langsam. Die retardierende Kraft des Direktorii bedurfte eines heftigen Anstoßes, und dieser ging von Bremen aus. Smidt benachrichtigte seinen Korrespondenten, daß der Bremer Senat beschlossen habe, eins seiner Mitglieder, den Dr. Gildemeister, sofort bei Anbruch des Frühlings auszusenden, um nicht durch Preußens Abschluß in Nachteil zu geraten; man lud zur Teilnahme bei gleichen Interessen ein. Man sagt, eine Äußerung des Kaisers von Brasilien, nach der es geschienen, als werde Bremen in gewissem Sinn wie eine Dependenz von Hamburg betrachtet, habe den schnellen Entschluß veranlaßt. Hergebrachte Eifersucht verhinderte,

*) Siehe Bilder aus vergangener Zeit, T. II, 2, S. 26—29.

die Sendung der Städte, an der Lübeck nur einen geringeren Anteil der Kosten nahm, einem Abgeordneten aufzutragen. Die Gesandten reisten zusammen, ihre Vollmachten substituierten für den Notfall einen dem andern. Smidts Heinrich begleitete als Sekretär den Senator Gildemeister, ein junger Schramm Sievekking. Schon auf der Hinreise hatte unser Freund während eines kurzen Aufenthaltes in Paris und London seine Zeit gar wohl genutzt, sich rastlos getummelt, bedeutende Verbindungen erneuert und angeknüpft. Höchst anziehend, belehrend, anschauliche Übersicht gewährend, waren seine vorsichtig gefaßten Briefe; und das treue, edle, allem Guten und Rechten ganz angehörende Gemüt, in dem alle diese Erscheinungen sich spiegelten, war mir doch noch das Erfreulichste von allem.

Im Spätherbst machte im Sievekingschen Zirkel die Ankunft des Grafen Reinhard mit seiner jungen 27jährigen Gemahlin, einem Fräulein Wimpfen, große Bewegung*). Mit dem Wohlwollen mischte sich doch eine starke Zuthat von Furcht, und man bot alles auf, die Gäste freundlich zu empfangen. Dies gelang vollständig; die junge Frau, leicht lebendig und liebenswürdig; der alte Herr, welcher nur noch in ihr zu leben schien, war umgänglich und zutraulich geworden. Es gab Gelegenheit, die Brüsseler und Aachener Begebenheiten von 1815 zu besprechen und man verständigte sich ganz offen darüber**). Eine wunderbare politische Erscheinung bleibt der Mann, der bei der freiesten Äußerung, und keinen Augenblick die Revolution verleugnend, seinen Posten durch alle Wechsel der Zeit zu behaupten gewußt. Gewiß fehlt es ihm an Gewandtheit nicht, die eben darum Effekt macht, weil man sie in seinem hagebuchenen und knorrigen Wesen nicht sucht.

Um dieselbe Zeit war mein alter Freund Perthes auf einige Wochen nach Hamburg gekommen. Am Tage nach seiner Ankunft,

---

*) Siehe Bilder aus vergangener Zeit, T. II, 2, S. 157, Anm.
**) Siehe T. II, S. 440 u. 441.

Ende Oktober, ward er auf der Schwelle eines befreundeten Hauſes auf dem Kehrwieder durch eine von einem vorbeifahrenden Wagen losgeriſſene und zurückprallende Latte zu Boden geſchmettert, blutend und ohne Bewußtſein gefunden. Das rechte Auge war gräßlich zerſchlagen, der Kopf ſtark verletzt. Gottlob reichten einige Wochen hin, ihn wieder auf die Beine zu bringen. Dieſer Unfall, der vierte oder fünfte der Art, welcher ihn betroffen, gab zu mancherlei Betrachtungen Anlaß. Was ihn beſonders beſchäftigte, war der Umſtand, daß er, geſchweige irgendeines Schmerzes, ſich durchaus nicht einmal des empfangenen Schlages bewußt geworden, — alſo aus völliger Geſundheit und Selbſtbeherrſchung in den totenähnlichſten Zuſtand ohne Mittelglied übergegangen war. — Auf der Rückreiſe vor Gotha warf er mit dem Wagen um und ward leicht am Kopfe getroffen. — Unſere Korreſpondenz, die ſonſt lebhaft fortgeführt ward, fand ſich durch dieſe Reiſen unterbrochen, nicht aber des Freundes Freigebigkeit, mit der er mir die vorzüglichſten Werke ſeines Verlages verehrte.

Auch der wackere Fritz Frommann hatte die freundliche Gewohnheit, mir dies und jenes aus ſeinem Verlage zu ſchicken, u. a. die trefflichen Gedichte von Manzoni verdanke ich ihm. Im Anfang des Winters kam er ſelbſt auf kurze Zeit herüber; aber ſein Anſehen war nicht mehr das rüſtige der früheren Jahre; ich fand ihn gealtert von außen, innerlich denſelben an biederm Sinn und gradem, tüchtigem Verſtand.

Mehrte ſich alſo in dieſer knappen Zeit meine Bibliothek nicht durch Ankauf ſonderlich, ſo ſorgten die Freunde auf andere Weiſe dafür. Ich habe unter die freundlichen Geber meinen Gries zu rechnen, der mir ſeinen Calderon zu ſenden pflegte, und nun, nach Jena in die alte Richterei zurückgekehrt, zu der vierten Auflage des Taſſo noch die neueſte zweite von Arioſto hinzufügte. Ebenſo wenig darf ich das Geſchenk der italieniſchen Studien von dem geiſtreichen und nach Künſtlerart (doch nie gegen mich) launenhaften Freunde Rumohr unerwähnt laſſen. Ich habe, wie an dem Kochbuch durch den Anhang einen direkten, ſo an dieſem höchſt verdienſtvollen Werke über die Kunſtgeſchichte indirekt, durch ein paar Anzeigen im Korreſpondenten einigen Anteil genommen. Wenn ich vorausſagte, daß dies Werk Epoche machen und durch

einen unsäglichen Wust von Seichtigkeit durch Gehalt und Form Bahn machen werde, so glaube ich da ein wahres Wort gesprochen zu haben, das die Zeit rechtfertigen wird. — Dieser Freund hielt sich vor seiner Reise nach Italien, die er seinem jungen Schüler Fritz N. zuliebe machte, einige Zeit bei uns auf, wo sich denn ergab, daß er mit einem Roman schwanger gehe, dessen Anfang er uns aus dem Manuskript mitteilte.

Diese Erinnerung führt mich weiter zur Erwähnung meiner Teilnahme an dem hier 1826 neu errichteten Kunstverein zum Ankauf und zur Verlosung von Gemälden. Rumohr, de Chateauneuf, der Architekt, beide Sievekings und ich bildeten die erste Direktion; die Gesellschaft bestand aus ca. 170 Mitgliedern. Wir hatten über 2600 Mark zu disponieren und kauften recht hübsche Sachen, alle von neueren Künstlern, die ich zur allseitiger großer Freude der Hausgenossen in Verwahrung nahm, und die die Wohnzimmer gar freundlich schmückten. Wir und die uns besuchenden Freunde jammerten, als nun der Tag der Verlosung kam und die Wände so kahl und leblos geworden waren statt der hellen Farben und Formen, die uns so befreundet gewesen. Die Lose wurden von meinem Sohne nicht glücklich gezogen, da auch kein Gewinn auf meine Nummer fiel. Zur Direktion ward ich wieder gewählt; die Beschäftigung mit der Kunst lohnt sich auch ohne Besitz. Ich habe es durch die Wirkung auf regsame Sinne und unbestochene Gemüter gesehen, wie nahe sie dem Bessern im Menschen verwandt ist, und wie unschuldig, wie fremd dem störenden Treiben der Welt, daher wie erfrischend diese Beschäftigung, an meiner eigenen Erfahrung. Eine lebhafte Anregung zugunsten dieser Himmelstochter scheint mit mancher andern Wohlthat des Friedens über die Welt zu ziehen. Eine Reihe ausgezeichneter Künstler, wie Deutschland sie lange nicht, wie Europa sie seit 300 Jahren nicht gesehen, wetteifert in frischer und geistvoller Darstellung der Natur. Auch Hamburg, wo seit 60—80 Jahren kaum ein freier Pinselstrich gemacht ward, hat eine nicht geringe Zahl hoffnungsvoller junger Künstler aufzuweisen, die wenigstens eine Morgenröte verkündigen. Vielleicht huldigen sie zu sehr der Idee, vernachlässigen mehr als billig die handwerksmäßige Technik, die liebenswürdige Fauſtfertigkeit der Maler des 16. und 17. Jahr-

hunderts. Aber wer kann gegen die Richtungen der Zeit, die aus unbewußtem Treiben vieler Tausende entstehen! Genug, daß nach vielen Seiten hin sich ein inneres Leben regt, das eine lange Zeit hindurch von äußerer Bewegung zurückgedrängt schien: ein Leben, das seine Wurzel in die Tiefe schlägt und gegen das Veralten und Erkalten des Geschlechts die beste, ja, die einzige Bürgschaft zu geben scheint. Und dies ist nicht bloß von den Künsten gesagt.

Meine äußere Lage war in diesem Jahr eine durchaus prekäre, ja in mancher Rücksicht bedenkliche gewesen. In Hamburg hielt mich, eigentlich ohne Autorisation, 1. die Überzeugung, daß die Stader Zollverhandlung doch einmal wieder hierher kommen müsse; 2. der Umstand, daß ich im vorigen Herbst mein Haus auf ein Jahr von Himmelfahrt 1827 gemietet; 3. die gerechte Abneigung, irgendwo im Lande ein durchaus provisorisches Domizil zu suchen. (Noch immer nämlich wollte mich die Hoffnung nicht verlassen, daß sich ein fester Wirkungskreis irgendeiner Art nach Beendigung meiner Kommissionen zeigen werde.) Ich war nun allerdings auch noch immer vom Departement als Kommissarius betrachtet, und auf meine Vorfrage war es mir freigestellt, ob ich meinen Aufenthalt in Hamburg für notwendig erachten würde; insofern also war ich gedeckt, formell wenigstens. Aber meine Diäten hatten von der Mitte Dezember 1826 an aufgehört; dabei mehrten sich die Bedürfnisse durch das Heranwachsen der Kinder, und was das schlimmste war, keine Aussicht eröffnete sich in der Zukunft. Unter solchen Umständen nun, bei zunehmendem Alter, welchem überhaupt weder mehr das Glück so günstig wie der Jugend, noch welches selbst zu neuer Unternehmung und Beginn anderer Bahnen geneigt oder geschickt ist, bei, — durfte ich es mir trotz der schönen Worte leugnen? — bei merklicher Ungunst mächtiger Männer, gehörte wahrlich nicht ein kleiner Grad von Zuversicht und Glauben dazu, um nicht nur im allgemeinen den Mut, sondern auch die Laune, die Empfänglichkeit aufrecht zu erhalten, welche dem Familienvater so nötig ist. Warum sollte ich es leugnen, daß mir manchmal schlimm zu Sinne gewesen, daß bittere Empfindungen die Ober-

Hand für kurze Zeit gewonnen, daß es sich wie gekränkter Stolz in mir geregt, die Zukunft mir furchtbar erschienen, daß ich das Reich der Möglichkeiten durchflogen, wie loszukommen aus Verhältnissen, in denen ich nur ein langsames, nutzloses Verzehren der Geistes- wie der Geldkräfte voraussah. — Aber ich darf es doch sagen, daß wir diese Gedanken nicht Oberhand gewinnen ließen, daß wir, das Unvermeidliche hinnehmend, wie es werde gegeben werden, mit Vertrauen auf die Leitung dessen sahen, der uns bis hierher geführt, und der Unsern keinen die Sorgen fühlen ließen, die in den stillen Abendstunden doch jezuweilen ausgetauscht wurden. Noch sparsamer und sorgfältiger als vorhin ward nun noch mit den Ausgaben geschaltet; ich darf es sagen, es ist uns kein Thaler durch die Finger gefallen; es ist am Wesentlichen nichts abgedarbt worden. Doch verleidete uns allerdings diese allzu ängstliche Sorge den Aufenthalt in Hamburg, wo des Geldes so viel ist und wo niemand sich einschränkt, selbst der nicht, der von fremdem Gute zehrt. Was einige hellere Aussicht am Schluß des Jahres darbot, war die Wiederanknüpfung der Verhandlungen mit Hannover, die seit einem Jahre geruht hatten. In den Pfingsttagen d. J. besuchte mich der hannoversche Oberzolldirektor Baron Grote und eröffnete mir unter den schmeichelhaftesten Bezeugungen der Achtung, die er aus meiner bisherigen Teilnahme an der Verhandlung geschöpft, er wünsche hier den Antrag zu machen, man möge mit Beseitigung der Kommission von hier aus zwei Mitglieder des Senats nach Hannover senden, um vertraulich die Grundlagen eines neuen Tarifs zu besprechen, wo sich dann das andere finden werde. Ich billigte den Gedanken sehr und gab die Männer an, welche mir zu der Sendung tauglich schienen. Ich ließ es mir hier nun angelegen sein, diesem Vorschlage Eingang zu verschaffen, und bearbeitete beide designierte Abgeordnete, die meine Freunde waren, in dem Sinne einer vernünftigen Nachgiebigkeit. Alles gelang im wesentlichen. Nach manchen Zögerungen reisten die beiden Senatoren Ende Oktober nach Hannover, wurden gar freundlich aufgenommen, jede Feierlichkeit und Zurückhaltung aus den Konferenzen verbannt, und nach vier Wochen ein neuer Entwurf zustande gebracht, der mit wesentlichen Verbesserungen doch Hannover eine fast zu ansehnliche Einnahme sicherte; außer-

dem eine Vereinbarung über andere Punkte. — Alles ward mir sogleich mitgeteilt und zugleich der Wunsch geäußert, daß ich, mit Vollmachten versehen, weiterhin mit den Hamburger Abgeordneten zugleich nach Hannover kommen und dort die Sache zu Ende bringen möge. Hamburg unterwarf einstweilen die eingelieferten Vorschläge der Prüfung, während ich solche nebst ausführlichen Berichten am Schluß des Jahres meiner Behörde einsandte; und zugleich, da nunmehr eine neue Epoche der Thätigkeit in Verhandlung, zuvörderst mit Hamburg eingetreten sei, um Wiedergenuß der Diäten oder deren Äquivalent ansuchte. Den Erfolg dieser Anträge, den Gang des Geschäftes selbst mußte ich einer durchaus ungewissen Zukunft anheimstellen. Es war bei der Art, wie das Departement von dem 81jährigen Grafen Schimmelmann verwaltet ward, auf nichts mit Sicherheit zu rechnen. Keine Zeit konnte als Grenze der Verschleppung einer Angelegenheit bezeichnet werden. Noch war mir keine Zeile der Billigung oder Mißbilligung, keine Empfangsanzeige der vor einem vollen Jahre eingesandten Lüneburger Verhandlungen zugekommen. Unbekanntschaft mit jedem Rechts- oder publizistischen Geschäft im Departement war die Ursache dieser Vernachlässigung, und mit der moralischen Gewißheit, daß sie nicht gelesen würden, sandte ich meine Berichte ab; meine ganze Hoffnung beruhte auf der Kanzlei, wo Jensen dies Fach mit großer Tüchtigkeit bearbeitete. Die angeborene Schüchternheit des Chefs ließ auch die entferntesten Beamten wenig von kräftiger Verwendung für ihre persönlichen Interessen hoffen. Die Anfertigung französischer Depeschen, deren Sinn oft kaum zu entziffern, deren Inhalt selten mehr als die oberflächlichste Betrachtung war, schien die ganze Summe der Thätigkeit.

Und das in einem Augenblick, wo die politische Konstellation mit Stürmen von mehreren Seiten drohte. In Frankreich hatten die neuen Wahlen den der Richtung der Regierung, dem Jesuitenwesen entschieden widerstrebenden Sinn der Nation auf bedenkliche Weise beurkundet. Man sprach es schon aus, daß nicht sowohl das Ministerium, als der Herrscherstamm der Freiheit und dem Wohle Frankreichs im Wege stehe, kein volkstümliches Ministerium unter jenem bestehen könne. In England, nach Cannings beklagenswertem Tode, ein ungleich zusammengesetztes, schwankendes Mini-

sterium ohne Kern; zugleich der ursprüngliche Widerstreit zwischen dem aristokratischen und demokratischen Element lauter und feindseliger als je ausgesprochen. Infolge der griechischen Frage eine ernste Spannung zwischen England und Rußland, die durch einseitige Schritte des letzteren gegen die Pforte leicht gesteigert werden konnte. Die Halbinsel in einer namenlosen Verwirrung und Zerrüttung. Der alte Sauerteig wieder aufgärend trotz der Beschwichtigungen des österreichischen Beobachters; und nun nach so vielen Erfahrungen, nach so langer Zeit des Bedenkens mit klarerem Bewußtsein als je zuvor. ‚Die Welt unter das Joch des Jesuitismus gebeugt, oder seine Spur und die seiner Anhänger vertilgt', — schien die Losung.

Unter solchen Auspizien, unter den sich aus allem Vorhergehenden entwickelnden Betrachtungen beschloß ich dies Jahr. Nicht heiter noch muterregend waren die Aussichten. Doch wir hatten schon Schlimmeres erlebt, und ‚Mit Gottes Hilfe wird es schon gehen', so schieden wir am Neujahrsabend, den ich mit meiner Frau einsam beschloß. Daß es der letzte in Hamburg sein werde, war nun wohl kaum mehr zweifelhaft, da beide Höfe entschieden schienen, die Kommission hier nicht wieder zusammentreten zu lassen. Ob Altona? ob Kiel, wohin wir lieber gegangen wären?"

Wir sind bis zum letzten Abschnitt der Arbeit gelangt, denn, wenn dem Verfasser der Lebenserinnerungen auch noch 20 Lebensjahre beschieden waren, so reichen seine Aufzeichnungen — einigermaßen vollständig, doch nicht weiter als bis zum Jahre 1833.

Viele Todesfälle sind es, denen wir zunächst in seiner Erzählung begegnen. Über das Ableben seiner Schwiegermutter und ihrer Freundin Sieveking haben wir ihn an einer andern Stelle sich aussprechen hören*) und folgen nun seinem Berichte über den kurz auf einander folgenden Heimgang dreier ihm befreundeter Persönlichkeiten.

„Im April des Jahres 1828 starb der Professor Hartmann, Redakteur des Korrespondenten, den ich zu meinen Freunden zählen

---

*) Vgl. Bilder aus vergangener Zeit, T. II, 2, Kap. 10.

durfte; wenn wir uns gleich nicht oft ſahen, doch mir und allen Guten nahe verwandt durch ein reines, freies, jedem Edeln und Rechten unerſchütterlich treues Gemüt, einen warmen, lebendigen Sinn. Er war ein kindlicher, frommer Menſch wie Beſſer, überſtrömend von Geiſt und Leben; eben dadurch unbeſtändig im äußern Treiben, vielleicht nicht gründlich genug im Wiſſen; er hatte manches verſucht, war bei Böttiger und Millin geweſen, hatte den öſterreichiſchen Beobachter geſchrieben, und war endlich in Hamburg durch eine liebe kleine Frau und ehrenvolle und einträgliche Beſchäftigung gefeſſelt worden. Fünf kleine Kinder waren ſeine Seligkeit, und er war allen Kindern hold. Meinen Jungen hatte er einen Letterkaſten geſchenkt, der ſie oft beſchäftigte. Wir waren neuerlich in viele Berührungen gekommen, weil wir beide für des wackern jungen Dr. Peterſen Anſtellung beim Gymnaſium arbeiteten, und begegneten uns übrigens in vielem. Wo der geiſtigen Elektricitätsträger ſo wenige ſind wie in Hamburg, und von den wenigen noch ſo wenige die Grazie des Herzens mit freiem Blick verbinden, findet und hält man ſich leicht. Wir rechneten auch abweſend auf einander mit Zuverſicht. Solche Menſchen geben eine ſo große Sicherheit im Leben; ſie ſind wie ein Schatz, deſſen man ſich in der Not vertröſtet und der auch nie im Stich läßt. — Um die ſtille Woche ward Hartmann krank; es ſchien eine ſimple Halserkältung; er aß einigemale außerhalb des Hauſes in den Feſttagen. Mit Schrecken hörte ich nach acht Tagen, er ſei gefährlich krank; die Frau erzählte mir in großer Not von den wunderlichen Symptomen, die auf ein bald im Kopf bald in der Bruſt wanderndes Podagra deuteten; Dr. Birkenſtock hatte doch gute Hoffnung, er ſelbſt nicht; wenn man es nicht abgewandt hätte, würde er von Frau und Kindern ſchon am 20. April Abſchied genommen haben. Aus nur allzu gewöhnlicher Verzärtelung wich man dem um ſeinethalben aus, und er entbehrte eine große Stärkung, die Nachgebliebenen eine wohlthätige Erinnerung. Die Nachrichten waren erträglich, doch ſchwankend. Am Mittwoch, den 23., früh ging ich, um darauf zu dringen, daß Dr. Heyck zugezogen würde; da war er in Krämpfen am Morgen geſtorben. Mich hat lange nichts ſo erſchüttert. Ich fühlte, daß von Jahr zu Jahr die Zahl derer, die mir lieb waren in dieſer Stadt, ſich verminderte, ſo ſchmerzlich. Die Stadt, das

Gymnasium verlor durch sein reges wissenschaftliches Interesse viel; er war allgemein geliebt. Selten habe ich eine so zahlreiche Folge erlebt wie die, welche ihn am 28. April zu seiner Ruhestätte auf St. Nikolai Kirchhof brachte. Ich war hinausgegangen und sah den Zug die lange Allee herkommen. Pastor Strauch, sein ältester Freund, sprach in seiner gezierten Weise am Sarge; aber alle Gesichter waren trübe; der helle Frühling fand ihn nicht mehr unter der Zahl seiner Freunde; seine Frau ehrte sein Andenken durch edle Haltung. Möge ihr und den Kindern die Wohlthat vergolten werden, die er an andern übte!"

Des im folgenden Jahre erfolgten Todes der Dümpfel ist mit einigen Worten bereits in der Einleitung zum ersten Teil gedacht worden und wir lassen hier nur noch folgen, was er des weiteren über jene Zeit berichtet: „Die Welt", so hörten wir ihn dort schließlich sagen, „ist eine Republik geworden, in der nur wesentliche innere Vorzüge mehr eine Auszeichnung geben, dann aber auch eine sicherere, wenn auch nicht eine leichtere. Meine Gespräche mit Meta Dümpfel beschränkten sich aber nicht auf äußere Abzeichen der alten Zeit, auf Haarbeutel und Hemdknöpfe, sondern gingen mehr auf das innere Leben jenes ausgezeichneten Kreises, von dem sie ein Mitglied gewesen war. Das innere aber spiegelt sich nur zu oft im äußeren Leben ab. Ein wenig viel Schönthun und Zärtlichkeit war die schwache Seite auch der edleren Geister, und von dieser Richtung war die gute Meta nicht freigeblieben. Wie hart muß solchen Überlebenden die Berührung mit unserem trockenen, meist gerade auf die Sache gehenden Geschlechte sein? — Meta hatte früher mit einem heftigen Charakter, der die ungleiche Verteilung der Gaben und der Geschicke nicht immer leicht trug, zu ringen gehabt; sie hatte überwunden, nachdem die Jahre der Hoffnung und der Ansprüche geschwunden waren. Sie hatte ihren Frieden mit Gott und mit der Welt gemacht, und einen dauerhaften. Sie hätte Altermutter vieler Enkel sein können, und sie wäre nicht anders gewesen. Man sprach von einer einzigen, längst begrabenen Liebe zu einem Schweizerjünglinge Orelli, die sich nun an den Himmel knüpfte und nur in manchen empfindsamen Andenken fortlebte. Ein späteres inniges Verhältnis war eine Seelenfreundschaft mit dem würdigen Züricher

Altvater Antistes Heß, der einige Jahre älter als Meta, vor etwa einem oder zwei Jahren, den 90ern nahe oder darin, starb. Mit ihm, den sie nie gesehen, ward ein regelmäßiger Briefwechsel durch einige Menschenalter fortgeführt; es gingen die Blätter, die Silhouetten, die gesandten Schriften, mitunter ein getrocknetes Früh- oder Spätblümchen bald durch die Post, bald durch reisende Schweizer, die göttergleich empfangen wurden, hin und wieder. Ich habe von den Briefen des Greises manche gelesen, die so waren, wie man sie nicht mehr schreibt, apostelgleich und in freudiger Erwartung der Heimfahrt; sie bestellten sich vor Gottes Thron, und der Freund wartete nicht lange. Meta entschlummerte sanft und ohne Leiden, wie sie denn auch nie krank gewesen war, bis zum letzten Augenblick im Besitz voller, wenn auch weniger scharfer Sinne. Vierzehn Tage vor ihrem Tode erhielt noch die Mutter ein Brieflein von ihr, mit alter Herzlichkeit und ohne Brille geschrieben. Ein solches Alter ist ein Segen. Gott gebe uns, was uns frommt, vor allem aber die Milde und getroste Zuversicht der alten Meta. — Ihre Nichte, die sogenannte junge Meta, wohl an 60 Jahre alt, Klopstocks Stieftochter, ist nun das letzte Überbleibsel jener untergegangenen Welt. Sie verhält sich zu der alten etwa, wie die Helden vor Troja zu den Heroen.

Klopstock selbst, der Patriarch der neueren deutschen Dichtkunst, tritt dem heutigen Geschlecht täglich ferner, das den wüsten, ungemütlichen Hamann aus seinem Grabe heraufbeschwört, um Abgötterei mit ihm zu treiben. Ich erkläre es mir dadurch, daß dieser sich gab, wie er war, jener eine viel edlere Natur mit etwas Dekoration und Selbstbewußtsein zu heben bemüht war. Biblische Christen zu sein, war beider Stolz, und beide hatten oben drüber noch etwas Hochmut, der, bei dem einen gedemütigt, bei dem andern genährt und verzärtelt, ihre Farbe und Haltung bestimmte."

Und auf einen dritten, einem ganz andern Lebenskreise Angehörigen, kommt Rist dann zu sprechen, dem wir so oft in seinen früheren Berichten begegnet, seinen am 3. März 1829 entschlafenen Freund Tilemann Müller nämlich: „Noch einer der Jugendgenossen", so schreibt er, „ward hinweggenommen, der treue Franke, der gemütliche Sänger und Dichter als Begleiter auf der ersten

Argonautenfahrt nach Kopenhagen, später als Bauer in Angeln, wo er der Landwirtschaft schlechterdings abhold, seine Zeit der Erziehung fremder Knaben widmete; in großer Beschränktheit und Genügsamkeit lebend; doch, wie es scheint, im Gefühl verfehlter Bestimmung nicht immer heiter, an der Seite seiner edeln Gattin Christiane, die im Hause selbst herrschend und dienend, keine Arbeit verschmähend, uneingedenk früherer Gewohnheiten und Hoffnungen, stets unverwüstbare Heiterkeit in sich trug und verbreitete. Müller hatte gerade vorm Jahr eine schwere, dem Anschein nach tödliche Hals- und Brustkrankheit überstanden, in der sie ihn Tag und Nacht viele Wochen lang allein gepflegt; er erholte sich aber plötzlich, und zwar, nachdem er alle Arznei beiseite geworfen hatte. Freunde erzählten, daß ein Besuch des Pastor Harms aus Kiel, der an seinem Bette gebetet, diese Wirkung gehabt habe. Ich wußte, daß er Harms' Freund geworden und sich seit den letzten Jahren samt seiner Christiane dessen religiöser Richtung mit solcher Strenge zugewendet hatte, daß er dadurch mit mehreren anders denkenden Freunden in Mißverhältnis geraten war. Ich schrieb ihm, um zu wissen, wie es damit zugegangen: ‚Daß die Teilnahme meiner engeren Freunde', so antwortete er mir, ‚und trefflicher Menschen die eigentliche Salbe in Gilead war, der eigentliche Helfer und Arzt in aller Not, das darf ich in aller Demut sagen, denn solange ich dem Mediziner und seiner Apotheke meinen Körper dahingab, wurde ich mit jedem Tage schwächer und kränker, konnte kaum mehr mein kleines Stübchen auf- und abgehen. Da entschloß ich mich — es war Sonnabend vor Palmarum — bestimmt und kräftig, wenigstens die stille Woche uud das Osterfest dem Doktor und Apotheker abzusagen. Meine süße Christiane, welche den Palmenkranz in meiner Krankheit erworben hat, und der Doktor, der an demselben Tage mich besuchte, schüttelten die Häupter und mahnten ab; sie meinten es ja herzlich in Liebe und Freundschaft, aber ich blieb entschlossen. Abends gegen 9 Uhr verließ mich der Doktor, und von 9 Uhr, wo ich zu Bette ging, bis zum andern Morgen schlief ich ruhig, und so ist es geblieben bis auf diesen Tag. Mit meinem Entschlusse, mich einem höheren Arzt anzuvertrauen, erhob sich mein Geist, und der Friede über alle meine Vernunft zog in mein Herz, so daß mir die stille

Woche zu meiner Genesung und Ostersonntag meine Auferstehung wurde. — Du weißt nun, daß ich nicht durch ein hohes theologisches Wunder, sondern durch den Glauben, die gewisse Zuversicht, des, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet, gesund geworden bin.' Es gefiel aber Gott nicht, die redliche, fromme Seele länger in irdischen Banden zu halten. Der letzte Winter regte das alte Übel wieder auf. Nach schweren, unbeschreiblichen Leiden, in denen ihn auch der Gleichmut und die Geduld verließen, entschlief er und ließ seine Christiane kinderlos zurück mit seiner alten Schwester, einer Büraerin aus dem Rhöngebirge bei Schmalkalden, die vor 60 Jahren den Weg zu Fuß nach Kopenhagen gemacht, um bei ihrem Bruder ihr Leben zu beschließen. Ein Brief von mir hatte der seinem Tode ihn noch erfreut. Die ganze Nachbarschaft beklagte den wackeren, teilnehmenden Freund. Die Bauern des Dorfes trugen ihn zu Grabe, und Christiane, zu einem hohen Schwung des Gefühls gesteigert, gab ihm den Leichenschmaus nach alter dänischer Sitte. Er ruhe sanft im Grabe!

„Anfang Oktober", heißt es dann ferner, „kehrte mein treuer Erich Berger von seinem Besuche bei Graf Portalès in Paris, der mit einer Schwester seiner Frau vermählt war, zurück, und verweilte einige Tage bei uns mit seiner Anna. Dem Freunde war unter den ägyptischen Großstädtern, wo auch die Gelehrten Weltbürger sind, kaum behaglich geworden, aber der Aufenthalt in dem Hause des zu jener Zeit entlassenen Ministers hatte mancherlei politisches Interesse gewährt. Leichter gerüstet und leichter befriedigt, kehrte um dieselbe Zeit mein Freund Pfaff von einer Reise nach Paris und London zurück, voll neuer und reicher Erfahrungen. Beim Aussteigen aus dem Dampfboot plumpte er ins Wasser und wäre ohne die Hilfe des Engländers Dr. Bowring, der schon im Boote stand, ertrunken.

Im Anfang November machte ich die Bekanntschaft dieses geistreichen Reisenden, auf seiner Rückkehr von Kopenhagen, wo ihm von höchsten und hohen Herrschaften sowie von den Gelehrten große Aufmerksamkeit bezeugt worden. Seltene Bildung, Witz, überraschende Fertigkeit in allen lebenden Sprachen, machten ihn

zu einem sehr angenehmen Gesellschafter. Er hat Anthologieen mehrerer Nationen in sehr vorzüglicher englischer Übersetzung herausgegeben und ist Hauptredakteur des ‚Westminster-Review‘, dessen Farbe, ein doch gewiß nicht geistloser Radikalismus sein soll, um so die Trias der Reviews nach den Hauptparteien zu füllen. Im Gespräch erschien Dr. Bowring so gemäßigt als unbefangen seine Mißbilligung beider anderer Parteien zu bekennen. Für einen gefährlichen Radikal, wie er geschildert worden, möchte ich ihn nicht halten. Seine Züge erinnerten im Schönen an Perthes. Zu gleicher Zeit mit ihm, und leider zu seinem Nachteil, hielt sich der aus Kolumbia verbannte General Santander hier auf, dem ich bei Bokelmann, Sieveking und Canning verschiedentlich begegnete. Ein anspruchsloses und schlichtes Wesen nimmt zu seinen Gunsten ein, aber selbst die nötige Vorsicht in Anschlag gebracht, möchte ich glauben, daß dieser Mann auch an natürlichen Gaben, geschweige an Bildung, tief unter der Rolle stehe, die er zu spielen unternommen. Er soll sehr reich sein, und es fehlte nicht an gehörigen Glossen über die Art, wie er die Güter erworben. Soviel wissen wir, daß er hier von Borg zu leben behauptete und fast mehr als sparsam wirtschaftete. Er fühlt und gesteht den Mangel an Bildung und hofft ihn durch einige Jahre Aufenthaltes in Paris auszufüllen. An der Konversation mit ihm merkte ich, daß ich nicht mehr geläufig spanisch rede. Mit ihm waren zwei ungeschlachte Jünglinge, deren Gesichtsbildung des liebenswürdigen Mexikaners Goroktizas Bemerkung zu bekräftigen schien, daß nach Verlauf einiger Generationen die Züge der spanischen Creolen etwas Affenartiges unabänderlich annehmen.“

Unter solchen Erlebnissen war das ereignisreiche Jahr 1830 angebrochen. Unser Verfasser hatte seine Wohnung in Hamburg aufgegeben und war nach Altona gezogen, wo die Söhne das Gymnasium besuchten; aber gleich im Beginn des Jahres trug sich in Hamburg eine Begebenheit zu, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, und der wir die anziehende Schilderung der Wirksamkeit eines Mannes von seltener Vortrefflichkeit verdanken, welcher in Erfüllung seiner Berufspflichten seinen Tod gefunden.

„Eine heftige Feuersbrunst", so erzählte Rist, „die den ganzen Horizont über Hamburg weit erleuchtete, brachte einem von mir wegen seiner Verdienste und Biederkeit hochgeschätzten Mann ein schnelles und unerwartetes Ende. Ich hatte Repsold seit mehr als 20 Jahren gekannt, und wir standen, ohne besonders nahe Beziehungen, in einem sehr freundschaftlichen Verhältnis. Bei der ersten Bekanntschaft hatte mich des Mannes große, freie Stirn, sein helles, geniales Auge, das so ganz außer Verhältnis zu seinen übrigen handwerkartigen Formen und Sitten stand, angesprochen. Durch und bei meinem Nachbar, dem Astronomen Etatsrat Schumacher, der sein innigster Verehrer und wärmster Freund war, hatte ich ihn immer mehr schätzen gelernt. Ich pflegte ihn zu besuchen, wenn er bedeutende Arbeiten und Versuche der Reife nahe hatte, wo er denn in seiner schmutzigen Werkstatt, ein handfester Metallarbeiter, mit der Hand und noch mehr mit dem Kopfe sich thätig zeigte. Die hannöversche Marsch war sein Vaterland, seine Sprache, in der sich sein Wohlwollen und seine innersten Gedanken äußerten, nur plattdeutsch, der Ton seiner Stimme, der Ausdruck seines ganzen Wesens so sicher und kräftig wie sein Handwerk. Sein äußerer und innerer Sinn aber so klar, seine Perzeptionen so scharf, sein mathematischer Instinkt so vollkommen, daß er in der Verfertigung sinnreicher Instrumente, welche freilich erst in den letzten Jahren seine Hauptbeschäftigung war, eine Vollendung erreichte, die vor ihm nur Troughthon und Reichenbach kennen gelehrt hatten. Schumacher ermunterte ihn und benutzte diese Richtung, die einen harten Stoß bekommen hatte, als Davoust seine am Stintfang belegene kleine Sternwarte bei der Befestigung Hamburgs zerstören ließ. Durch diesen warmen Freund wurde er bald anerkannt und gewürdigt im ganzen Kreise der Astronomen, und nicht ohne inniges, gerechtes Behagen übernahm er noch im letzten Jahr Bestellungen, die vonseiten schottischer und sogar englischer Sternwarten auf einen Zenithsektor und einen Pendelapparat an ihn ergangen waren. Die höchste Tüchtigkeit und Sauberkeit der Ausführung war nur eines der Verdienste seiner Instrumente, den größeren und eigentlich künstlerischen Wert gab er ihnen durch die Anwendung der sinnreichsten Methoden, um die Quelle der Fehler zu entdecken, die gegen die Forderung der höch-

sten Genauigkeit gehalten, welche die Wissenschaft macht, jedem mit Händen gemachten Werkzeug anklebten, und diese Fehler auf ein unendlich kleines Minimum zu reduzieren. Die Instrumente, deren sich Schumacher und er bei der Messung der Basis zu dem ersten Triangel für die holsteinische Vermessung bei Ahrensburg bedienten, gaben davon unter vielem andern einen Beweis, wie weit menschlicher Scharfsinn und Erfindungskraft, von der Kunst unterstützt, es in der Annäherung an die Forderungen der Wissenschaft bringen kann. — Repsold war seit 20 Jahren Hamburgs Ober-Spritzenmeister. Er hatte diesen Zweig durch Verbesserung der Spritzen, sowie des Mechanismus der Arbeiten auf eine große Höhe gebracht und zugleich durch unzählige Arbeiten für das Departement der Leuchtfeuer die wesentlichsten Dienste geleistet. Keine Aufgabe war ihm zu schwer. Als Autodidakt aber verschmähte er fremde Erfahrung, wollte alles selbst erfinden und ging so, oft auf Umwegen, zur Vollendung. Eigensinnig achtete er u. a. die englischen Leistungen in seinem Fach gering, bis ein kurzer Aufenthalt in London vor 4—5 Jahren, der bei seiner Unbeholfenheit und gänzlichen Unkunde der Sprache und der Welt die wunderlichsten Auftritte lieferte, ihn in dieser Hinsicht einigermaßen belehrte. Seine Verdienste wurden auch von unserm Könige gewürdigt und durch Verleihung des Danebrog-Ordens anerkannt. Er lieferte verbesserte Spritzen nach Kopenhagen; es mögen 10 Jahre her sein, als ich aus der Kanzlei ersucht wurde, Notizen über die Hamburger Feuerordnung und namentlich die den Handanlegenden erteilte Instruktion über die Behandlung der Feuersbrünste zu verschaffen. Ersteres gelang mir vollkommen. Als ich mich der letzteren halber an ihn selber und an meinen alten Leonhard Wächter wendete, der eine Zeit lang sein freiwilliger Adjunkt gewesen, erfuhr ich, daß er nie auf Instruktionen etwas gehalten, die Rohrführer selbst gewählt und herangezogen, und wie ein tüchtiger Kerl durch Zusehen besser lerne, was in den einzelnen, stets verschiedenen Fällen zu thun und zu lassen, als durch Vorschriften, die ihn nur irre leiten könnten. ‚Was Instruktionen!‘ sagte er, als ich insistierte, ‚ich habe nie eine andere Instruktion zu geben als: Gah dat Führ so dicht op'n Liff, als du kannst, un nimm' di in Acht, dat du dir die 'Näs nich verbrennst.‘ Diese Weisung befolgte er selbst mit unerhörter

Dreistigkeit und Kaltblütigkeit. Vor vielen Jahren wurde er von einem einstürzenden Bau halb zerschmettert, genaß aber und wurde nicht vorsichtiger.

Am 15. Januar aß er in einer kleinen heitern Gesellschaft bei meinem alten Freunde Schuchmacher, der nun 84 Jahre alt ist, zu Mittag, mit seinem Herrn Vetter, wie er den Etatsrat Schumacher scherzhaft zu nennen pflegte. Von letzterem habe ich die folgenden Umstände in der ersten Aufregung des tiefsten Schmerzes erzählen hören. Zum erstenmale in seinem Leben hatte er am Morgen desselben Tages seinen zweiten Sohn, der sein erster Gehilfe in der Werkstätte und zugleich Adjunkt war, zu sich herüberrufen lassen, ihm ein für Etatsrat Schumacher angefertigtes Instrument zu zeigen und ihn zu fragen, wie er es wohl anfangen würde, wenn er es allein fertig machen sollte. Zu Mittag war er in bester Laune, sprach nach Gewohnheit viel und trank nicht wenig. Die Gegenwart eines Arztes veranlaßte ein Gespräch über Scheintod. ‚Scheintot', fiel Repsold ein, ‚Scheintot is nich meine Partie, recht tot oder gar nich, da holl ick es mit.' Einen schnellen und unerwarteten Tod wünschten beide dem alten Wirt, und er sich selbst angelegentlichst. Wenige Minuten vor dem Erklingen der Feuerglocke reichte er dem Etatsrat Schumacher, der durch einen Nachbar von ihm getrennt war, ohne Anrede, ohne eine sichtbare Veranlassung, die Hand und drückte sie ihm stark und kräftig. Nicht lange nachdem der Lärm ausbrach, brachte man ihm seine Uniform, leider diesmal zu seinem Verderben. Er verließ in heiterster Stimmung die Gesellschaft, nachdem noch über seine Art, den Degen zu tragen, gescherzt worden war. Kaum auf dem Stubbenhöck angelangt, wo es brannte, und während der ersten Besichtigung des Feuers, zu dessen Behuf er von hinten durch das brennende Haus gegangen und auf die Straße getreten war, stürzte eine Steinmasse vom Giebel und erschlug ihn in demselben Augenblick, in der Nähe seines Sohnes. So ward sein Wunsch erfüllt. Aber Schauder und Betrübnis ergriff die ganze Stadt, die so oft Zeugin seiner unerschrockenen Amtsführung gewesen war. Es war ein Biedermann weniger, und was in Hamburg noch seltener ist, einer von jenen hellen, eigentümlichen Geistern, die Licht um sich verbreiten und die Zeit vorwärts rücken."

Nachdem der Verfasser noch dreier anderer Todesfälle gedacht, von Personen, die seinem Herzen weniger nahe gestanden als diejenigen, deren soeben erwähnt worden, und dann über einen kleinen Ausflug berichtet, den er mit den Söhnen während der Schulferien in der zweiten Hälfte des Juli unternommen, lassen wir ihn, wie folgt, fortfahren:

„Wenig ahnten wir auf unserm sorglosen Streifzug, welche Scenen inzwischen dieselbe heiße Sonne beleuchtete; unterwegs empfingen uns die Ordonanzen, in Flottbeck meldete Poel in großer Spannung die ersten Volksbewegungen, und nun folgten sich täglich, ja fast stündlich jene großen welthistorischen Ereignisse, welche nach 40jähriger Gärung eine neue Phase der Revolution bezeichnen, eine furchtbar erhabene und zugleich wohlthätige Offenbarung des Weltgeistes — ein liebliches Säuseln nach dem vollendeten Donner, der die schwüle Stille unterbrach, die seit 1816 auf Europa ruhte. Diese Stille hatte auch nach dem langen Kampf ihr Wohlthätiges gehabt. Die rastlosen Kämpfe der auf ihr Inneres angewiesenen Gesellschaft leisteten für die Erleichterung und Verbesserung der geselligen Zustände Unglaubliches. Die Künste, die Wissenschaften blühten, die Erfindungen drängten sich, die Entfernungen kürzten sich ab, die Städte, jeder Flecken verschönerten sich, wohlfeile Zeit vervielfachte die Genüsse, weitreichende Unternehmungen beschäftigten die Köpfe und die Kapitalien, welche lange nur dem Augenblicke vertraut und gedient hatten. Und woher dann dessen unerachtet der Zweifel, die Unruhe, das unbefriedigte Gefühl der Zeitgenossen? Keinem war genug geschehen. Dem dritten Stande, der sich als der erste fühlte, konnte es nicht entgehen, daß die Machthabenden und die Bevorzugten die Mündigkeit des Volkes zu ihrem Vorteil zu benutzen suchten, daß die großen Lehren vergessen, ja in die Klasse seltsamer Lufterscheinungen gesetzt werden wollten, die zu den Ausnahmen gehören. Den Fürsten und ihrer Umgebung ging es zu langsam mit der Reaktion und es zeigten sich üble Vorbedeutungen. Griechenland, Spanien, Portugal hielten die Teilnahme an Freiheit wach, die Höfe schienen für ein gemeinsames Interesse verbunden, aber es fehlte die Einheit; in ihrer Gesinnung hatten sich längst Österreich und Preußen, England und Rußland getrennt; bei ungeheurer Produktion fehlte

dem Kaufmann der Absatz, dem Produzenten lohnende Preise; die Staatsmänner wären zufrieden gewesen, wenn man ihnen die Fortdauer ihrer Behaglichkeit hätte versprechen können. So trieb alle ein dunkles Unbehagen, überall forderte man mehr als geleistet wurde, nur in Preußen billigte das Volk die vorschreitende Bewegung. In Frankreich stellte sich der Stolz einer großen Nation einer durchaus verkehrten und verblendeten Richtung entgegen. Die Freiheit oder die Gleichheit vielmehr hat in einigen Tagen alles, was sie seit 15 Jahren verloren, wieder erobert und über das Alte auch einen großen Schritt hinaus gethan. Ein Bürgerkrieg, freie Wahlen, Gleichheit der religiösen Bekenntnisse, und Gleichheit des Rechts für alle! Wie Riesen der Vorzeit aus titanischem Geschlecht erhoben sich mitten in dem zahmen Europa diese verpönten Erscheinungen aus dem Boden; die drei Farben wehten als Symbole einer neuen Zeit über ganz Frankreich."

So weit des Verfassers damalige Aufzeichnungen. „Einige Jahre der Regierung des Bürgerkönigs genügten, um ihn zu überzeugen, daß gleiches Recht für alle ein Traumbild geblieben. Sie haben in der ersten Revolution viele Decennien politischer Entwickelung im voraus verschluckt und können mit der Verdauung nicht fertig werden", so meinte er später, ohne darum den endlichen Sieg des Rechts zu bezweifeln.

Und indem er noch mit gespannter Aufmerksamkeit die Fortschritte der Bewegung von Paris aus in weitere Kreise verfolgte, klopfte schon der Finger der Zeit, mit dem Auftreten Lornsens in Kiel, an die Thür seiner eigenen Heimat. „Ein Mann war es, dessen hohe kräftige Gestalt im Einklang stand mit seinem hohen Sinn, gleichwie der Ausdruck von Entschlossenheit in seinen Gesichtszügen und seinen Bewegungen mit der genialen Kraft seines geistigen Wesens. Voll edler Herzenswärme und in hohem Maße selbstlos, verband sich in ihm ein klarer, mathematisch angelegter Verstand mit einer enthusiastischen Richtung, die seinen Aufwallungen, in Unwillen wie in Mitgefühl, ein ganz eigentümliches Gepräge geben konnte. Was er an allgemeiner Bildung besaß, verdankt er hauptsächlich seinem Lieblingsschriftsteller Jean Paul; ‚zu viel des Stoffes einpacken', hat er wohl scherzend geäußert, ‚schadet der individuellen Entwickelung', und so war er auch mit dem,

was man die höher gebildete Welt nennt, wenig in Berührung gekommen. Nicht umsonst hatte er die freie Luft seiner Heimatinsel Sylt eingeatmet und später der burschenschaftlichen Verbindung in Jena angehört; aber nach Absolvierung seiner juristischen Studien, sich nach Kopenhagen wendend, fand er hier eine Anstellung in der deutschen Kanzlei und warf sich nun zunächst mit der ganzen Kraft seines Wesens auf die vorliegenden Aufgaben, und seine Arbeiten, ausgezeichnet durch ihren markigen Stil und die Klarheit der Darstellung, erwarben ihm bei seinem Vorgesetzten hohe Anerkennung und erregten die Bewunderung seiner jüngeren Mitarbeiter. Sein Verkehr beschränkte sich, abgesehen vielleicht von dieser oder jener Kaufmannsfamilie aus Flensburg, wo er das Gymnasium besucht hatte, ganz auf den Umgang mit den in den verschiedenen Kollegien beschäftigten oder vorübergehend, wie es mit Michelsen und anderen der Fall war, dort weilenden Landsleuten." So traf ihn das Jahr 1830 mit jenen welterschütternden Ereignissen, die alle Geister der Vergangenheit in ihm wach riefen. In den Zusammenkünften mit seinen Freunden war aber von Zuständen, wie sie geworden, und von denen, wie sie waren, nur die Rede, um deren Unhaltbarkeit nachzuweisen. Die Gespräche drehten sich, von Dänemark so gut wie ganz absehend, um den Inhalt einer den Herzogtümern zu gebenden neuen Rechtsverfassung und die Anfertigung einer darauf bezüglichen Urkunde. Zum Landvogte auf Sylt ernannt, verfügte er sich im Oktober von Kopenhagen aus, voll solcher Gedanken, nicht etwa nach seinem Bestimmungsort, sondern zunächst nach Kiel, um hier in Verbindung mit Gleichgesinnten für die Ausführung seiner Entwürfe zu wirken. Seine Persönlichkeit verschaffte ihm rasch Eingang; er gewann warme Freunde, und unter diesen namentlich Hegewisch und dessen edle Gattin, in welcher ihm ein früher nicht gekanntes Ideal anmutigen Geistes und weiblicher Liebenswürdigkeit entgegentrat.

Das, was er zu erstreben suchte, wurde in einem merkwürdigen, der Zensur entgangenen Schriftchen von ihm zusammengefaßt, merkwürdig besonders dadurch, weil er darin, den Beamten völlig außer Augen lassend, als durchaus freier, unabhängiger Mann sich in den stärksten Ausdrücken über die staatlichen Gebrechen ausspricht, und diesen in freimütigster Weise Vorschläge zu einer

Radikalkur folgen läßt. In jener Beziehung wirft er ein verdächtigendes Licht auf die Lage der Finanzen und beklagt sich bitter über den schleppenden Gang einer Verwaltung, die nur am Alten hängen bleibe und unvermögend sei, etwas Neues zu schaffen. Die gesamten höheren administrativen Einrichtungen unseres Landes meint er, bedürften daher einer völligen Umgestaltung. Die baldige Einführung einer Repräsentativverfassung für die beiden Herzogtümer sei das einzige Mittel, um in den Zuständen, wie sie wären, Wandel zu schaffen. Zu einer derartigen Forderung berechtige aber auch der 13. Artikel der Bundesakte; daß dieser sich nur auf die deutschen Lande beziehe, biete kein Hindernis, denn die Herzogtümer bildeten ein Ganzes und die Umgestaltung nur des einen Teils sei jedem Schleswig-Holsteiner undenkbar.

Nachdem er dann in der Kürze angegeben, in welchen Formen sich das öffentliche Leben zu bewegen habe, fährt er mit den Worten fort: „Als unmittelbare Folge dieser Neuerung der Dinge würde sich die gänzliche Trennung der Herzogtümer von dem Königreiche Dänemark in administrativer Hinsicht ergeben. Zwar haben die Dänen seit Jahren ein Bestreben an den Tag gelegt, uns mit sich zu einem Volke zu verschmelzen und selbst in den neueren Zeiten, in welchen bei den Deutschen das Volksgefühl kräftiger als je sich kundgethan, hat man sich nicht entblödet, uns auf unser Sträuben zuzurufen, wir möchten uns doch freuen, lieber etwas, nämlich Dänen, als nichts, nämlich Deutsche zu sein. Spott und Hohn hat zwar die mächtigste und edelste Nation Europas wegen ihrer heillosen Zersplitterung von jeher und von allen Seiten und von allen Völkern auf sich laden müssen. Aber die Zeit hat gezeigt und sie wird fernerhin zeigen, daß auch der Deutsche fortan jedes unwürdige Ansinnen mit Nachdruck zurückzuweisen wissen wird. Jeder Gedanke an eine Verschmelzung muß daher aufgegeben und auch die bisherige administrative Verbindung, als beiden Teilen gleich verderblich, ein Ende nehmen . . . . . Laßt uns Hand in Hand als Brüder, jeder in freier selbständiger Entwickelung, den König an unserer Spitze, der Zukunft entgegengehen, nur der König und der Feind sei uns gemeinschaftlich . . . . .“ Es komme darauf an, aller Orten auf Einreichung von Petitionen im Sinne seiner Schrift hinzuwirken. Die Liebe zum Könige stehe nicht,

wie einige meinten, dem Schritte entgegen, denn unser König sei ein geborener, nicht ein gewählter Bürgerkönig, und wenn andere Bedenken trügen, weil man in jetziger aufgeregter Zeit damit dem Pöbel in die Hände arbeiten würde, so bemerke er dagegen, daß wir in unserm Ackerbau treibenden Staate uns vor keinem Pöbel zu fürchten brauchten, der irgend in Betracht käme, weil es an Fabriken und Manufakturen fehle und unser tüchtiger Bauernstand, in jedem Staate der eigentliche Kern der Bevölkerung, noch nicht durch jene zerrüttende Zersplitterung des Grundbesitzes in Pöbel umgewandelt worden sei.

Die ganze Schrift atmet die Sprache eines Mannes, der alle Brücken hinter sich abgebrochen, entschlossen, für seine Überzeugung zu leben und zu sterben. Was aber die Stimmung des Landes betrifft, so entsprach diese — abgeschlossen, wie er in Kopenhagen gelebt und nur in gelegentlicher vereinzelter Berührung mit seiner Heimatinsel und Freunden früherer Jahre — im allgemeinen gar wenig seinen Bestrebungen. Obgleich die Schrift in tausenden von Exemplaren über Stadt und Land verbreitet wurde, und Freunde der Sache überall zu Lokalpetitionen aufforderten, so wollte dieselbe doch nirgends recht vorwärts gehen und selbst in Kiel nahm die Angelegenheit einen andern als den erwarteten Verlauf; denn nachdem man lange gestritten, ob die Bittschrift direkt oder durch Vermittelung des Kieler Magistrats einzusenden, siegte schließlich die letztere Ansicht, von Magistrat und Bürgerkollegien wurde aber einstimmig der Beschluß gefaßt, die Bitte um Einsendung dieser mit (260 ?) Unterschriften versehenen Petition abzulehnen.

Man braucht sich nicht erst in die damalige Zeit zu versetzen, um sich das Befremden und den Unwillen zu vergegenwärtigen, womit in Kopenhagen dieses unerwartete Auftreten Lornsens aufgenommen wurde, und zwar wirkte es um so peinlicher, weil er sich auf dem Titel der Schrift als früheren Comptoirchef in der Kanzlei und jetzigen Landvogt auf Sylt bezeichnet hatte, gleichzeitig aber mit seinem Auftreten der Kanzleideputierte Höpp im Auftrage des Königs das Land durchreiste, um sich nach etwaigen Notständen zu erkundigen, dadurch aber hier und da Gerüchte eines geheimen Einverständnisses mit der Kanzlei sich Eingang

verſchaffen mochten. Eine in ernſten Worten abgefaßte Königliche Proklamation vom 10. November blieb nicht ohne Wirkung, und wenn von einer beunruhigenden Aufregung im Lande überhaupt hätte die Rede ſein können, ſo verſchwand dieſe völlig und machte einer geduldigen Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, Platz, nachdem auf eine Adreſſe von Prälaten und Ritterſchaft und übrigen Gutsbeſitzern, worin dieſe ſich von den Umtrieben einzelner Übelwollender losſagten, mit dem Hinzufügen, daß die Erhaltung vollkommener Ruhe im Lande geſichert werden würde, falls der König befehlen ſollte, die Wünſche des Landes vernehmen zu wollen — als auf dieſe Adreſſe den Petenten unterm 4. Dezember eröffnet worden, daß die Vorbereitungen zur Erfüllung der Wünſche der Unterthanen in den Herzogtümern nach wie vor fortgeſetzt werden ſollten.

An Lornſen erging der Befehl, ſich unverzüglich auf ſeinen Poſten zu begeben und weiteres zu gewärtigen. Als er, dieſem Befehl Folge leiſtend, in Tondern ſich ſeinem Amtmann, dem Herrn v. Krogh vorſtellte, erklärte er mit größter Freimütigkeit, daß er mit vollem Bewußtſein und aus allen Kräften für eine Sache gewirkt habe und allem, was man gegen ihn vornehmen werde zum Trotz, zeitlebens wirken werde, die er als die rechte erkannt und welcher er ſich geweiht habe. Er hat Wort gehalten, denn ſeines Verhaltens wegen zur Unterſuchung gezogen und durch Erkenntnis des Schleswigſchen Obergerichts vom 31. März 1831, wegen des, unter Verletzung der ihm als Beamten obliegenden Pflichten bewieſenen, die öffentliche Ruhe gefährdenden Verhaltens mit Amtsentſetzung und einjährigem Feſtungsarreſt beſtraft, begann er ſchon während ſeiner Haftzeit, Materialien für eine Arbeit zu ſammeln, beſtimmt, in umfaſſender und erſchöpfender Weiſe die in ſeiner Schrift hingeworfenen Gedanken näher zu begründen. Das nach ſeinem im Jahre 1838 in Genf erfolgtem Tode herausgegebene Werk: ‚Die Unionsverfaſſung Dänemarks und der Herzogtümer‘, in welchem die Geſchichte dieſer Verbindung in ein neues eigentümliches Licht geſtellt und gleichſam prophetiſch gedeutet wird, iſt ein bleibendes Denkmal ſeiner innigen Heimatsliebe gleichwie auch ſeiner idealen, auf Frieden und Verſöhnung gerichteten Geſinnung, und ſo ſteht ſein Name fortan in un-

zertrennlicher Verbindung mit dem Ursprung jener Bewegung, deren Ende erst nach mehr als einem Menschenalter erfolgen sollte, ein Ende, das er ahnungsvollen Geistes im voraus hatte kommen sehen" *).

Nach dieser Abschweifung, die insofern keine zu nennen ist, weil die Angelegenheit, mit der sie sich beschäftigt, Rists ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, und in ihrer ferneren Entwickelung von entscheidender Bedeutung für seine Zukunft geworden ist, lassen wir ihn wieder selbst zu Worte kommen. Er hatte Besuchenden, die Interesse für die Sache zeigten, aus staatsrechtlichen und Klugheitsgründen auf das bestimmteste abgeraten, sich an einer aussichtslosen, der gegenwärtigen Lage der Dinge auf keine Weise entsprechenden Bewegung zu beteiligen. „Den 9. November", so schreibt er dann, „kam der Etatsrat Höpp in Hamburg an. Den 10. speiste ich mit ihm bei Bokelmann und am 11. bei Graf Blücher, wo sich ergab, daß er die Lornsensche Schrift erst in Krempe zufällig kennen gelernt, auch auf dieselbe, sowie auf die ganze Kieler Unternehmung, kein sonderliches Gewicht lege. Eigentliche Not hatte er nur in den nördlichen Marschen des Amtes Tondern und auf Pelworm gefunden, der auch abgeholfen werden solle, sonst überall den besten Geist. Denselben Tag (den 11.) abends kam der Etatsrat Schumacher von einer Reise aus Kopenhagen zurück, auf der er in Schleswig unsern Freund, den Kanzler Spies gesprochen und von diesem eine sehr ernste Ansicht der Sache erhalten. Von beiden wurde ich dringend ersucht, etwas gegen die Lornsensche Schrift zu schreiben. Diesen Wunsch äußerte andern Tages nun auch Höpp gegen mich, der durch empfangene Briefe eine andere Ansicht von der Sache gewonnen. Ich lehnte das Ansinnen nicht ganz ab, fand aber, daß es bei einem bloßen Warnen und Abraten, ohne zu einer befriedigenden Zusicherung ermächtigt zu sein, schwierig sein werde, eine Linie zu halten, auf der ich mich weder gegen die Regierung noch meine Landsleute

---

*) Man vgl. die beredten und warmen Worte, welche S. 343—345 des obgedachten Werkes verzeichnet stehen.

kompromittierte. Konnte ich mit gutem Gewiſſen eine Verwaltung loben, die ſo viel zu wünſchen übrig ließ? Sollte ich meinen guten Namen preisgeben und in den Verdacht eigennütziger Motive bei meinen Landsleuten geraten, um doch vielleicht wegen einer, mir zur Natur gewordenen Freimütigkeit oben ſchlechten Dank zu verdienen? Es ſchien mir das Richtigſte, eine Zeit abzuwarten, wo zum Beſten der guten Sache poſitive Intereſſen zu verteidigen, vielleicht eine vermittelnde Rolle zu übernehmen wäre, auf die ich durch entſchiedenes Auftreten Verzicht geleiſtet hätte.

So ging das Jahr 1830 zu Ende und ich geſtehe, daß ich lange des guten Königs Geburtstag (den 28. Januar) nicht mit ſo vielſeitigen Betrachtungen begangen hatte. Schon ſeit längerer Zeit hieß es, an dieſem Tage werde die Grundlage der künftigen Verfaſſung verkündigt werden. Ein Brief von Spies hatte mir die Hauptzüge derſelben, als vom König ausgegangen, mitgeteilt. Provinzialſtände für jedes der Herzogtümer, die durch erfahrene Männer aus den Herzogtümern näher beraten werden ſollten, übrigens Aufrechterhaltung der adminiſtrativen Verbindung und deren Verſtärkung durch ein gemeinſchaftliches Oberappellationsgericht und eine gemeinſchaftliche Regierung. Wie vieles hatte ſich ſeit Jahresfriſt verändert. An dieſem Tage im Jahre 1830 war der Inhalt der Schulrede des Profeſſors Franſen: das unumſchränkte Dänemark, das freieſte Land in Europa. Heute rühmte des Selektaners Rede ſowie Profeſſor Ohrt die erwarteten Inſtitutionen, die Treue des Volkes in aufgeregter Zeit, und letzterer entwarf in gräßlichen Bildern das durch laſterhafte Regenten über die Völker gebrachte Verderben. Daß eine durchgreifende Perſonalveränderung in der deutſchen Kanzlei bevorſtehe, verlautete ebenfalls ſchon ſeit lange. Zwei wenig thätige Mitglieder ſollten abgehen, zwei neue eintreten. Ich ſah die Hoffnungen ſo ſich ſicher verwirklichen, die von ſtändigen Verfaſſungen in kleinen Ländern billig gehegt werden dürfen. Was der König in der Armee, leiſten ſie in der Verwaltung; ſie entfernen das Untüchtige und rufen das Tüchtigere hervor, die Perſon weicht der Sache und der beſſer umgebene Fürſt regiert nach Grundſätzen, nicht mehr nach Bequemlichkeit und Behagen. Mit ſolcherlei Gedanken den Wünſchen der Freunde näher tretend, ging ich nun wirklich ans Werk, indem ich

m einer Schrift arbeitete, die den Landsleuten einen reinen und reien Standpunkt für die zu erwartenden Verhältniſſe ebene, mit em anſcheinend geringen Reſultat nur beratender Stände ſie ver= öhnen möchte. Meiner im Laufe der Zeit gewonnenen reiferen Überzeugung nach konnten und mußten dieſe alles billig zu Wünſchende leiſten und als notwendiges Mittelglied der Kette unſerer Entwickelungen vom Nullpunkt ab, nicht fehlen. Die Schrift, achgehends gedruckt unter dem Titel: ‚Ein Wort zu meinen Lands= euten in Schleswig und Holſtein‘ überſandte ich dann an Spies, er mich dringend aufforderte, ſie zu veröffentlichen. Ich ließ ſie ndeſſen vorläufig liegen, um mich erſt in Kopenhagen zu überzeugen, ie dort die Sache ſtehe und ob man den Landsleuten mit gutem Gewiſſen Hingebung und Vertrauen raten könne. Es ſtand nämlich chon länger bei mir feſt, das Frühjahr zu einer Reiſe dahin zu enutzen, um mich in der neuen Ordnung der Dinge oder viel= nehr dem Übergange dazu zu orientieren, eine Meinung über das as frommen möchte zu gewinnen und die neuen Behörden näher u beſehen. Inbetreff dieſer erfolgten Veränderung im Staatsrat nd der Verwaltung hatte ich bereits durch einen kurzen Brief Dankwarts Näheres erfahren. Herr v. Möſting als Finanzminiſter nd Direktor der Rentekammer abgetreten und dieſe Poſten reſp. urch Graf Wilhelm Moltke und Schönheider wieder beſetzt; Prinz Chriſtian und Graf Konrad Rantzau auf Breitenburg in den Staatsrat berufen und ebenſo Admiral Bille, Krabbe Miniſter der uswärtigen Angelegenheiten. Den meiſten war ich bekannt, mit nderen hatte ich mich bekannt zu machen.

Es war ganz erwünſcht, mich meinem Freund und Nachbar, em Aſtronomen Schumacher, der auch auf der Erde in jeder Weiſe wohl zuhauſe iſt, anſchließen zu können. Wir fuhren in inem vierſpännigen Wagen am 20. April morgens bei heiterm Wetter und feinem Oſtwind nach Lübeck ab, wo ich den Abend ei Adam Moltke zubrachte, deſſen Frau ich noch nicht kannte. Sie gefiel mir gar wohl. Der Freund, deſſen Wohnung ich von ußen an dem über den Schreibtiſch gebückten grauen Haupte er= annte, war wohl gealtert, doch warm für alle allgemeinen Intereſſen, ie immer, und gar herzlich. Wir tauſchten mancherlei aus über die aterländiſchen Angelegenheiten, er auf jenem wunderlichen Stand=

punkt der Liberalität nach oben, der Ritterſchaftlichkeit nach unten, der ſchon zu den verſchollenen zu gehören anfängt, beharrend; ich, mit jener bunten Schlange, dem Manuſkript, im Buſen verſteckt, von der nur ab und zu die ſcharfen Augen und die feine Zunge hervorſpielen durfte im Geſpräch, ohne ſich zu verraten. Ich kam mir doch mit jenen ſtrengen Worten über Adel und Ritterſchaft faſt wie ein Verräter vor, bis die Wendung des Geſprächs meine Gedanken mitzuteilen erlaubte, in der Unbefangenheit und Wärme, die die Wichtigkeit der Sache mit ſich bringen mußte. Da fand ich keinen Anklang bei dem Adam; wohl bei der Gräfin, er meinte: es müſſe doch Leute geben, die durch ein gewiſſes Etwas, das nur ſie beſäßen, imſtande ſeien, den Fürſten zu umgeben, zu raten, zu gewinnen; wir anderen äußerten gelinde Zweifel, ob dieſes Etwas denn in der Erſcheinung auch als poſitive Größe ſich merkbar mache? Ich habe es beklagt, von dem Ehrenmann ſpäter kein Wörtchen über mein ‚Wort' vernommen zu haben.

Die Seefahrt war wieder ungünſtig. Ein Dämon, dem es nicht vergönnt iſt, mir zu ſchaden, ſcheint mich auf dem geliebten und befreundeten Element zu necken; ein Gegenwind verzögerte unſere Ankunft und erſt am 23. morgens ankerten wir auf der Kopenh. Rhede: ich trat diesmal im Hotel Royal ab, wo mir das ſchöne Eckzimmer im zweiten Stock, mit der Ausſicht auf Chriſtiansborg und Höibroeplads zuteil ward. Mit großer Freundlichkeit ward ich von Dankwart, in dem durch des Grafen Schimmelmann Ableben verödeten Hotel, mit warmer Liebe von Clauſenitz aufgenommen, der eine liebenswürdige, junge, unbefangene und hingebende Natur, jeder Bildung fähig, ſich zugeſellt hatte. — Wie ein Bruder und Freund umgab unſer Johannes Sieveking mich mit teilnehmendem Wohlwollen, und ſeine Gaſtlichkeit ließ mir buchſtäblich nicht die Zeit, nach dem Tage der Ankunft ein einziges Mal im Wirtshaus zu eſſen; zwiſchen der Zahl ſich kreuzender Einladungen fanden ſich immer bei ihm einige recht gemütliche Mittage mit wenigen Freunden heraus.

Kopenhagen und ſeine Bewohner durften mir unvergänglich und der Zeit trotzend erſcheinen. Mit Ausnahme jenes alten Gönners, den ich nicht mehr fand, war in allen Häuſern unverrückte Ordnung, und die Anknüpfung der alten Beziehungen um ſo leichter.

Im Jenſenſchen Hauſe nur fehlte der Vater, mir der Freund, auf deſſen hellen Blick und ſicheres Urteil ich unter den gewinnreichen Beziehungen in Kopenhagen beſonders gerechnet hatte. Jenſen, der ausgezeichnetſte Arbeiter in der Kanzlei, der während Höpps Abweſenheit an den wichtigen Beratungen des Staatsrats ausgezeichneten Anteil genommen, und ſich ſo dem König mehr als bis dahin genähert hatte, war ſchon ſeit mehreren Wochen mit erhöhtem Range nach Kiel geſandt worden, unter dem Titel als Vizekurator und Oberpolizeidirektor: vermutlich in einer dunkel gedachten Hoffnung, daß er dort hemmend gegen die Entwickelung demokratiſcher Tendenzen werde wirken können: wahrſcheinlich von anderen Rückſichten perſönlicher Art noch dringender empfohlen. Von ſeiner trefflichen Gattin und Tochter ward damals noch die Rückkehr ins Vaterland, aus im ganzen engen und wenig zuſagenden, für Jenſen aufreibenden Verhältniſſen, wie ein großer Segen betrachtet. Sie waren froh beſchäftigt mit den Vorkehrungen zur baldigen Abreiſe. Ihnen konnte ich die ſo oft mir ſelbſt gewünſchte Stellung nicht beneiden.

Auch der Sonntag gehörte noch Freunden und dem Wiederſehen; aber darum war ich nicht gekommen. Ich wollte mich in den höchſten Regionen umſehen, über die Zukunft ein Urteil gewinnen. So viel begegnete mir ſchon bei den erſten Schritten, daß für Dänemark auch eine andere Zeit gekommen ſei. Freie Reden, dreiſtes Vorgreifen, unabhängiges Urteil, wo ich ſonſt den engen inſulariſchen Geiſt, der auf ſeine inneren Verhältniſſe keine Anwendung fremder Erfahrungen kennt, zu finden gewohnt war. Die Zukunft wird auch von Furchtſamen als reif zu größerer Entwickelung beſprochen, und Vorſichtige gab es kaum mehr. Nach der heftigen Aufrüttelung hatte ſich der Bodenſatz eigenſüchtiger Motive noch nicht aus dem wäſſerigen Element zu ſcheiden Zeit gehabt. Die lange unterdrückten Gedanken der Minderzahl durften laut werden: und ſie wurden es, mit der familiären Zuverſicht, die alle Reſidenzſtädter auszeichnet.

Ich hätte ſchon am Sonntag zum König gehen können, vielleicht ſollen. Schumacher that es; aber der Regel nach iſt es nicht. Ich erwartete den Montag, wo allgemeine Audienz iſt, auf die Gefahr hin, lange zu warten und kurz entlaſſen zu werden, wie

es auch geschah. Ich hatte nichts zu bringen, nichts zu bitten in dem Augenblick, und ich war gelassener als gewöhnlich. Das Vorzimmer, jene Arche Noah, jene Salle des pas perdus, war gedrängter, übelriechender als je. Aus dem Haufen sonderte mich bald Hardenberg heraus, der, seine Papierrolle in der Brust, verräterische Absichten auf eine lange Audienz zu haben schien. Er war in seinem Sinne, und nicht in einem schlimmen, sehr thätig, Memoiren zu schreiben und zu überreichen über die Gestaltung der künftigen Institutionen. Er nahm mich beiseite, um mir den Wink zu geben: daß von einflußreicher Seite her sofort bei meinem Auftreten alte Geschichten und bedeutsame Winke aufgewärmt worden, mit hinzugefügter, mildernder Andeutung, daß mein Verhalten zwar einen hohen Grad von Anhänglichkeit an die Bernstorfs anzeige, mir aber zum Schaden gereiche. Ich dankte für den Wink und benutzte ihn: es war mir dadurch wenigstens klar, daß mit dem alten Kabinettssekretär Jessen nicht alle meine Widersacher zugrabe gegangen seien. Der König ließ sich auf nichts ein, als ich ihm als einen der Gründe meines Hierseins, wie es wirklich war, den Wunsch bezeichnete, ihm in meinem und vieler Landsleute Namen für die uns zugedachten Institutionen zu danken. Von da zum Prinzen Christian, wo mir eine angenehme Begegnung ward. Im Korridor, als ich eben die ersten Stufen aus der porte cochère hinangestiegen, rauschte neben mir eine Frau im Strohhut und schottischen Mantel vorbei, die ich nimmer erkannt hätte. Es war die Prinzessin Karoline Amalie, die mich auf das freundlichste anredete, und mir eine kurze Unterhaltung gewährte in ihrer edlen, einfachen Weise. Sie fuhr mit einer Hofdame zu ihrer täglichen Aufsicht in eine Wartschule in Kronprindsessen Gade, wo sie sich unter die kleinen Kinder aus den untersten Ständen auf einen hingebreiteten Teppich zu setzen, sie zu fragen, zu beschenken pflegt. Der Prinz war nicht eben holdselig, aber wie immer gemessen und wohlanständig in seinem Betragen.

Nun die Besuche bei den Hofchargen, den Staatsministern. Bei Graf Otto Moltke, dem Präsidenten der deutschen Kanzlei, war ich durch den wohlwollenden Höpp besonders angemeldet und bestellt. Ich hatte diesen würdigen Mann bis dahin seiner Kränklichkeit halber nie unter vier Augen gesprochen und glaubte ihm

kaum bekannt zu sein. Er empfing mich im Schlafrock, mit der Pfeife, und wohl gestimmt zu einer behaglichen Unterhaltung, die sich auch alsbald auf die öffentlichen Angelegenheiten der Herzogtümer wandte. Zu hören und seine eigene, höchst ehrenwerte und freisinnige Ansicht auszusprechen, war gleicherweise ihr Zweck: sie währte lange; ich fand durchaus meine Erwartung übertroffen und benutzte nachmals öfter die Erlaubnis, zu gewissen Stunden einzutreten, wozu ich den Bedienten vorzugsweise bezeichnet war. Nervenzufälle und Kränklichkeit waren der regen Thätigkeit gewichen, die ein deutscher Kanzleipräsident zu entwickeln berufen ist, in einem Augenblick wo die verschiedenartigsten Einwirkungen auf den König stündlich die Bemühungen der Wohlgesinnten und kaum gefaßte Beschlüsse zu vereiteln drohten. Diesem Ehrenmann verdanken wir es, wenn die Insinuationen der aristokratischen Partei, die einzigen brauchbaren Männer im Dienst der Kanzlei als Jakobiner anzuschwärzen, bis jetzt machtlos gewesen. Fehlt es ihm, der das Land nicht kennt, an der Anschaulichkeit der Einsicht, an der gründlichen Bildung, die die Wurzel des Staatsmannes sein muß, so besitzt er dagegen leichte Fassungsgabe, redlichen Willen, Vertrauen zu Menschen, die er erprobt, und — was wenige haben, ein furchtloses Gemüt und jene Energie des Willens, die auf geradem Wege zum Ziele geht. Einer der Hauptgründe vielleicht, weshalb verlauten wollte, Graf Moltke stehe zu einzelnen seiner Kollegen nicht im besten Vernehmen.

Mösting war, wie immer, unsichtbar, bis zu einem kleinen Familiendiner, wozu ich mit Schumacher und Höpp geladen ward, als besondere, in der That nicht häufige Gunst. Eine andere Auszeichnung habe ich noch am Schluß zu erwähnen. Das Portefeuille des Departements der auswärtigen Angelegenheiten war noch provisorisch in den Händen des Herrn v. Stemann (Präsidenten der dänischen Kanzlei), die Arbeit meist in denen Dankwarts. Ersterer hatte an dem ungewohnten, doch sich in lauter gefälligen Formen bewegenden Geschäft um so mehr Geschmack gefunden, da sein Verhältnis zu den drei bedeutenden Deputierten der dänischen Kanzlei Oersted, Kierulf, Lange, infolge der neuen Organisationen, die vorbereitet werden sollten, und denen er einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, ein fast unleidliches, ja offenbar feind-

seliges geworden war. Der kleine stämmige Mann, mit dem ungeheuern runden Kopf auf breiten Schultern, bezeichnete gleichsam durch jedes Wort und jede Bewegung die Richtung des Stillstandes, in welche er gegen seine ausgezeichneten Mitarbeiter, die freudig die neue Laufbahn betraten, geraten war. In jeder Hinsicht ihm überlegen, und durch die neueste Zeit begünstigt, hatten sie ihn gleichsam aus dem Kollegio verdrängt, in dem er bald nachher, doch ungern wieder erscheinen mußte. Meine Verhältnisse zu Oersted waren alt und vertraulich: Lange's früher flüchtig gemachte Bekanntschaft war bei dem lebhaften und freisinnigen Manne schnell erneuert und führte gleichsam ohne Vorrede rasch in den Kern der Hauptfragen. Man verständigt sich so leicht in Zeiten der Aufregung unter Gleichgesinnten.

Daß Krabbe, unser Gesandter am schwedischen Hofe, nach Schimmelmanns Tode zum Staatsminister für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt sei und bald erwartet werde, erfuhr ich vertraulich gleich anfangs; das Publikum zweifelte noch und hielt an Stemann fest, den, bei aller totalen Unfähigkeit, die den Diplomaten manches zu kommentieren gab, der König doch gern geduldet haben soll, weil er sich leicht übersehen ließ. Krabbe kam nach acht Tagen an. Er war ein alter Bekannter und unsere Beziehungen freundlich. Seine Haltung und Persönlichkeit konnte nur einen günstigen Eindruck machen und durfte jedenfalls, nachdem das Portefeuille eine Reihe von Jahren in Händen gewesen war, die von der empirischen Diplomatik gar keinen und von der theoretischen nur einen geringen Beischmack hatten, für einen wesentlichen Vorteil gelten. Es giebt auch in dem Handwerk so viele Dinge, über die man mit den Zunftgenossen gleich von vornherein einverstanden ist, und die sich anderen nicht sofort klar machen lassen.

Ich hatte noch die Bekanntschaft des an Möstings Stelle eingetretenen Direktors der Rentekammer zu machen, und sie fand sich auf einem Hofball den 27. April, wo ich mit Herrn Schönheider wohl eine Stunde vor einem Spiegeltisch eine nicht gehaltlose Unterhaltung führte. Ein schlichter (äußerlich wenigstens), geradezufahrender, kurz angebundener Geschäftsmann; in dänischen Verwaltungsverhältnissen wohl erfahren, dagegen völlig unbekannt mit allem, was die Herzogtümer angeht; aber nicht wenig eifrig, sich

durch Fragen, wie ein Geschäftsmann sie macht, schnell zu orientieren, und von leichter und lebhafter Auffassnng. Er kam einen andern Tag ohne Umstände zu mir auf die Stube, um die angefangene Konversation fortzusetzen. — In der deutschen Rentekammer war die eingetretene Veränderung wohl begreiflich nicht beliebt. An meinem Freunde dem Etatsrat Meyer fand ich einen, seiner Meinung nach, nach 33jährigem Dienst durch Übergehung und Zurücksetzung tiefgekränkten Mann. Er sprach ernstlich vom Abgehen und klagte nicht mit Unrecht, daß, da dem neuen Direktor der Ursprung und Faden aller Verhältnisse durchaus fremd sei, die Pflicht, ihn überall zu orientieren, ihm zufalle, und die Referate deshalb kein Ende nähmen. Ich sagte ihm voraus, daß er nicht entbehrt werden könne, eben weil niemand in dem Kollegio zugezogen und angebildet worden sey. Und ein Teil seiner Kümmernisse ward auch bald darauf durch die Ernennung zum Konferenzrat beseitigt.

Kurz ich fand durch die ätzende Eigenschaft dieser Zeit die offizielle Rinde um so manches Innere erweicht und durchdrungen. Mir bezeugte man von allen Seiten Vertrauen und Achtung. Es hatte damals jeder aus den Herzogtümern Kommende um einige Grade mehr Bedeutsamkeit gewonnen. Manches Erwünschte hätte sich bilden, manche Scheidewand fallen können, wenn nicht diese Eindrücke durch den entnervenden Zwischenfall der Cholerazeit in den Hintergrund getreten wären.

Bald nach meiner Ankunft begann nun der Cyklus der Audienzen bei den vier Prinzessinnen, der eine stete Folge der Meldungen bei den Hofchefs ist. Und daran reihten sich wieder Einladungen zur Tafel bei Hofe und bei den Königlichen Prinzessinnen, Soirées bei anderen; alles dies in häufig sich kreuzenden Tagen und Stunden. Es ist mir begegnet, eine frühere Einladung zur Tafel bei Prinzessin Charlotte wegen einer ähnlichen bei Prinzessin Wilhelmine absagen, und auch auf diese verzichten zu müssen, weil ich beim Könige angesagt ward. Und wie viele Privatgeselligkeit ward durch solche Pflichten unterbrochen und gestört! Es war doch nicht ohne Interesse, seit langer Zeit einmal wieder das Winterleben des Hofes und die neuen und wahrlich sehr eleganten Etablissements der Prinzessinnen kennen zu lernen.

Besonders huldreich war Prinzessin Wilhelmine bei allen Gelegenheiten und nicht weniger die Prinzessin Karoline Amalie; sie ersparte mir die Audienz durch eine freundliche Einladung. Es kann kein angenehmeres Haus als das ihrige geben. Ich habe dort ein kleines Diner und eine Fête mitgemacht, wo französisches Schauspiel und Ball den Abend beschlossen. Noch lieber aber erinnere ich mich eines Abends bei Prinzessin Juliane, wo ich, während andere spielten, das Glück hatte, jener erstgedachten ausgezeichneten Fürstin mich mehr und länger, als gewöhnlich erlaubt ist, zu nähern. Sie arbeitete, hieß mich, neben ihr Platz nehmen, und ich fand mich bald tief in eine lange Unterhaltung verflochten, die nur die geist- und gemütvolle Frau nicht, sonst jeden Unterschied des Standes vergessen ließ. — Mit dem Sekretär des Prinzen, Etatsrat Adler, hatte ich einen höchst gehaltvollen Verkehr über die Zeitverhältnisse und ihre Bildungen im Vaterlande. Es ward sehr freimütig ausgetauscht. Eine gewisse theoretische Hinneigung zu aristokratisch konstituierten Formen ward jenerseits nicht verhehlt. Ich beschränkte mich, solche für Holstein abzulehnen; während ich deren Anwendbarkeit auf Dänemark, wo der Adel freilich jetzt weit unter dem holsteinischen steht, die Basis seiner künftigen Erhebung aber durch die Lehnsgrafschaften und Baronieen gegeben ist, nicht in Abrede stellen wollte. Meine anderen dänischen Freunde wollten aber davon nichts wissen, erklärten vielmehr, daß die Armut und die Hofart des Adels, auch des mit Lehnsgütern ansässigen, denselben, um des Fortkommens der Nachgeborenen willen schon, stets zu einem herabgewürdigten Werkzeug der Krone machen würden. Überall ließen mich tiefer eingehende Erörterungen bei meinen liberalen Freunden auf eine viel freiere Behandlung der Sache stoßen, als in der Regel bei uns. Es mag ein konzentrierteres Nationalgefühl dazu beitragen. So wurden die beratenden Stände überall wie ein unwürdiger provisorischer Zustand betrachtet und verschmäht; allgemeine Stände des Königreiches das einzige würdige Ziel des Strebens, das bald erreicht sein werde. Man wollte behaupten, daß Oersted sogar in dem allgemeinen Gesetz die Trennung in mehrere Provinzialverbände abzuwehren gesucht; daß aber die Besorgnis vor dem freisinnigen Geiste Jütlands die Trennung anzuraten, den Abgeneigten gedient habe.

Mit solcher Gesinnung mischte sich dann im Hintergrunde die kaum verhehlte Absicht, zu jenen Generalständen des Reiches auch die Herzogtümer herbeizuziehen, so den Bund gegen die Verwaltung (besonders für den Fall künftiger Thronveränderungen) zu stärken, und auf solchem Wege eine einstige innigere Verschmelzung herbeizuführen. Am deutlichsten und unbefangensten sprachen sich solche An- und Aussichten bei dem Oberstlieutenant Abrahamson aus. So hörte ich auch den Gedanken eines frei und von dem Ministerialkonseil gesondert stehenden Staatsrats als ein wesentliches Mittel zur Regeneration Dänemarks von mehreren Seiten, und auch von ihm ernsthaft besprechen. Ich hatte es doch nicht versäumen wollen, die Bekanntschaft dieses breitschulterigen und grobkörnigen, aber keineswegs geist- oder kenntnisloſen Choregen der Schulmeister des gegenseitigen Unterrichts, zu machen *). In litterarischen, politischen, diplomatischen, wie in militärischen Dingen sich mit gleicher Zuversicht versuchend; überall, wie ein Eckstein in einer schmalen Gasse Reibungen und Stöße empfangend und gebend, hat doch dieser Mann durch eine von rastloser Thätigkeit unterstützte Eitelkeit, allen Widersachern zum Trotz (und mit Ausnahme der letzten Klasse dänischer Tagesskribenten sind jene sämtlich von Einfluß und Gewicht) eine Stellung sich gemacht und durch Grobheit behauptet, die nicht ohne Bedeutung ist. Mich amüsiert er geradezu; schwerlich ich ihn. — Ob seine Pläne mit dem taktmäßig mechanischen Unterricht, wie er ihn beabsichtigt, und eigentlich niemand ihn ausführt, — denn mit der Militär-Hochschule, auf der die eminierenden Köpfe auch in den Staatswissenschaften Unterricht erhalten sollten, um zu Sendungen verwandt werden zu können, endlich gar auf einen militärischen Jesuitismus hinauslaufen, der die ganze Leitung in die Hände der höheren Offiziere spielt, und den Königen, als Gegengewicht gegen liberale Tendenzen, ein mechanisch geschultes Volk zuzubilden, — wie ein geistvoller dänischer Litterat mir dies als Resultat vielfältiger Beobachtungen mitteilte, — lasse ich dahin gestellt sein und freue mich einstweilen der alten Erfahrung, daß

*) Der König betrieb eifrig die Einführung dieser vielen Widerstand findenden Methode.

mehr Konsequenz dazu gehört, einen solchen Plan durchzuführen, als Geist, ihn zu entwerfen.

Kurz ich verkehrte mit den bedeutendsten Individualitäten aller Farben, und die Jahreszeit, wo alles versammelt ist, die nach der langen Hoftrauer für die Mutter und den Schwager der Königin wieder auflebende Geselligkeit bot, nebst der politischen Konstellation, die günstigste Gelegenheit, ein Rundbild von den Zügen der kleinen Welt zu entwerfen, und einen Blick in die Zukunft zu thun. Dieser war in nächster Nähe eben nicht der heiterste. Was man mir von imstillen wirkenden echt jakobinischen Gesinnungen sagte, von der Stimmung der Marine, der Artillerieoffiziere, ward mir, nach dem was ich gehört, nicht schwer zu glauben; und die Erwartungen, welche überall von einer näheren oder entferntern Thronfolge gehegt wurden, überzeugten mich vollends, daß die Lehren der Geschichte nur scheinbar an irgend einem Volke vorübergehen; daß eine dünne Decke oft die äußere gewohnte Gestalt von einer kaum geahnten, fremdartigen trennt.

Im Volke der Hauptstadt haben Leichtsinn und Genußsucht in allen Klassen längst den Kern des echten Bürgertums vernichtet; und die Liebe zum König scheint das einzige Band, das die so oft schwergeprüfte Anhänglichkeit des Dänen an seine Verfassung noch hält. Jütland hat sich in der Gesinnung schon jetzt, wie durch die materiellen Interessen, mehr dem Kontinent als dem Inselreiche zugesellt.

Unter die wertesten Beziehungen meines Aufenthaltes habe ich die mit meinem teuern Freunde, dem Grafen Konrad Rantzau auf Breitenburg, nun Obermundschenk und Staatsminister, zu zählen. Wir sahen uns täglich an irgend einem Hofe, wo die Pflicht den freien Weltbürger auf den Festen des Königs zu erscheinen gebot, im Schauspiel, in der Kirche, bei Tafel, im Staatsrat. Im übrigen nahmen vertrauliche Beziehungen zu den höchsten Personen, gesellige Pflichten, seine Zeit so sehr in Anspruch, daß, um einige recht ruhige Stunden zur Unterhaltung zu finden ich gern den Vorschlag, das erste Morgenfrühstück mit ihm zu nehmen, einging. — Da ward vieles im engsten Vertrauen verhandelt. Seine eigentümliche Stellung: die Erwartungen und die Forderungen seiner Landsleute und Standesgenossen einerseits und anderseits

das enge Vertrauen des Königs, ohne daß er amtliche Kenntnis von den entscheidenden Beschlüssen gehabt hätte, ward mir nun erst recht klar, sowie das zweifelhafte Glück so hoher Verbindungen. Die Frühstücke wurden wiederholt. — Graf Rantzau wünschte mich zu der damals bevorstehenden Begutachtung der Verfassung gezogen zu sehen; er hegte keinen Zweifel, daß mir in der neuen Ordnung der Dinge eine Anstellung aufbehalten sei.

Alle diese Beziehungen, die daraus geschöpfte Überzeugung von einer höheren Gesinnung rücksichtlich der künftigen Verfassung, besonders aber die vertraulichen Mitteilungen, die ich von Etatsrat Hopp in mehreren langen Unterredungen über den, damals freilich noch nicht redigierten Inhalt des Allgemeinen Gesetzes und die Erwartung von meiner künftigen Stellung erhielt, bestimmten mich, das noch einmal flüchtig revidierte Manuskript meiner Schrift am 29. April (es war der Bußtag) an Freund Spies zum Drucke abzusenden. I pede fausto! rief ich ihm nach, — und stand nun, mit gutem Gewissen und Zuversicht, unter den vaterländischen Schriftstellern. Wohl bedünkte es mich zuweilen wie ein halber Verrat, daß ich allen jenen werten Männern, die mir ihr Herz ausschütteten, daß ich vor allem meinen lieben jungen in Kopenhagen angestellten Freunden, mit denen ich so frei über alle Interessen des Lebens verkehrte, ein Geheimnis daraus machen sollte. Aber ich durfte mich keinem erklären, wenn nicht allen: wenn ich das Recht haben wollte zu sagen: Nicht habe ich mir Instruktionen von Kopenhagen geholt; es wußte *keiner* darum.

Ich hätte allzu gern die Resolution über das Allgemeine Gesetz abgewartet; aber die Königliche Reise nach Holstein stand bevor, und immer waren die Kanzleien noch nicht fertig; eine gemeinschaftliche Verständigung fehlte noch. Es war vorauszusehen, daß alles in die letzte Woche gedrängt, die wichtigen Gesetze aus dem Portefeuille des Referenten, in *einer* Sitzung des Staatsrats zu Königlichen Beschlüssen umgewandelt, unreif hervorgehen würden. Und so geschah es.

Daß ich über diese Materien mit Graf Hardenberg, der um diese Zeit an einem heftigen Augenübel litt, viel verkehrt und in seinen Denkschriften und Entwürfen gar manches Brauchbare und aus der Erfahrung preußischer Stände Geschöpftes gefunden,

muß ich doch erwähnen, da ihm, nicht ohne eigene Schuld, in dieser Hinsicht von vielen Seiten unrecht geschehen. Eine so alte Verbindung wie die unsrige ließ jeden Rückhalt verschwinden, und ich verdanke ihr nützliche Winke.

So besuchte ich als Tröster der Traurigen auch meinen ehemaligen Leidensgenossen, den General Hafner, der, unter schweren Anklagen durch eine unverwüstliche Meinung von sich aufrecht erhalten, in die Hinfälligkeit Allerhöchster Gnade mich manche Blicke thun ließ, und trübe verließ ich die nackten Hallen der Artilleriekaserne.

Aber lebhaft fühlte ich mich an eine längst verschwundene Zeit, die glänzenden Tage von Petersburg, und an eine spätere verhängnisvolle Zeit gemahnt in den Zimmern der Frau v. Rosenkrantz, die ich seit dem Tode ihres Gemahls, meines wahrhaften Gönners, nicht wiedergesehen. Welche Klagen hatte ich zu vernehmen: wie vielfach war das Gefühl der einst reichen, nun abhängigen, einflußlosen Frau verletzt worden! Sie, welcher einst der Hof und die Stadt und das diplomatische Corps um die Wette Ehrfurcht, und was sie erstrebte, Liebe bezeugt hatten, nun die Wagen und Fußgänger zählend, die auf gewohnten Wegen sich nach den Quellen der Gunst und Gnade bewegten, ohne der verschollenen Herrlichkeit, der wohlwollenden Gönnerin zu gedenken. — Und wie leicht versöhnt, wie gutwillig sich selbsttäuschend, von Erinnerungen lebend, sie selbst! Ich hätte wohl früher kommen können, aber unser Friede war bald gemacht. Mit wahrhafter Rührung ging ich in ihre Lage, in ihre Erinnerungen ein. Rosenkrantz war doch mein bester thätiger Freund, unser bester wahrer Minister gewesen; ein Mann von Kraft und Entschlossenheit wenigstens. Wohin das Auge fiel, Erinnerungen, Denkmale, Porträte von bekannten, längst verblichenen Gestalten: La Ducheſſe, Morsinka, die alte Fürstin, ihre Enkelin die schöne Alexandra, und o Wunder! deren Tochter schöner als sie. Ein Sonnenstrahl schien jene halbverdunkelten Partieen meiner frischen Jugendjahre zu beleuchten. Wer hätte sich der Rührung erwehren können! — Als ich Abschied von ihr nahm, war sie unwohl; sie hatte mir ein teures Andenken zurückgelegt: das silberne Danebrogskreuz ihres Gemahls. Ich wußte es zu würdigen, denn ein Ehrenmann hatte es getragen; ihre Freundlichkeit werd' ich nie vergessen.

Am 13. hatte ich meine Abschiedsaudienz beim König, dem ich während der Zwischenzeit nur einmal mich vorgestellt und von ihm die gewöhnlichen tröstlichen Verheißungen erhalten hatte. War es, daß der wohlwollende, aber nachgerade ermattende Fürst, der eigentlich allen mißtraut, bis dahin meiner Versicherung, daß ich nichts zu suchen, nichts zu bitten habe für den Augenblick, nicht geglaubt, oft hintergangen, heimliche Bewerbungen und Nebenzwecke geargwohnt hatte und sich nun überzeugte, ich habe wahr gesprochen, oder daß knappe Zeit und Ermüdung ihn nicht drängten, kurz ich fand ihn völlig verändert, hingebend, mitteilend, wohlwollend, mehr als gewöhnlich. In einer langen Unterhaltung über öffentliche Dinge hörte ich von ihm merkwürdige offenherzige Geständnisse über die Stellung der Regenten, die Wünsche der Völker, den Nachteil, in welchen die Könige unserer Zeit sich durch die Fehler ihrer Standesgenossen gedrängt sehen. Der Blick war richtig, der Umriß nicht allzu fein und scharf gezogen; das Ganze mehr massenweise behandelt, wie es sich in solcher Stellung leicht zur Gewohnheit macht. So konnte ich mich wieder für eine halbe Stunde als Geheimer Staatsrat fühlen und in diesem Sinne erwidern, was ich für Pflicht hielt. — Der Audienz folgte unmittelbar eine Ansagung zur Mittagstafel, wo König und Königin mir Teilnahme und Aufmerksamkeit zu bezeigen geruhten, auch dadurch, daß ersterer wider Gewohnheit nach aufgehobener Tafel die Unterhaltung mit mir erneuerte. — Es mußte irgend Günstiges über mich verlautet sein.

Fast noch auffallender war meine Beurlaubung von dem, wie man behauptete, noch immer sehr einflußreichen Geheimrat v. Mösting. Ich hatte bereits meine Abschiedskarten dort abgegeben, als Graf Rantzau am Sonntag, dem letzten Tage, wo jeder Augenblick gezählt war, beim Frühstück darauf bestand, ich müsse Herrn v. Mösting noch sehen, um mich von der höchst liberalen Sinnesart desselben über die künftigen Institutionen zu überzeugen, und ihm manches mitzuteilen über die Bedürfnisse und die Stimmung des Landes. Er brachte mir auch bald die Nachricht, der Minister erwarte mich nach Tische. Ich mußte einiges, das ich vorhatte, aufgeben, um da nicht zu fehlen, und ich konnte es nicht bereuen. Herr v. Mösting schien es vor allem darauf

angelegt zu haben, sich und seine Finanzadministration zu recht-
fertigen, in dem Augenblick, wo er sie abgab, zu zeigen, daß er
sie in bester Ordnung und klarster Übersicht verlasse. Zu diesem
Ende wurden mir die Einnahme- und Ausgabeetats vorgelegt, und
da solche in den einzelnen Rubriken etwas weitschichtig, zur Durch-
sicht zuhause angeboten. Sodann wurden die Gründe seines Ab-
gangs besprochen, die ich freilich rücksichtlich der Rentekammer, der
Se. Excellenz gleichsam eine Reparation schuldig gewesen, nicht
gutheißen konnte. Endlich kamen wir auf die ständischen Angelegen-
heiten, wo ich wiederum den Gesinnungen so wie dem politischen
Blick des Ministers volle Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte.
Derselbe erklärte sich aus Überzeugung von dem Nutzen der Sache
für deren warmen Freund. Der aufgefaßte Standpunkt war der
von seiner Stellung aus richtige: Verbesserung der Verwaltung durch
die Kontrolle über die Beamten, welche von den Ständen besser
als von der Regierung geübt werden könne. Nicht ohne eine Art
naiver Schadenfreude habe selbst der König geäußert: ‚Er könne
die Kerle nicht immer im Auge haben; nun werde es um ihre
Gemächlichkeit geschehen sein'. Die wesentlichsten Formen wurden
in ziemlich gleichstimmendem Sinn besprochen. Herr v. Mösting
versicherte, die Vorarbeiten der Kanzleien nicht zu kennen, noch
kennen zu wollen, um sich im Staatsrat ein völlig unbefangenes Ur-
teil darüber vorzubehalten. — Am Schluß der Unterredung, die
bis gegen 8 Uhr dauerte, hatte ich meine lebhafte Erkenntlichkeit
für so vieles Vertrauen zu bezeugen, und ich konnte nicht umhin,
mir selbst zu gestehen, daß Herr v. Mösting unter unsern Mi-
nistern und Staatsmännern derjenige sei, der am meisten jene
staatsmännische Eigenschaft, sich von den Gegenständen weder
erdrücken noch beherrschen zu lassen, sondern sich frei, und sie
einigermaßen entfernt zu halten, um sie zu handhaben, besitze.
Schade, daß so viel Persönliches und nicht mehr geistige Tiefe
sich an eine so kostbare Eigenschaft knüpft!

Es war mein letzter Gang. Ich hatte zuhause noch manches
in Ordnung zu bringen, Billette zu schreiben, zu packen. Bis
tief in die Nacht beschäftigte ich mich eifrig mit dem Stoß von
Finanzpapieren, nur bedauernd, daß mir ein so erwünschter Fund
nicht früher geworden. Was deren Wert für die Gewinnung einer

vollständigen Übersicht doch einigermaßen schmälerte, war, daß das ganze Schuldenwesen fehlte. Im übrigen möchte gewiß an den einzelnen Rubriken des Ausgabebudgets nicht viel zu tadeln sein.

Am frühen Morgen, den 16. Mai, war ich am Bord des Dampfbootes Friedrich VI. und am 17. früh fuhr ich bei dichtem Nebel, der mehrere Stunden zu ankern gezwungen hatte und selbst das Schloß verhüllte, in den Kieler Hafen. Auf dem befreundeten Boden grünte schon alles und der heiterste Tag bewillkommte mich. Meine Bergers waren mein erster Besuch; Jensen, damals noch voll von der Wichtigkeit der neuen Stellung, der zweite. Ich sprach ihn an diesem und dem nächsten Tage lange über die öffentlichen Angelegenheiten; er teilte mir u. a. die vor mehreren Jahren von ihm entworfene meisterhafte Instruktion für das künftige holsteinische Regierungskollegium mit. Posttäglich von dem Kanzleipräsidenten in ausführlicher Kenntnis des Geschäftsganges in der Kanzlei erhalten, behauptete er damals noch einen wesentlichen Einfluß auf die Beschlüsse. Ich konnte nicht umhin, ihm beim Abschied zu äußern: seine Stellung in Kiel werde angenehm sein, solange er noch völlig als ein Mitglied jenes Kollegii betrachtet werde. Das zu erhalten, womöglich bat ich, denn an ein dauernd günstiges Verhältnis zu den Kielern mochte ich nicht glauben. — Am Abend waren mehrere liebe Freunde und geistreiche Männer bei Bergers versammelt; auch unsere Freundin Dore Hensler. Am nächsten Mittag bewirtete uns Pfaff und wir tranken Thee in Düsternbrook.

Spies mußte ich aus mehreren Gründen sehen. Da er mir schrieb, er könne nicht kommen, faßte ich, obwohl ungern, den Entschluß die Reise nach Schleswig zu unternehmen; wenigstens nach Eckernförde, wo er vielleicht mir begegnen wollte. An dem schönsten Tage fuhr ich früh 5 Uhr dahin ab. Das Land Schwansen ist ein Garten, — und ein deutscher Garten. Nie war es mir so klar geworden als heute, daß nicht die Eider, sondern die Schley und die Treene die wahre Landes- und Volksgrenze bilde. Über und über bestäubt langte ich um Mittag in Schleswig an, wo mein treuer Spies mich mit einem vertraulichen Mahle erwartete. Vieles ward in rascher Mitteilung umgesetzt, Gegenwart und Zukunft nicht weniger als die Vergangenheit besprochen. Doch mußten die

kurzen Stunden noch durch eine Audienz bei dem alten Landgrafen, abends 7 Uhr, unterbrochen werden. Ich hatte ihm lange keine Ehrfurcht bezeugt und war nun entschlossen, die Hofmannsrolle zu Ende zu spielen. Von der anderthalbstündigen Konversation, meist von ihm selbst alimentiert, die der 86jährige gichtbrüchige, doch jugendlich lebhafte und geistreiche Fürst mir gewährte, ließe sich ein Buch schreiben. Da ward nichts Menschliches oder Übermenschliches übergangen. Der Hof und die Heere Friedrichs II., die politische Geschichte der neuesten Zeit, die ägyptischen Pyramiden, die höheren Geheimnisse der Scheidekunst, von allem wußte der fürstliche Greis Unbekanntes und Pikantes mitzuteilen; das eigenhändige Geschenk seiner neuesten Schrift über die mystische Bedeutung des Tierkreises von Dendera krönte seine dankbar erkannte Güte. Mit etwas weniger Phantasie wäre er ein sehr bedeutender Mann geworden; im Hause Hessen die Krone."

Es war gegen Ende des Maimonats, als Rist wieder bei den Seinigen eintraf. Wir kehren aber, ehe wir ihm auf seinem ferneren Lebensweg folgen, zu den beiden ersten Monaten zurück, die durch drei Todesfälle bezeichnet sind, welche ihn mehr oder weniger schmerzlich berührten. Zuerst das am 2. Januar erfolgte Ableben Niebuhrs, dessen er mit folgenden Worten gedenkt: „Diese Nachricht berührte mich auf das schmerzlichste und ich konnte den Gedanken an diesen großen und unersetzlichen Verlust nicht wieder los werden. Ein unermeßliches Wissen, ein großartig ordnender, mit dem Erworbenen zum Besten des Rechts und der Wahrheit schaltender, tief alle Verhältnisse der Zeiten durchdringender Geist, ein im Innersten begründeter, echt plebeischer Sinn, ein furchtloser Freund und Vertreter des Rechts, und was mehr ist, ein frommes, weiches und reichbegabtes Gemüt, war uns auf immer entrückt: eine der Zierden des Vaterlandes, eine von den alten Verbindungen, die Zuversicht geben, auch ohne nahe Berührung, war hinweggenommen, mit ihr ein Stück des Daseins und des Besitzes!

Niebuhr war mein 32jähriger Bekannter, und später konnte ich ihn meinen Freund nennen. In herber Jugend hatte ich wohl seine großen Eigenschaften erkannt, seiner Überlegenheit ungeachtet mich zu ihm hingezogen gefühlt; aber vieles Schroffe und Eckige, das die spätere Zeit verwischt hatte, entfremdete ihn mir auch

damals. Ich stand in vielem so tief unter ihm und wieder über ihm durch frische, unverzagte Lebenskraft. Bei späterem Wiedersehen kamen wir, von beiden Seiten durch die Jahre ausgebildet, einander vertraut entgegen. Gleiche Gesinnung, wenn auch nicht gleiche Gaben, erzeugten jenes Verhältnis des Vertrauens und der Zuneigung, die nur auf dem Boden alter Bekanntschaft ruht. Durch seine Sendung nach Rom, ward er meiner Nähe entrückt. Der Versuch, ihn mit dem niederländischen Minister Reinhold in freundliche Verhältnisse zu bringen, gelang nicht, wegen der schroffen Ecken beider Männer. — Seit seiner Rückkehr hatte er sein Vaterland nicht mehr besucht. Er fürchtete, reizbar wie er war, alte, gänzlich umgestaltete Verhältnisse wieder zu berühren, entschloß sich aber doch endlich und kam im Jahre 1828 nach Holstein und Kopenhagen, wo er nicht freundlich empfangen ward; er schüttelte den Staub von seinen Füßen und klagte mir, tief verletzt, daß auch der Mann, auf den er sein Leben verwettet haben würde, den er wie einen Vater verehrt, ihn unwürdig behandelt habe *). Mich erfreute das Wiedersehen unbeschreiblich. Er war in jeder Weise liebenswürdiger, milder, heiterer geworden. Seine Jugend schien ihm nun erst aufzugehen, und seine Laune ging bis zum Mutwillen. Dabei die alten liebenswürdigen Schwächen, Ängstlichkeiten, Ab- und Zuneigungen. — Seinen Markus, ein seltenes Kind, hatte er in das leidenschaftlich geliebte und idealisierte Vaterland Ditmarschen einführen, zufuß mit ihm alle die klassischen Felder begehen wollen: aber ihn schreckte das Marschfieber, und dieser fehlgeschlagene Plan verbitterte ihm die ganze Reise. In Kiel hatte er nur mit Dore und ihrem engsten Kreise gelebt, alle übrigen Ehrenmänner, zu nicht geringem Ärgernis, abgelehnt. — Er blieb in Hamburg nur zwei Tage, wollte nicht besuchen noch besucht sein. Aber unser Wiedersehen ließ mir den erfreulichsten Eindruck. Man wußte nun wieder, wie er war, hatte über Wesentliches sich ausgetauscht; konnte ihm, dem Freunde, dem Förderer, dem Beschützer gutgearteter Jünglinge, einst vielleicht die Söhne empfehlen.

Seit jener Zeit war viele Veranlassung, sich mit ihm zu be-

*) Graf Schimmelmann.

schäftigen, das gewaltige Werk, die zweite Ausgabe der Römischen Geschichte, erschien und erfüllte mich mit Bewunderung, stellenweise mit wahrem Entzücken. Anfangs vorigen Jahres traf ihn das harte Los der Feuersbrunst in dem neuerworbenen und eingerichteten Hause in Bonn, doch mit geringerem Nachteil als man befürchtet hatte. Ich erhielt von der guten Dore darüber ausführliche Nachricht. Das Werk ward gerettet und fortgesetzt. Im vorigen Herbst brachte mir der Lehrer seines Sohnes, ein junger ausgezeichneter Gelehrter, Doktor Classen aus Hamburg, Grüße von ihm und erzählte vieles von seinem Leben und Thun. Unter anderm, daß die belgische Revolution, die die Gefahr der Umwälzung und des allgemeinen Krieges damals so nahe rückte und namentlich die Rheinlande bedrohte, ihn tief und gewaltsam ergriffen und mit den lebhaftesten Besorgnissen erfüllt, ja daß er Heimat und Besitz zu verlassen sich in Gedanken angeschickt habe. Bei einer zarten und früher schwächlichen Organisation durften solche leidenschaftliche Aufregungen, die dann einen einseitig persönlichen Charakter annahmen, nicht verwundern.

Unter solchen Umständen kam im Dezember vorigen Jahres der zweite Band seines großen Werkes, und mit ihm jener wahrsagende Schmerzensruf, der Vorrede, der hinfort wie sein klagender Schwanengesang den Freunden nachklingen wird, uns zu Händen und zeugte, wie tief die edle, allzu reizbare Natur verwundet war. Ein ungeheures, ein unermeßliches Unheil schien ihm hereinzubrechen, und in den befürchteten Untergang bedrohter Äußerlichkeiten, einer Wohlhabenheit auf die er täglich größeren Wert zu legen schien, sicherer Zukunft für die Seinigen, zog er die Geschicke der Welt und ihrer gesamten Bildung hinein, verkündete Barbarei und Versinken der Gesellschaft, wie zu den Zeiten des sinkenden römischen Staates am Ende des 3. Jahrhunderts.

Perthes schrieb mir über diese Äußerung des Unmuts; ich las am Neujahrsabend die Stelle bei Poel vor; und wir alle, einstimmig, sagten uns von dieser trostlosen Ansicht los, wiesen die Prophezeiung zurück und erkannten dankbar, daß in den uns wie alle bedrohenden Erschütterungen Elemente des Lebens und der Verjüngung sich aussprachen, welche wir schon begrüßen dürfen, wenn auch erst unsere Kinder der neuen Gestaltungen sich erfreuen

ſollen. Wir beklagten den Freund, den ein moraliſcher Ekel an der gemeinen und verzerrten Erſcheinung, wohl auch ein zu perſönliches Selbſtgefühl von der Höhe des hiſtoriſchen Standpunktes herabgezogen hatten, und gelobten beſſere Hoffnung.

Aber wer konnte, nachdem nun die Trauerbotſchaft eintraf, ſich noch verhehlen, daß der edle Freund wirklich mit gebrochenem Herzen dahingeſchieden ſein mochte. Ein unbeſchreiblich wehmütiges Gefühl wird allezeit ſein Andenken begleiten. Er ſtarb, mit den mannigfaltigſten, ſelten in einem Individuo verbundenen Eigenſchaften ausgerüſtet, doch gleichſam noch in der erſten Hälfte ſeiner Laufbahn, weil er deſſen, was er zu leiſten vermochte und beabſichtigte, nur erſt ſo wenig vollführt hatte. Mochte der große Reichtum und die Vielſeitigkeit ſeiner Richtungen ſelbſt ſeiner Produktivität Abbruch gethan haben, er noch immer mehr mit Auffaſſen und Vorarbeiten als mit Hervorbringen beſchäftigt, ſein Geiſt für ein ruhiges und abſchließendes Mitteilen noch zu jung und neuer Überzeugung offen ſein: mochte an und für ſich ſeiner Fähigkeit die Kompoſition weniger leicht werden als das Erzeugen der Ideen und die Kombination, — wir finden bei ſolchem Reichtum zu wenig von ihm hinterlaſſen; das wenige freilich unſchätzbar; und gewiß unermeßliche, aber nur ihm brauchbare Vorarbeiten über unzählige Gegenſtände der Geſchichte und Litteratur in ſeinem Pult. Iſt ſchon bei ſeinem Leben ſein Wollen und Wirken von vielen ſo unrichtig beurteilt worden (denn Niebuhr hatte Feinde, und ſeine ſchroffe und rückſichtsloſe Art der Äußerung gegen alles, was ihm nicht zuſagte, ließ das nicht anders zu), wie wird ihm dann die Nachwelt im großen die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die er verdient! Er ſtarb, tief verletzt als Menſch, und perſönlich durch manche Berührung, infolge jener Äußerung in ſeiner Vorrede, die in Berlin auch in der oberen Region mißfällig vernommen worden war. — Der Auszug eines Schreibens von Doktor Claſſen gab nähere Auskunft über die Sorgen und Bedrängniſſe ſeiner letzten Tage und die Umſtände ſeines Hinſcheidens. — Als die Ärzte ihn aufgegeben hatten, begann er wieder zu hoffen und entſchlief ſanft. — Nach neun Tagen folgte ihm ſeine Gattin, die wir in Kiel als das ſinnige Gretchen Hensler ſo viel gekannt hatten."

Wie ganz anders wirkte die Nachricht von dem Abſcheiden eines andern Mannes, dem beide, Niebuhr wie Riſt, in ihrer Jugend ſo nahe geſtanden und über alles verehrt hatten, des alten Grafen Schimmelmann nämlich, der am 9. Februar verſchieden war.

„Die Poſt vom 12.“, ſchreibt Riſt, „brachte die Nachricht von dem Heimgange des 83jährigen Staatsminiſters Grafen Schimmelmann, meines 35jährigen Gönners, von dem mich freilich die letzteren Jahre, wo er auch mein Chef geworden war, um ein bedeutendes entfernt hatten. Er ſelbſt war nicht mehr derſelbe; auf die Genüſſe der Tafel erpicht, ungleich und heftig, ohne Teilnahme für ſeine Umgebung, nur zuweilen, nach Intervallen des Verſinkens, wieder aufflammend im Intereſſe für die öffentlichen Dinge, feſt ſich an ſein Portefeuille klammernd, entſchloſſen, wie es auch gehe, als Miniſter zu ſterben, ſo war er das letzte Jahr hindurch nur ein betrübender Schatten ſeines ehemaligen Daſeins, welches ein ſehr edles und wohlthätiges geweſen. Von ihm, ſeiner Wirkſamkeit, ſeiner Umgebung iſt genug in dieſen Blättern gemeldet. Als Staatsmann hat er nicht das Glück gehabt, Dauerndes zu begründen, oder Zerrüttetes herzuſtellen; viel mehr durch glücklichen geiſtigen Blick, durch edle Uneigennützigkeit und kindlich reine Liebe zum Schönen und Großen, als durch einfache Klarheit, feſten Willen und ſcharfes Urteil ausgezeichnet, im einzelnen ſtets gefördert was er im ganzen verfehlte. Nicht wie ſein Vater hat er das eigene Vermögen vor allem vermehrt, vielmehr die Subſtanz eines koloſſalen Beſitzes mit in den Strudel der allgemeinen Verwirrung untergehen laſſen. Er hat lange umſonſt gedient und Tauſende weggegeben, noch mehrere künſtlichen Verbeſſerungsplänen aufgeopfert. — Dankwart hat ihm treulich, wie ein wahrer Sohn zur Seite geſtanden bis zuletzt. Er iſt am 9. abends 8 Uhr, im Kreiſe der ihn umgebenden Familie, im Lehnſtuhl eingeſchlafen *). Und ſo ſchied der letzte der großen Namen, deren Kreiſe ich in meiner Jugend nahe ſtand, der

*) Er erzählte ſeinen Umgebungen am Tage vor ſeinem Tode, daß ihm in der vorigen Nacht ſeine erſte Gemahlin Emilie (Rantzau) in Engelsgeſtalt erſchienen ſei und ihm, wie ſie es früher gepflegt, eine Roſe gereicht habe. — Zwei Stunden vor ſeinem Tode reichte er ſeinem treuen Dankwart die Hand und hielt die ſeinigen feſt bis zum Verſcheiden. Sein Blick gewann

letzte meiner Freunde und Beschützer im Rate des Königs. Eine neue Zeit beginnt für jenes Land. Die Massen walten ungestörter, je mehr die bedeutenden Individualitäten sich zurückziehen.

Kurz vor seinem Tode war Graf Schimmelmanns Neffe und Fideikommiserbe, Graf Karl Schimmelmann, zum Schrecken und Verdruß des ganzen Forstwesens als Jägermeister des ersten holsteinischen Distrikts ernannt worden an Warnstedts Stelle. Das Vermögen wird durch Kommissarien untersucht, weil der Erbe die Erbschaft nicht pure anzutreten wagt."

Der dritte unter den Verstorbenen, derer Rist zedenkt, ist der am 17. Februar abgeschiedene Herzog von Glücksburg. „Wenn ich", so lesen wir in den Aufzeichnungen, „diesem trefflichen Fürsten ein Freundesdenkmal in diesen Blättern errichte, so ist es, weil er, von hohem Einfluß und von fürstlicher Macht fern, die Tugenden eines ausgezeichneten Privatmannes übte und als ein solcher, in sehr trüber und prüfender Zeit vor 17. Jahren, sich mir mit mehr als gewöhnlichem Vertrauen näherte. Er war Chef d'Etat major des braven General Wegener im Jahr 1813. Seit der Zeit fesselte ihn der schleswigsche Hof ganz als glücklichen Familienvater und Obersten des oldenburgischen Infanterieregiments. Er erzog seine Söhne vortrefflich und gab sich selbst in fortwährendem Studium eine ausgezeichnete Bildung als Staatsmann und Soldat. Vielleicht wäre einst eine Zeit gekommen, wo er sie anzuwenden, und aus dem zu anspruchslosen, vielleicht von der Klugheit angeratenen Dunkel hervorzutreten veranlaßt worden wäre. Es war ein Trost, so nahe dem König einen so ehrenwerten und durchgebildeten Mann zu wissen, der jeden Augenblick ihm noch näher treten konnte; wenngleich in der letzten Zeit eine gewisse Entfremdung eingetreten zu sein schien."

Nehmen wir nach vorstehenden Schilderungen den Faden unserer Erzählung wieder auf, wo wir ihn mit Rists Heimkehr von seiner Reise abgebrochen, so sei zunächst erwähnt, daß wenige Tage später,

allmählich einen Grad der Kraft und Verklärung, wie dieser ihn nie gesehen zu haben versichert.

nämlich den 28. Mai, die allgemeine Verordnung erschien, durch welche die Einführung von Provinzialständen, die Errichtung eines Oberappellationsgerichts und einer Regierung, und damit die Trennung der Verwaltung von der Justiz inbetreff der beiden Obergerichte, verfügt wurde. Als Verheißung stand doch nun urkundlich fest, wonach man seit längerer Zeit ausgesehen, und wie nun Rist getrosten Mutes deren baldiger Erfüllung entgegensah, so gereichte es ihm zur Genugthuung, daß seine kleine Schrift sich einer nicht ungünstigen Aufnahme zu erfreuen schien. „Während Freund Perthes", so schreibt er, „und Freund Smidt zu befürchten schienen, daß meine Schrift mir höhern Orts schaden werde, empfing ich von dem im Sommer durchreisenden Kanzleipräsidenten Grafen O. Moltke die herzlichsten Glückwünsche, nicht nur über den Inhalt, sondern auch den Umstand, daß es mir gelungen, zugleich auch den Beifall unserer Linken im ‚Kieler Korrespondenzblatt' zu erwerben."

Wir übergehen, was er über einen Besuch in Niendorf und in aller Kürze über das Auftreten der Cholera in Hamburg und Umgebung mitgeteilt, und versetzen uns gleich in das für ihn ereignisreiche Jahr 1832. Ereignisreich, weil bezeichnet durch den Tod zweier trefflicher Frauen, seiner verehrten Schwiegermutter und deren Freundin Sieveking, worüber wir ihn an einem andern Ort sich haben aussprechen hören*), aber bemerkenswert insbesondere auch dadurch, daß er sich mit 29 anderen Mitgliedern in die „Kommission der erfahrenen Männer" berufen sah, denen die Aufgabe gestellt war sich in Kopenhagen einzustellen, um sich gutachtlich über das Verfassungswerk zu äußern, von denen freilich, wie er bemerkte, einer und der andere an das dem Apostel Petrus gezeigte Tuch erinnerte, doch war in der Zusammensetzung des Ganzen ein wohlmeinender und vorurteilsfreier Sinn nicht zu verkennen. „Mir konnte dieser Beweis des Vertrauens nicht anders als schmeichelhaft sein, und er ward es dadurch noch mehr, weil mir von vielen Seiten versichert wurde, daß meine Berufung beifällig im Lande aufgenommen worden sei. Ich erfuhr auch, daß man wieder anfing, mein ‚Wort' zu lesen, und durfte daraus schließen, daß der

*) Siehe Bilder aus vergangener Zeit, T. II, 2, S. 99.

Wunsch nach einer besonnenen und kräftigen Entwickelung auch bei den Exaltierten an die Stelle unruhiger Neuerungssucht mehr und mehr zu treten beginne. Meine Schrift hatte weder Widerspruch noch Nachahmung gefunden. Der leidige Hang der Landsleute zum Theoretisieren herrschte in den erschienenen Schriften fortwährend vor und bildete einen nicht erfreulichen Kontrast zu der praktischen Tüchtigkeit, welche die Presse in dem benachbarten Hannover entwickelte.

Wir sollten uns in Gemäßheit des Berufungsreskriptes vom 6. März vor dem 27. April in Kopenhagen einstellen, und meine Reise wurde auf den 16. und zwar über Lübeck angesetzt, und den 18. abends traf ich in Kopenhagen ein. Von ‚Erfahrenen' war ich noch allein, erst am Sonntag den 22. gelang es mir, den vom Lande hergekommenen Präsidenten Grafen Moltke zu sprechen, und unter recht freundlichen und vertrauensvollen Mitteilungen sahen wir mittags in einer Entfernung von sieben Stunden, aus seinem Garten, den Dampf des Schiffes, das 25 meiner Kollegen bei heiterer Luft und stiller See herbeiführte.

Ich begegnete ihnen in des Prinzen Christian Vorgemach, wo sie allmählich von des Königs Audienz anlangten, begrüßte die Bekannten und machte neue Bekanntschaften, Männer verschiedenen Berufen angehörig, die mir so vertrauensvoll entgegenkamen, als sie mir in ihrem Wesen gar wohl zusagten. Die gemachten Eindrücke bestätigte eine nähere Bekanntschaft; Guts- und Hofbesitzer, Kaufleute und Geschäftsleute, alle, so verständige Männer, als von wackerer Gesinnung und freimütigem Betragen, daß sie auch am Hofe, wo sie sämtlich tafelfähig erklärt wurden und in der Gesellschaft den größten Anstand behaupteten. Viele Audienzen, drei Tafeln beim Könige, zwei beim Prinzen Christian und manche andere Schmäuse bei den Ministern haben wir durchgemacht, auch Bälle und Assembléen, doch nirgend hat sich der rechtliche und unabhängige, keine Verlegenheit zeigende Sinn der ‚framen Holsten', zur Verwunderung der Hofleute verleugnet.

Mit Ausnahme eines Einzigen waren alle Kollegen mir wohlgesinnt; vertraulich der Austausch mit den meisten, auch bei abweichender Ansicht in manchen Punkten. Natürlich hatten sich meine politischen Ansichten durch meine Stellung vielleicht freier

und unbewegter von administrativer einerseits und von Parteigewöhnung anderseits, gebildet."

Über die Geschichte der Kommission hörten wir so viel: „daß sowohl die Haltung und die Intelligenz der Regierungskommissarien, unter denen Höpp durchaus das leitende Prinzip war und durch Talent, Ruhe, Selbstbeherrschung und Gewandtheit zu sein verdiente, als die gute unabhängige Gesinnung und Mäßigung, der Freimut und die Unbefangenheit der Mitglieder der Kommission meine Erwartung übertrafen. Da war von Parteiung, von Verabredung, ja von Anschließen nichts zu merken. Viel administrativer Scharfsinn gab sich kund; für mich war viel zu lernen: weniger gelang es mir, mich selbst zu befriedigen. Aber dasselbe Geständnis legte ein jeder von sich ab; wir würden doch anders gearbeitet haben, hätten wir die Entwürfe vierzehn Tage ruhig zuhause gehabt, wären wir nicht von stetem Saus und Braus gestört, selbst um einige Stunden oft zu ruhiger Vorüberlegung verlegen gewesen, wie es, da Hof- und Gesellschaftspflichten und Einladungen sich stets kreuzten, der Fall war. — Von Anfang an hatte ich mit Spies, Kraus, Falk, Balemann, — mit dem ich mich gar wohl verstehen konnte, — vorbereitende Zusammenkünfte, meist bei verschlossenen Thüren, um nicht unterbrochen zu werden, verabredet, und etwa einhalb Dutzend derselben gehalten, doch nie, ohne daß nach einigen Stunden irgendeine eilige Pflicht uns getrennt hätte.

Die Gerechtigkeit erfordert das Zeugnis, daß die vorgelegten Entwürfe innerhalb des engen Kreises der ständischen Befugnisse, den das allgemeine Gesetz vom 28. Mai vorgezeichnet hatte, die Ausführung jener Grundlagen so freisinnig, so redlich als möglich organisierten; ja daß es zuweilen bedünken konnte als würden so freie Wahl- und Verhandlungsformen für bewilligende Stände besser als für beratende zugeschnitten sein. Der Kampf zwischen zwei entgegengesetzten Richtungen, die durch die Administration, den Staatsrat, wahrscheinlich auch durch das Gemüt des Königs ziehen, war an vielen Stellen sichtbar. Das wesentliche Ergebnis unserer Beratung mochte kaum bedeutend genannt werden: vielgestaltete Ansichten und Stimmen, unbedeutende Majoritäten, wenig imposante Massen, das Geringfügige mit dem Wichtigen

gleich behandelt, Mangel an politiſchen Standpunkten charakteriſierten ſolche. So gehörte manche ſelbſtgewonnene Überzeugung, die ich unverhohlen auszuſprechen mich bewogen fühlte, z. B. daß auf die Vereinigung von Schleswig mit Holſtein nicht ausſchließliches Gewicht zu legen, weil Holſtein bei einer völligen Amalgamation an Bürgſchaften für ſeine Volksrechte mehr verlieren, als Schleswig gewinnen könne, zu den Paradoxen, welchen ſelbſt die Freiſinnigſten mit Kopfſchütteln begegneten. Sie wurzeln nämlich alle noch in den Anſichten, dem Streben der Jahre 1815—1816, deren Altvater Dahlmann iſt, deren Träger Hegewiſch, und alle Doktrinärs, die ſich in die Bewunderung der engliſchen Verfaſſung, der Bildung der erſten Kammer, der ſich aufwiegenden drei Gewalten feſtgedacht und feſtgefahren haben, und an denen die Zeit längſt vorbeigegangen iſt, ſo wie an den Leuten vom Tugendbund und den Burſchenſchaftern, ohne daß ſie es gewahr geworden. Ich habe die Entſchloſſenſten mit dem ruhigen Ausſpruch erſchreckt: die Repräſentativverfaſſungen mit ihren nicht verantwortlichen, ganz frei geſtellten Vertretern der Nation führten zur Auflöſung der Staaten, und ich ſähe mich ſchon nach Bürgſchaften und Bauſtücken für eine neue Ordnung der Dinge um, durch Kommuneverfaſſung und bedingte Mandate ꝛc.

Am 1. Mai begannen unſere Sitzungen, am 3. Juni unterzeichneten wir das allgemeine Gutachten. Große Achtung bezeugte im allgemeinen das Publikum, viel Zuvorkommenheit und Freundlichkeit der Hof und die Miniſter. Es regnete Einladungen, oft drei auf einen Tag. Mit den freundſchaftlichen Mahlen habe ich einige 30. Diners eingenommen, darunter ausgeſucht vortreffliche und üppige; heitere und geiſtreiche, unter welche ich vor allem die Dienſtage bei meinem alten Freunde dem Konferenzrat Oerſted zähle, wo ſich eine Auswahl geſcheiter, freiſinniger und zuverläſſiger Gelehrten verſammelte, und wo ich auch Falk zu begegnen pflegte.

Der König zeigte ſich mir ſehr freundlich und vertrauensvoll. Über die neuen Inſtitutionen äußerte er ſich, wie es einem Könige geziemt, der etwas verſprochen hat, ja mit hellem, unbefangenem Blick. Daß ſeinem Herzen die Sache lieb geworden, wer würde es ihm zumuten, wer es glauben?"

Die Abwesenheit hatte ca. fünf Wochen gedauert, als Rist, über Lübeck heimkehrend, am 6. Juni wieder bei den Seinigen anlangte. Der Aufzeichnungen in unseren Tageblättern werden nun immer weniger und wir erfahren von Begebnissen aus dem Jahr 1832 nur noch, daß seinem Schwager Hanbury zur größten Freude der Familie die Stelle eines Ministerresidenten in Hamburg zuteil geworden, und dann, — was speziell für Rist von größter Wichtigkeit — der Kanzleideputierte Höpp war in Sachen der neuen Organisation in Holstein erschienen und hatte ihm eröffnet, daß es die Absicht sei, ihn als zweites Mitglied, den Präsidenten Spies zunächst, für die neu zu bildende Regierung in Vorschlag zu bringen. Aber nicht seine Ernennung und diese Aussicht allein waren es, welche dem Jahre 1832 eine erfreuliche Bedeutung gaben. „Es lag längst", so lesen wir in seinen Aufzeichnungen, „im Hintergrunde meiner Gedanken der Plan zu einer Reise nach Deutschland, als Gegengewicht zu den so oft gemachten, halb unfreiwilligen nach dem Norden. Ich hatte das Bedürfnis, mir Gegenden und Zustände, die mir durch die Länge der Zeit unklar geworden, und die ich teils überall nicht kannte, zu vergegenwärtigen, besonders in einem Zeitpunkt, wo die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni heftige Bewegungen im Süden Deutschlands zu verkündigen schienen. Die Reaktion, welche ich in meinem ‚Wort' vorausgesagt, war eingetreten, wie mochte man sich ihr gegenüber verhalten? Zudem mahnte etwas, das freie Jahr zu benutzen, das noch mein eigen war, und so wurde beschlossen, den 18. oder 19. Juli nach dem Rhein und womöglich weiter nach dem Süden zu reisen."

Die Reise führte ihn durchs Hannoversche, nach Westfalen und Rheinland, und weiter nach Baden und Württemberg, „und den 23. August wieder heimgekehrt, fühlte ich mich", wie er schreibt, „ausgestattet und bereichert mit mannigfachen, unschätzbaren Lebenserfahrungen und nachhaltigen Erinnerungen der angenehmsten Art." Er hat ein eigenes Tagebuch über diesen Ausflug geführt, und wir erlauben uns, um zu beweisen, wie bei auch nur flüchtiger Beobachtung, ihm die Vorzüge der preußischen Verwaltung in die Augen gefallen sind, einen darauf bezüglichen Auszug aus seinem Journal im Anhange (S. 215) folgen zu lassen.

Unter den kurzen, meist auf Todesfälle bezüglichen Notizen, welche wir im Jahre 1833 niedergeschrieben finden, begegnet uns auch die Nachricht von dem Ableben seines teueren, geliebten Freundes Erich Berger in Kiel, ‚eine der Seelen'", wie er schreibt, „die den Stempel ihres Urquells am deutlichsten an sich trug. Im Streben nach Licht und Wahrheit war sein Wesen von unbefleckter Reinheit, ja von solcher Unschuld, daß er an das Dasein des Bösen niemals glauben konnte, und nachdem er lange theoretisch es zu vernichten vergebens versucht, nach vielfachen Täuschungen, ich fürchte, mit gebrochenem Herzen ihm erlag. Sein letzter Brief vom 3. Januar, worin er mir tief verletzt Nachricht von einer rohen Beleidigung gab, die der Mutwille einer von ihm stets geliebten und verteidigten Jugend, ihm, als Rektor, am Neujahrsabende, zugefügt hatte. Er verzieh und schwieg. Eine Erkältung, die er sich zugezogen, artete in ein entzündliches Schleimfieber aus, das ihn hinwegnahm. Seine Anna, die 32 Jahre hindurch ihm wie ein Engel zur Seite gestanden, doch ohne die trüben Wolken, die sich schon lange um seine Stirne gesammelt hatten, und die nur angestrengter Pflichterfüllung wichen, verscheuchen zu können, hat ihn Tag und Nacht allein gepflegt. Oft und ernstlich sprachen seine Briefe den Wunsch aus, die Welt, die keinen seiner Wünsche befriedigt, zu verlassen, sein Schwanenlied zu singen und tief unterzutauchen. Und so sei dem edlen Geist Friede gegönnt und gewünscht und uns beiden fröhliches Wiedersehen!"

Das Jahr 1834 brachte mit den Instruktionen für die neu organisierten Gerichte und die Regierung vom 15. Mai, für Rist das Ende der gespannten Erwartung, die durch die Ereignisse des Jahres 1830 angeregt worden. Die Sitzungen der Regierung wurden am 1. Oktober eröffnet. Seine bis 1838 reichenden Aufzeichnungen deuten kurz hin auf diese oder jene Begebenheit, auf irgendein Familienereignis, und immer zahlreicher werden die schwarzen Kreuze am Rande mit der Angabe des Todestages dieses oder jenes seiner Freunde oder Bekannten. Es war ihm beschieden, noch 13 friedliche Lebensjahre in einer friedlichen, zu

Anfang noch durch keine feste Fahrstraße mit dem Süden verbundenen Landstadt und ihrer durch Wald und Wasser gezierten freundlichen Umgebung zu verbringen. In einem eigenen Hause, dem sich ein bis an die Schlei reichender Garten anschloß, behaglich eingerichtet, im Verkehr mit den vielen gebildeten Familien der Stadt, deren Kinder vielfach mit den seinigen in freundschaftliche Beziehung traten, wurde es ihm nicht allzu schwer, in der neuen Heimat allmählich Wurzel zu schlagen, wenn er gleich der alten nicht ohne schmerzliche Sehnsucht gedenken konnte und bemüht war, durch Austausch von Besuchen und einer regen Korrespondenz mit alt und jung, die Erinnerungen früherer Tage zu bewahren und über die Gestaltungen der Gegenwart sich in fortlaufender Kunde zu erhalten. In dem ersten, bald nach Eröffnung der Regierung an Poel geschriebenen Briefe heißt es u. a.: „Als ich an jenem Abend Ihr Haus verließ, mein teuerer Freund, war ich es mir lebhaft bewußt, daß ich mit Ihrer Nähe, mit dem ununterbrochenen, durchaus unbefangenen, durch keine Äußerlichkeiten beschränkten Austausch, den sie möglich gemacht hatte, etwas Unersetzliches aufgab. Hätte das Leben mir selbst nicht schon einige Übung in dieser schweren Kunst oder Gewohnheit des Entsagens gegeben, so würde ich sie von Ihnen haben lernen können; wie man sich dem Unvermeidlichen fügt, hat mich wenigstens Ihr Beispiel gelehrt: und daß es uns mehr geziemt, zu danken für das Gute, das wir genossen haben, als zu klagen, wenn es uns entzogen wird. —

„Mit meiner eigenen Stellung hier habe ich alle Ursache zufrieden zu sein. Meine Kollegen sind wackere, tüchtige Leute, bei denen die Sache und nicht die Persönlichkeit vorherrscht. Alle kommen mir mit Wohlwollen entgegen; wir tauschen aus und halten uns der Belehrung offen, und die Beschlüsse werden durch ruhige Diskussion gewonnen. — Die Kinder sind frisch und gesund, wir beiden Alten lassen uns keine Schwäche merken und haben vielleicht auch keine. Gewiß ist übrigens, daß eine so große Zahl von gebildeten und gesellig genießbaren Menschen, von gut tournierten jungen Leuten kaum in einer anderen Stadt der Herzogtümer zu finden sein möchte."

Dann schreibt er später: „Man lebt sich hier allgemach ein und hat für vieles Gute zu danken. In der Gesellschaft herrscht

ein heiterer Ton, die Kinder finden Freunde, an strebsamen jungen Leuten ist kein Mangel, und manche Abendbesuche zu unserer Theezeit gewähren eine angenehme Unterhaltung. Im ganzen sind die Frauen von ungemein angenehmer, natürlicher Bildung und von sehr gutem natürlichen Ton, eine Spur von Kleinstädterei nicht zu finden, wenn es nicht das ist, daß man sich gegenseitig ganz durchschaut und mit großer Naivität und Offenheit einander zum besten giebt, nämlich jeder dem Nächsten. Ich habe lange geforscht, was mir an den Männern nicht ganz genügt, mit denen es sich sonst gar leicht und bequem lebt und die, in aller Weise tüchtig genannt werden dürfen, und ich habe es gefunden: es ist das Element der Vertrautheit mit fremder Nationalität, was so mancher unbedeutenden Persönlichkeit in großen Städten angenehme Berührung giebt und eigentlich den Schlußstein der Bildung liefert. Hier ist aber nur ein einzelner jenseit des Rheins gewesen, jenseit des Meeres niemand. Die Anklänge von dort sind also matter, die Bilder blaß. England, das doch wenigstens eine große Welt mit seiner Litteratur und seinen Sitten repräsentiert, liegt abseits, und mit ihm eine Zahl von Anschauungen, von Axiomen und Resultaten, deren tief eingreifender Bedeutung ich mir erst jetzt recht bewußt werde. Ein paar hamburgische Börsenmänner würden mitunter sehr willkommen sein. Aber sie bleiben aus, und wie Theben eine Priester-, Persepolis eine Gräberstadt war, so ist Schleswig eine Beamtenstadt. Unserer Gesellschaft mischt sich selten ein anderes Element bei, ein Bürgertum, ein unabhängiges, frei sich von einem anderen Standpunkt äußerndes Element giebt es hier nicht, und so ist es unmöglich, nicht inmitten unermeßlicher Stöße von Berichten und Akten sich in seinem eigenen Vaterlande einigermaßen isoliert zu fühlen. Endlich trägt auch Schleswigs Lage dazu bei, die in dieser Hinsicht ungünstig ist, aber gewiß nicht die Stimmung und Ansicht der Regierung, die so empfänglich und wohlmeinend ist, wie man es nur irgend wünschen kann.

„Mit unserem Vogt stehe ich in lebhaftem brieflichen Verkehr. Was mir auffällig, ist, daß es doch keine ganz schlimme Zeit sein kann, in der sich hochbetagte Greise eine solche Klarheit des Geistes erhalten können, wie er sie zeigt, und wie sie, wenn ich nicht irre,

unſeren Vätern kaum gegeben war. Seine Briefe ſind höchſt reichhaltig und eigentümlich ſanguiniſch, daher erweckend und tröſtlich; untröſtlich nur, inſofern es in der Natur der Dinge liegt, daß ich ſie von hier nicht in gleichem Maße und nach Gewicht zu erwidern vermag, mich folglich immer als Schuldner fühle; um Reſultate zu ziehen und mitzuteilen, bin ich hier noch zu jung, und ebenſo ſchwer wird es mir, ihm den beſchränkten Kreis unſerer Wirkſamkeit, der ſich durch Verfügungen eines Verwaltungskollegiums realiſieren läßt, anſchaulich zu machen. — Übrigens bekenne ich gerne, daß die Wirkſamkeit in unſerem Kollegio, die Abwechſelung ſtets ſich erneuernder Fälle, das Spiel ſo vieler friſcher Kräfte, die, auf das Beſte gerichtet, von verſchiedenen Standpunkten aus höchſt anziehend iſt, und daß die langen Sitzungen bei der ungezwungenen Bewegung, die den einzelnen vergönnt iſt, nicht ermüdend, vielmehr durch die Gewohnheit eines immer ſich verjüngenden Reizes der Neuheit zum Bedürfnis werden können. Das aber ſteht feſt, wenn aus der Regierung etwas Gutes wird, ſo iſt es hauptſächlich das Verdienſt meines, eminent zum Präſidenten qualifizierten Freundes Spies und ſeiner faſt ohne Ausnahme glücklich getroffenen Wahlen."

So viel aus den an ſeinen alten Freund in den beiden erſten Jahren ſeines Schleswiger Aufenthaltes geſchriebenen Briefen. Aus Briefen, an Voght gerichtet, iſt im erſten Teil und aus ſeiner Korreſpondenz mit Sieveking im zweiten Teil der Bilder aus vergangener Zeit dieſes und jenes mitgeteilt. Sie wurden alle vor ihm hinweggenommen, mit denen er, — der niemals lange auf einen Brief warten ließ — in fortgeſetzter Verbindung geſtanden: Poel, Voght, Gries, Perthes und ſo mancher ſeiner einer früheren Zeit angehörigen Freunde. Im Jahre 1835 war der Graf Chriſtian Bernſtorff geſtorben, und wie wir demſelben ſchon oft in dieſen Blättern begegnet, ſo mögen nun auch noch die herzlichen Worte, mit denen er des Abgeſchiedenen gedenkt, hier eine Stelle finden. „Was Sie mir", ſo ſchreibt er an Poel, „über Bernſtorffs Tod ſchreiben, hat mich tief bewegt. Wir waren für das Leben ſo weit auseinander gekommen, im Raum, in der Zeit und auch in der Richtung, die bei ihm eine gewiſſermaßen vorgezeichnete war, daß ich in ihm eigentlich nur noch das

erhebende Bewußtsein verlor, unter den Lebenden einen unwandelbaren Freund und Gönner so seltener Art zu besitzen. Auch das Geschlecht dieser wahren Edelleute, die wir gern anerkannten, und die es unbewußt waren, geht mit raschen Schritten zu Ende; ich glaube, man könnte die übriggebliebenen zählen; die jüngeren mit Ansprüchen, von denen sie wissen, daß sie nur äußerlich anerkannt werden, die sich ihrer Vorteile mit Absichtlichkeit bedienen, haben eine schwerere Rolle zu spielen und üben geringe Wirkung aus, wo ihnen nicht gesetzliche Vorzüge zustatten kommen. Bernstorff hatte alles Zeug, ein großer Staatsmann zu sein: Scharfsinn, Mut, Beharrlichkeit, Empfänglichkeit, edles Wollen; aber es waren noch ein paar höchst liebenswürdige Eigenschaften hinzugefügt, die das großenteils wieder verhinderten; er war gemütvoll und bequem; gewiß, man braucht ihn deshalb nicht zu bedauern. Wohl könnte es Dänemark fühlbar werden, daß dieser seinem Vaterlande wohlwollende Mann nun keine Stimme mehr hat. In Preußen hat seine Persönlichkeit, die einzig war, ihre Wirkung nicht verfehlt, wenn er sich gleichwohl vollkommen isoliert hatte."

Wenn später der Antrag an Rist ergangen ist, über das Leben dieses edlen Mannes etwas zu veröffentlichen, so hat er eine Zeit lang sich wirklich mit diesem Gedanken beschäftigt; zu umfassenderen Arbeiten dieser Art fehlte ihm indessen die Unabhängigkeit von den Geschäften des Tages und die bequeme Muße freier Stunden; nur zu kleineren Aufgaben reichten sie aus, und wir verdanken ihnen die Andeutungen zu Bergers Leben und das geistreiche Schriftchen: „Schönborn und seine Zeitgenossen", mit dem darin aufgenommenen, durch den Geh. Rat Nicolovius ihm übermittelten interessanten „Goetheschen Gesamtbriefe".

Wir sind ans Ende unserer Mitteilungen gelangt und wüßten demjenigen, was wir in der Einleitung zum ersten Teil gesagt haben, kaum noch etwas hinzuzufügen. Ein reiches Leben lag hinter dem Entschlafenen, als er im Jahre 1847 abgerufen wurde, reich an äußeren Wechselfällen wie an inneren, dem Wechsel nicht unterworfenen Gütern. Ausgezeichnet durch edle Geistesgaben, durch Wissen und vielseitige Bildung ist er, — was mehr sagen will —, vor allem ausgezeichnet dadurch gewesen, daß er sein Herz stets offen gehalten für alle höheren und heiligen Eindrücke, in Erfüllung

der beiden vornehmsten Gebote auf Gott seine unwandelbare Zuversicht gesetzt und in seinem Nächsten sich selber wiedergefunden hat. Die Ereignisse des Jahres 1848 würde er ohne Zweifel tapferen Mutes, wie diejenigen des Jahres 1830 ins Auge gefaßt haben, als ein bedeutsames Glied, als einen Knotenpunkt in der Entwickelungsgeschichte menschlicher Geschicke*). „Fürchte Gott und scheue niemand" war die Losung seines Lebens, und will man den der Ewigkeit angehörenden Gehalt desselben mit einem kurzen Worte wiedergeben, so lautet dieses:

Er vertrauete Gott.

*) Vgl. Bilder aus vergangener Zeit, T. II, 2, S. 345.

Auszug aus einem Reisejournal Rists.

Siehe S. 208.

Preußisch-Westfalen und Rheinland.

Es ist ein behagliches Gefühl für einen Reisenden, ein wohlregiertes Land zu betreten, wo alles mit Absicht geordnet, möglichst wenig dem Zufall überlassen ist, wo auf jedem Schritt sich die Vorteile der geselligen Vereinigung darstellen, und in den äußersten Verzweigungen der Staatsgewalt sich ein lebhafter Pulsschlag zeigt.

Vortreffliche, ja unverbesserliche Wege, große Aufmerksamkeit und Höflichkeit der Postbehörden und Postillone, schnelle Beförderung — das alles ist das erste, was angenehm auffällt. Die Kleidung der letzteren zierlich und geschmackvoll: die Kanonenstiefel und lange Sporen, die feinen, weißledernen Beinkleider, die gut sitzende Jacke mit Schößen, die große Quaste, der Wachshut fehlen auch im kleinsten Örtchen nicht. Statt des gewöhnlichen Horns eine Art militärischen Bügelhorns oder Trompete, auf der sich eine Melodie blasen läßt. Jeder Postillon muß blasen können; er hat neben seinem Konduitenbuch, dessen Inhalt auf sein künftiges Los unnachsichtlich influiert, sein Notenbuch. Zwei Stabstrompeter bereisen regelmäßig alle Stationen des Bezirks, um Unterricht zu erteilen; Postinspektoren visitieren fortwährend bis ins kleinste Detail. Nur einmal braucht der Reisende, beim Eintritt in das Gebiet, seinen Paß zu zeigen; es ist, um danach seinen Begleitschein auszufertigen, der in größter Ausführlichkeit alle Notizen über ihn enthält und ohne sein Zuthun in dem Hute des Postillons ihn überallhin begleitet, an jeder Station unterzeichnet und abgeschrieben wird, wenigstens annotiert. Das erste, was ohne Fehl der Postillon beim Absteigen vom Pferde thut, ist, denselben in das Comptoir zu liefern. Vermittels dieser Einrichtung hat die Regierung die Kontrolle über jeden Reisenden und findet die Route, die er genommen, bezeichnet, ohne ihn zu vexieren. — Auf dem Postzettel, den der Reisende erhält, ist die Länge der Station, die Zahl der Pferde, das Postgeld beschrieben; man reist *nicht* wohlfeil in Preußen, denn die Meilen sind ungewöhnlich klein: das Postgeld 12½ Sgr. pr. Meile und Pferd. Eine geistreiche Erfindung, zur Be

quemlichkeit der Reisenden, wie zum Besten des Fiskus, ist eine neue Rubrik auf jenen Zetteln, lautend: „An Zoll-, Chaussee-, Damm-, Brück-, Fährgeld." Diese Rubrik aber ist sehr teuer. Ich habe sie bis zu 19 Sgr. auf einer Station gezahlt, und bezweifelt, ob so viel an Wegegeldern einzeln würde zu erlegen gewesen sein. Eine zweite Erfindung ist, daß das Schmiergeld auf jeder Station gezahlt wird, es werde geschmiert oder nicht, mit 5 Sgr. Die Folge davon ist, daß es nun ebenso viel Mühe kostet, geschmiert zu erhalten, als ehedem, es zu verhindern, und daß die Wagenmeister eigentlich nun noch ein eigenes Trinkgeld dafür, — nicht verlangen, — sondern erwarten. Ich erwähne diese Kleinigkeiten nur, als charakteristisch für den Geist einer Regierung, welche ihre großen Bedürfnisse und starken Forderungen wenigstens mit anderweitigen Vorteilen des Leistenden aufwiegt, anderenteils aus jeder Verbesserung fiskalischen Nutzen zu ziehen weiß.

Von der Weser bis zur Ruhr kommt man durch sehr verschiedenartige Landstriche: solange der Teutoburger Wald währt, herrscht (in der Gegend von Bielefeld) Industrie vor. Es ist alte preußische Provinz; das Eigentum geteilt. Dazwischen ehemals geistliche Gebiete mit größeren Domänen und Landgütern, Zehnten und Fronen. Dann eine weite, kornreiche Ebene, katholisch, zum Teil unter großen Kaunitzischen und Bentheimschen Herrschaften stehend; man berührt Lippstadt und Soest, einen der großen Mittelpunkte des Landhandels im Mittelalter, die Wiege der Lübschen und aller unserer Stadtrechte. Hier sind nur in den Gebäuden noch Spuren alter Größe. Das Land ist nicht vom besten, Sand, Felsboden, Moor wechseln ab. Große unabsehbare Kornbreiten deuten auf weniger zerstückeltes Landeigentum. In der Regel sind Städte und kleinere Ortschaften höchst unsauber, ärmlich, vernachlässigt, und das Pflaster halsbrechend; die Leute gutmütig und schwerfällig. Mit dem Gebirge, durch das die wilde Ruhr strömt, beginnt wieder ein lebhafterer Menschenschlag, mit dem Wassergefälle die Industrie, das verteilte Eigentum, die persönliche Freiheit. Besonders auffallend ist die Sonderung der Dialekte dies- oder jenseits des hohen Gabelsberges hinter Hagen. Diesseits noch der Westfälinger mit der schweren Zunge, der holländischen Aussprache des sch, des u für o, des ch für g. Ich habe oft geglaubt, im nördlichen Schleswig zu sein. — Jenseits, wo das Großherzogtum Berg anfängt, schon rheinländische Sprache, scharf abgeschnitten; auch die Sitten nähern sich mehr dem Rheinland. Die Wunder der Industrie, die Schöpfungen eines soliden, behaglichen, und doch nicht übermütigen Reichtums in dem schönen Wupperthal zu beschreiben, ist nicht meine Absicht; diese Gegend hat, seit ich sie sah, in aller Weise an Wohlstand und innerer und äußerer Kultur und Volksmenge zugenommen; Geist, technische Kenntnis, Erfindungskraft, Scharfsinn und Kapital wetteifern, und für alle ist noch Spielraum. Aber ihr Verkehr hat sich von der Elbe und Weser ab-

und ganz dem Rhein und Holland zugewandt, seit letzteres sich endlich entschlossen, eine billigere Transitordnung einzuführen.

Auch in Köln blüht Handel und Verkehr seitdem wieder auf. Nicht so die inländische Rheinschiffahrt. Nachdem durch die neueste Einigung mit Holland manche Hindernisse, die dem freien Güterzuge bis ins Meer entgegengestanden, gehoben worden, erwartete ich lebhaften Wasserverkehr, fand den Fluß aber öde und tot wie sonst; ein Segel eine Seltenheit. Überall tönte auf meine Fragen mir die Klage entgegen, daß es vorläufig gerade diese neue Verbindung mit Holland sei, was die Schiffahrt der Rheinfahrzeuge zu vernichten drohe. Große holländische, für die Binnengewässer gebaute, flache Schiffe, welche 8—10000 Zentner laden, zeigten sich häufig und monopolisierten gewissermaßen den Frachthandel, soweit solcher nicht schon durch die täglich gehenden Dampfschiffe betrieben würde, welche zwar nur 500 Zentner laden könnten, aber durch tägliche Wiederkehr es dem einheimischen Rheinschiffer sehr schwierig machten, noch genugsame Fracht zu erhalten. Ein solches Schiff könne oft 14 Tage bis 3 Wochen liegen, ehe es eine Ladung kompletiere, und dann zu so herabgedrückten Frachtpreisen, daß schon die Liegetage den ganzen Frachthandel absorbierten, die Schiffer einer nach dem andern zum Konkurs kämen, oder ihr Gewerbe verließen. Man tröstete sich damit, daß auch die Unternehmung der täglichen Dampfschiffe, welche eine so große Annehmlichkeit und Erleichterung für den Verkehr darbieten, wegen der durch die Lootsen und die Zugpferde noch sehr vermehrten gewöhnlichen Kosten, Schaden gebe und folglich wohl gelegentlich eingehen werde; daß die Rheinländer den Holländern die Vorteile weiterhin ablernen würden. — Einstweilen ist die Fracht so niedrig, daß sie schwerlich noch herabgedrückt werden kann.

Es wird hier der Ort sein, zu bemerken, daß nach zuverlässigen Angaben und Berechnungen, auch rücksichtlich der Zölle, der Rheinhandel vor dem Elbhandel ganz wesentlich begünstigt ist, weniger mit Absicht, da die darauf sich beziehenden Verträge zu ganz verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Teilnehmern geschlossen wurden, als weil am Rhein das wohlverstandene Interesse der Partizipianten und der französische Einfluß ein richtiges und mit der Absicht der Begünstigung des Handels übereinstimmendes Verhältnis der Belastung bewirkt haben, an der Elbe hingegen die Uferstaaten sämtlich, unter dem Schein größter Bereitwilligkeit zur Aufopferung ihrer Partikularvorteile, nur auf Beibehaltung, ja auf Erhöhung ihrer Zolleinnahmen bedacht gewesen sind, so daß der Zentner von Hamburg bis Dresden doppelt soviel Zoll erlegt, als dasselbe Gewicht von Rotterdam bis Mainz. Die Folge eines solchen Systems, sowie der Belastungen des Landtransits und der Ausbreitung des preußischen Zollverbandes, wird schon sichtbar und mit jedem Jahre einleuchtender werden. Hamburg (und Bremen), das sonst den Kreis seiner Versendungen weit nach Westen ausdehnte, in leb-

haftem Verkehr mit Frankfurt und Elberfeld ſtand, ſieht ſich jetzt ſchon faſt ganz auf das Elbgebiet beſchränkt. Die Spedition über Lüneburg und Harburg iſt auf ein unbedeutendes zuſammengeſchwunden, während hingegen Holland, das auch die Nebenflüſſe des Rheins frei beſchiffen darf, den Rayon ſeines Handelsgebietes täglich mehr nach Oſten ausdehnt. Tritt erſt Antwerpen, deſſen Thätigkeit ſeit ein paar Jahren ganz gelähmt iſt, ſei es durch Eiſenbahnen oder Beſchiffung der Gewäſſer, die mit dem Rhein in Verbindung ſtehen, mit in die Konkurrenz ein, ſo wird dies Verhältnis ſich für unſere große Handelsſtadt noch nachteiliger ſtellen, und man wird ſich ohne Mühe die Klagen der Hamburger Börſe über mangelnden Abzug für die immer ſtärker werdende Anfuhr überſeeiſcher Waren erklären können.

Von der äſthetiſchen Ausbeute der Reiſe, den Rhein aufwärts, über Köln, Bonn und Koblenz bis Bingen abſehend, bietet dieſes in aller Weiſe geſegnete Land Stoff zu manchen Bemerkungen.

Eine Ernte von auch hier beiſpielloſem Reichtum an allen Lokal- und Kulturpflanzen, an Obſt und Wein, bedeckte alle Fluren. Aber die großen weſtfäliſchen Gebreite waren verſchwunden. Kleine, ja ganz diminutive Äcker von wenigen Ruten mitunter, Wieſen, Kartoffelfelder ebenſo, deren Abwechſelung von den Höhen geſehen, oder ſich längs der Flüſſe und Berggelände hinziehend, ein zauberiſches Farbenſpiel, von den dunklen Kronen der überall mitten im Korn ſtehenden Fruchtbäume unterbrochen, bildet, deuten auf eine große, ja übermäßige Verteilung des Bodens. Daher zu unſerer Verwunderung zur Einbringung ſo großen Segens überall nur einzelne oder paarweiſe Arbeiter thätig mit der langſamen Sichel. Wir haben den Ertrag ſolcher Felder von den Frauen auf Tragkörben, von den Männern häufig auf Schubkarren einbringen ſehen. Ein Geſpann Zugochſen, (die hier von ſchöner Raſſe, durchaus dunkelbraun ſind und nach antiker Weiſe am Joch ziehen), iſt in der Regel das arbeitende Inventarium einer Landwirtſchaft und auch das einzige Vieh, das man ſieht: überall iſt Stallfütterung, und eine Sorgfalt der Kultur, die größere Wirtſchaften nicht imſtande ſind, zu erreichen. So bildet denn die Bevölkerung einen traurigen Kontraſt zu dem ſchönen Lande. Sie iſt ſo zahlreich als dürftig, und ihre Züge, die kaum die Jugend durch irgendeine Friſche ſpüren laſſen, verraten ſchwere Arbeit und ſchmale Koſt. Friſtung des Daſeins ſcheint ihr Lebenszweck, man braucht nur die wenigen Dörfer und die häufigen Städtchen dieſes Ufers zu betreten, deren Kleinbürger den größten Teil des Landes beſitzen und ſelbſt bebauen, um ſich von der trüben Exiſtenz, die dort geführt wird, zu überzeugen. Verfall, ebenſo ſehr aus Vernachläſſigung, als aus Armut, Schmutz, Mangel an allem Sinn für Behaglichkeit und Zier, fallen beim Eintritt in dieſelben ohne Ausnahme dem Reiſenden auf, der von weitem die reizende Lage dieſer Ortſchaften bewunderte und glücklich pries: dem entſprechend iſt das Innere dieſer

halb aus Lehm, halb aus Stein gebauten Höhlen, die an dauerhafte Ruinen aus alter Zeit gelehnt, mit ihnen zusammen ein wunderliches Ganzes bilden. Eine lumpigere Schuljugend als in diesen Städten und Flecken, der größere Teil ohne Kopfbedeckung, einzelne ohne Schuhe, läßt sich nicht denken. Der Haidedörfer in den Ämtern Neumünsters und Segeberge erinnert der Holsteiner sich mit Stolz, wenn er in Boppart, Remagen, Andernach, Bacharach umhergewandert. Da die größeren Städte hingegen zum Teil schön gebaut und freundlich sind, die höheren Stände, sowie der Mittelstand eine gewisse Wohlhabenheit (wenngleich nicht den Frohsinn des Ober- und Mittelrheines) zeigen, so ist mir eigentlich diese Erscheinung noch nicht erklärlich geworden, wie denn die Leute des Landes selbst sie verschiedenartigen Einwirkungen zuschreiben. Manches von jener Unsauberkeit und Ärmlichkeit des Äußeren bin ich geneigt noch auf Kosten der ehemaligen geistlichen Herrschaften zu schreiben, wo eine gewisse Behaglichkeit und Lässigkeit mit äußerer Unreinlichkeit oft zusammentraf. Aber hier müssen noch andere Ursachen wirken, und das ist einmal die große Zerstückelung des Grundbesitzes, anderenteils die hohe Besteuerung, die zahlreiche Bevölkerung, die bereits auf den höchsten Grad getriebene Kultur, die keine Verbesserung oder neue Nahrungszweige mehr zuläßt. Wo in der Gegend von Koblenz größere Bauerngüter durch Zufall oder Lokalgesetzgebung oder Herkommen erhalten sind, da findet sich auch größere Wohlhabenheit. Das linke Rheinufer ist noch im Besitz der Zehntfreiheit, die es der französischen Herrschaft verdankt, und deren Nicht-Geltung für das rechte Ufer ein schwer lastender Druck ist. Ich glaube inzwischen, daß bei der Adquotierung der Klassensteuer, über die von Armen und Reichen, doch mehr von ersteren geklagt wird, auf den Wegfall der Zehnten Rücksicht genommen werden mag. In wieweit die eigentümliche Gesetzgebung, die Preußen weislich seiner Rheinprovinz bis jetzt gelassen hat, die Regierung verhindert, unmittelbarer auf die hier angeregten Übelstände zu wirken, kann ich nicht beurteilen. Eines aber glaube ich bemerkt zu haben, daß man, selbst bei den drückenden Leistungen und der sehr knappen Ordnung, die überall hervortritt, im Rheinlande keine Sehnsucht nach früheren Zuständen hegt, vielmehr leidlich zufrieden mit seiner dermaligen Lage ist. Darf man auch annehmen, daß bei einem ausbrechenden Kriege mit Frankreich sich kein lebhafter Enthusiasmus für Preußen regen würde, sieht man auch überall noch Spuren der nationalen Sonderung, vermöge deren der Rheinländer von den Preußen, womit die Westfälinger gemeint sind, wie von einem anderen Volke spricht, so sind die Leute doch zu klug, um sich französische Herrschaft wieder zu wünschen, und die Meinung einsichtsvoller Männer ist, daß selbst die Landwehr dieser Provinz, wäre sie auch nicht zur Offensive brauchbar, doch ihre Pflicht defensive ganz entschieden leisten würde.

Preußens System der Verwaltung, mit Rücksicht auf die Persön-

lichkeit der in der Rheinprovinz Angestellten, ist seit zehn Jahren ein viel weiseres geworden. Man sucht höhere und niedere Beamte mit Sorgfalt für diese Provinz aus, und selten findet noch ein altpreußischer, steifer Administrator seinen Weg hierher, vielleicht werden deren noch täglich zurück in die alten Provinzen versetzt. Überhaupt scheint mir der Schlüssel zu der Ruhe und verhältnismäßigen Zufriedenheit der preußischen Unterthanen darin zu liegen, daß die Regierung konsequent und gerecht ist, daß sie den Unterthanen ferner imponiert, und zwar 1. durch überlegene Intelligenz; 2. durch eine gewaltige militärische Kraftentwickelung.

ad 1. Ohne von der Intelligenz der Regierung Spuren zu finden, thut man keinen Schritt, nichts, wo sie nicht eine ordnende Hand blicken ließe. Wo an einem öffentlichen Gebäude der Stein fehlt, da wird er alsbald ersetzt. Neue Anstalten zum Wohle des Ganzen werden fortdauernd gegründet, die Schulen beaufsichtigt und verbessert, Straßen angelegt, ältere abgekürzt, Brücken errichtet, und das alles mit einer gewissen Vollkommenheit. So findet man überall die Wegweiser an den Landstraßen nicht nur in der vollkommensten und frischesten Erhaltung und Ausführlichkeit am Eingang und an der Ausfahrt jedes Dorfes; schon in mehreren Distrikten auf einer weißen Tafel den Namen des Ortes, den Verwaltungs- und Gerichtsbezirk, zu dem er gehört.

Ein ungeheures Personal der Verwaltung macht es möglich, in alle Verhältnisse des Staats- und bürgerlichen Lebens (vielleicht zu sehr) einzugreifen, sie mit einer von oben ausgehenden Thätigkeit zu erfüllen. Zahlreich und gut besetzt, wie die Administration ist, mit dem durchgeführten Grundsatz der höchsten Behörden, jede Fähigkeit, jede sich ausweisende Intelligenz in den Dienst zu ziehen und zu verwenden, ist es kein Wunder, wenn die Regierung dem Lande überlegen ist, der Bauer und Bürger sich überzeugt, daß die Herren es besser verstehen als er. Mir sind Beispiele angeführt worden von den Städten, die sich durch eigene Verwaltung ihrer Gemeindeangelegenheiten in ein unabsehbares Labyrinth von Schulden und Verlegenheiten gestürzt hatten, und die um eine Kommission baten. Ein paar Regierungsräte hatten in wenig Monaten den ganzen Wust aufgewunden, das Stadtvermögen geordnet, abgehandelt, dividiert, einen Tilgungsfonds errichtet, und man war zufrieden und dankbar. Wo nun aber die Regierung gewissermaßen die Intelligenz monopolisiert, da bleibt natürlich für Land und Kommune eine Art von caput mortuum (sowie auch umgekehrt). Dies mag denn auch mehr oder weniger der Fall im preußischen Staate sein. Lebhafte Teilnahme am Öffentlichen, Aufopferung für Kommunalzwecke, Lokalpatriotismus wird man meist vergebens suchen: es bleibt kaum Raum dafür, ohne überall anzustoßen. So ist auch, soviel ich weiß, die schön gedachte, ja gefühlte Stein- und Hardenbergsche Städteordnung

eigentlich noch nirgends vollständig ins Leben getreten, und wo sie es ist, zum Teil an dem Mangel an tüchtigen und unabhängig denkenden Bürgern gescheitert und zum großen Nachteile der Kommune ausgeschlagen. Die neue Städteordnung fordert und erwartet schon weniger, z. B. von den Stadtverordneten, deren Zahl sie auch meist auf die Hälfte herabsetzt: man wird sehen, wie sie sich macht, Erfahrung lehrt aber, daß unter großen dichtbelaubten Bäumen die kleinen Pflanzen selten gedeihen.

Mit der Kreis- und bäuerlichen Ordnung soll es ungefähr ebenso stehen. Sie ist meist nur auf dem Papier. Die großen Ideeen, die auch ihre unverlierbare Wahrheit haben und immer als Muster vorschweben müssen, haben im einzelnen überall Hindernisse gefunden. Die Regierung, die durch ihre Stellung hauptsächlich darauf hingewiesen ist, allgemeine Zwecke im Auge zu haben, mußte sich vorerst begnügen, z. B. die Kreisordnung nur so weit durchgeführt zu sehen, wie sie der Füllung der Kassen und der Armeekadres an die Hand geht.

Lassen Sie den kräftigen Geist, der diese Regierung belebt, einschlummern, den Impuls nachlassen, „das Salz dumm werden", so artet die kombinierte Staatsmaschine in ein Klapperwerk aus und es fehlen dann nach unten die Elemente, sich selbst zu helfen. Das ist die Gefahr eines solchen Zustandes, den man in mancher Hinsicht einen gespannten nennen kann, den nur die höchste Anstrengung im ebenen Gange zu halten vermag. Eine andere Gefahr, von der die Spuren hier und da sichtbar werden sollen, ist die große Zahl der Beamten selbst, deren Ansprüche und Ansichten der Staat unmöglich immer genügen kann. Unzufriedenheit und abwendige Gesinnung in dieser Klasse überhand nehmend, wäre allerdings das schlimmste der Übel.

ad 2. Militäretablissement. Mußte mich, was ich durch flüchtigen Blick und Verkehr von der Administration gesehen, mit aufrichtiger Bewunderung für die preußische Organisation erfüllen, so war dies womöglich in einem noch höheren Grade der Fall durch das, was ich vom Kriegsstaate auch nur im Vorbeigehen zu Gesichte bekam. Ich spreche hier nicht nur von den Riesenwerken am Ehrenbreitstein, auf den Höhen um Koblenz am linken Rheinufer und in der Stadt selbst. Werke, wie solche, — sagt der selige Niebuhr, — seit der Römer Zeit nicht gedacht und ausgeführt worden, wo Ausdehnung, Zweckmäßigkeit, Material, großartige Behandlung und schöne Zeichnung einen wahrhaft imposanten Gesamteindruck machen, — als Laie spreche ich von dem Eindruck, den mir das Heer, selbst die tausende von durchaus anständig und wohl aussehenden, wohlgekleideten, wohlgenährten, heiteren, bescheidenen, jungen Leuten gemacht haben, die man an den Garnisonsorten Hand in Hand behaglich durch die Straßen wandern, oder mit leichtem natürlichen Anstand unter den Waffen stehen sieht. Kein Blick, kein Wort verrät Ungeschlachtheit oder Zudringlichkeit; kein Scherz, kein loser Blick

folgt dem durch sie hingehenden Mädchen; wer sie anredet, erhält gutmütige höfliche Antwort; man läßt ihnen soviel Freiheit als möglich, hudelt sie nie unnütz mit Dienstpflichten. Offiziere und Unteroffiziere gehen ihnen mit dem Beispiel guter Sitte voran, dabei Equipierung und Bewaffnung bis auf den Schnitt der Kleider fein und vortrefflich, sodaß sie sich selbst achten lernen. — Wahrlich, bei der Organisierung und Bildung dieser Armee hat ein großer, ordnender Geist gewaltet, das sagt sich jeder. Möge im einzelnen dies oder jenes mangeln, einzelne Corps vor anderen sich auszeichnen, — ich sage, was ich gesehen habe, was ich Gelegenheit gehabt habe, bald nachher mit würtembergischen und bayerischen Truppen zu vergleichen. Und mehr sollen meine flüchtigen Bemerkungen auch nicht gelten, als um den Eindruck und die oben angedeutete Wirkung dieses Eindrucks zu bezeichnen. Hinzugefügt möge nur noch werden, daß man versichert, die ausgezeichnetsten Armeecorps seien die in Altpreußen stationierten, sowie ferner, daß alles, was ich gesagt, sich auch auf eine andere preußische Provinz, Sachsen, anwenden läßt. Die Befestigungen des Petersberges bei Erfurt, die Truppen daselbst und im Eichsfeld brauchen sich vor jenen am Rhein nicht zu schämen. Mehr als je bin ich überzeugt, daß, um ein so gutes Militär zu haben, die Konskription durchaus allgemein, die Dienstzeit kurz sein muß, und das Selbstgefühl des einzelnen vorherrschend: Ehrliebe im guten Sinn.

Daß die Provinzialstände keine bedeutende Rolle im Lande spielen, ist mir begreiflich, und ebenso einleuchtend, daß die Art, wie der preußische Staat jetzt verwaltet wird, durch allgemeine Stände eine sehr wesentliche Modifikation erleiden würde; es wäre ein neues Element, das sich mit dem vorherrschenden nicht vertragen möchte. Solange der jetzige König lebt, wird sich die heutige Ordnung der Dinge auch wohl halten lassen. Sie hat soviel Vorzügliches und ist so aus einem Stücke, daß es gefährlich sein mag, daran zu rütteln.

Anhang.

I.

Einige Nachrichten von dem Leben des verſtorbenen Etatsrats Amtmanns Compe.*)

Siehe S. 156.

Durch den Tod des Königlichen Etatsrats und Amtmanns Compe zu Schwarzenbeck im Herzogtum Lauenburg hat unſer Vaterland einen ſeiner trefflichſten Bürger, der Staat einen ſeiner treueſten und einſichtvollſten Diener verloren. Es ſcheint nicht nur die Pflicht dankbarer Anerkennung des Verdienſtes, es ſcheint auch der öffentliche Nutzen einige Worte zur Ehre ſeines Andenkens zu rechtfertigen; mehr doch für die Bewohner Schleswigs und Holſteins, denen er durch ſeine Verhältniſſe fern ſtand, als für unſere lauenburgiſchen Landsleute, in deren Mitte er wirkte, unter denen ſein Name noch lange fortleben wird.

Überall iſt wohl das Bild eines würdigen Greiſes, das nun nicht mehr durch menſchliche Schwäche und ſchwere Verhängniſſe entſtellt werden kann, der Überblick eines abgeſchloſſenen untadeligen Lebens ein lehrreicher Gegenſtand der Betrachtung. Viel mehr ſo, wenn dieſer Greis ein Beamter von weitgreifender Wirkſamkeit war —, ob auch rechtlich nur einem, ſo doch moraliſch Hunderten, ja Tauſenden verantwortlich, und wenn von ihm geſagt werden darf,

*) Gedruckt in Falcks „Staatsbürgerlichem Magazin, mit beſonderer Rückſicht auf die Herzogtümer Schleswig-Holſtein und Lauenburg", Jahrgang 1827, Bd. VII, S. 608f.

daß er, in der thätigſten Laufbahn, in der prüfendſten Zeit, ſtets die gleiche Richtung verfolgt, die edelſte Haltung behauptet, Recht und Pflicht zum Ziel ſeines Strebens gemacht hat.

Wer ſich im Leben umgeſehen, wird geſtehen müſſen, daß das kein gemeiner Ruhm iſt, und daß es Verhältniſſe giebt, in denen es ſchwerer wird, ihn zu erwerben, als in vielen anderen.

So möchte der Wirkungskreis des oberen Adminiſtrativbeamten in den norddeutſchen Staaten überhaupt und namentlich in den hannoverſchen Landen, inſofern dieſer Beamte das weſentlichſte Mittelglied zwiſchen der Regierung und den Regierten iſt und in unmittelbarer Berührung mit der Maſſe des Volkes ſteht, wohl einer der reichhaltigſten wie auch prüfendſten, ja derjenige zu nennen ſein, für den die Vereinigung der vorzüglichſten Eigenſchaften des Menſchen und des Staatsmannes, wo nicht immer gefordert wird, doch am meiſten gewünſcht werden muß. Der Amtmann hat durchweg den erſten Faden der geringfügigſten wie der folgereichſten Verhältniſſe in ſeine Hand zu nehmen, um ſie ſofort zu erledigen oder vorbereitet, weiter zu fördern; ihm liegt die Ausführung der Geſetze und Anordnungen, ihre Anwendung auf den einzelnen Fall ob; von ihm ſollen die Anregungen zu verbeſſerten Einrichtungen, zur Abhilfe dringender Not ausgehen; er ſoll ſich vertretend und vermittelnd zwiſchen den eindringenden Feind und ſeine Schutzbefohlenen ſtellen; er ſoll in jedem Augenblick zugleich dienen und herrſchen; ihm iſt kein Wiſſen zu viel, wenn es kein totes iſt, wenn es ihn mit dem Zuſammenhange der menſchlichen Dinge vertraut gemacht hat; Scharfſinn und Weltklugheit erproben ſich mehr in der Berührung mit Menſchen als mit Akten und was nun überhaupt erſt den Mann zum Manne macht: die unerſchütterliche Rechtlichkeit, das ſelbſtverleugnende Pflichtgefühl, das feſtbegründete Wohlwollen, das ſind weſentliche Eigenſchaften, für den, der berufen iſt, überall auf friſcher That zu handeln, zu richten, zu ſchlichten, Ordnung und Frieden zu handhaben, die Leiſtungen beizutreiben, Kriminalunterſuchungen zu leiten, viele nichtige, manche gerechte Klagen zu hören, öfter zu ſtrafen als zu belohnen, öfter abzuſchlagen als zu gewähren.

Dieſe Eigenſchaften beſaß der Mann, deſſen kurzer Lebensabriß hier ſtatt aller Lobrede geliefert werden ſoll.

Friedrich Wilhelm Compe ward den 28. Auguſt 1751 zu

Hardegſen im Fürſtentum Göttingen geboren, wo ſein Vater Licent-einnehmer war. Er verlor ſeine Eltern früh; durch die Unterſtützung eines Oheims, des Bürgermeiſters Ebbrecht aber ward er in den Stand geſetzt, zwei Jahre auf dem Gymnaſio in Hildesheim, und drei und ein halbes Jahr die Rechte in Göttingen zu ſtudieren. Es läßt ſich annehmen, daß die Anlagen des jungen Compe ſchon damals Aufmerkſamkeit erregten; denn unmittelbar nach Beendigung ſeiner Studien ward ihm vom Königlichen Miniſterio der Auftrag, die Stadtregiſtratur zu Hardegſen in Ordnung zu bringen, und 1775, im 24. Jahr, ſehen wir ihn bei dem hannoverſcheu Amt Coldingen angeſtellt. So früh ſchon bemächtigte ſich der Dienſt des jungen Praktikers, daß er erſt im Jahre 1777 ſein Examen nehmen konnte. Er erhielt darin das Prädikat optime und den Vorzug vor allen mit ihm zugleich Angeſtellten.

Von hier an ging er nun im vorgezeichneten Gleiſe, doch unter günſtigen Umſtänden, durch die treffliche Beamtenſchule, die Hannover an dem Inſtitut ſeiner Amtsauditoren beſitzt, ein Inſtitut das, wie es den Jüngling unter der Leitung erfahrener Beamten in mannigfaltigen Geſchäften übt, ihn in unmittelbare Berührung mit Menſchen und Verhältniſſen aller Art bringt, ſo ihm auch eine Ausſicht auf künftige Beförderung ſichert und eine Laufbahn öffnet, in der Fähigkeit und Wohlverhalten des Erfolges nicht verfehlen. Der Amtsauditor iſt vereideter und verantwortlicher Staatsdiener, hat in dem Kollegio, welches die Beamten jedes hannoverſchen Amtes bilden, Sitz, und wenn wir nicht irren, beratende Stimme, und nimmt an den Geſchäften des Amts oder des Beamten, dem er zugeteilt iſt, denjenigen Anteil, den ſeine Vorgeſetzten ihm anweiſen; er dient ohne Gehalt und muß ſich jede Verſetzung gefallen laſſen, wie das Bedürfnis des Dienſtes ſie fordert, und die Bildung angehender Beamten ſie häufig anzuraten pflegt. Für ſo wichtig wird dieſe Vorſchule gehalten, daß jeder, der ſich dem Staatsdienſt im Innern, in welchem Fach es auch ſei, ſelbſt in den Juſtizkollegien, widmen will, einige Jahre in derſelben verweilen muß.

Compe blieb als Auditor bei dem Amte Coldingen bis zum Jahre 1779 und ward von da mit beſonderen Aufträgen zu dem damals an Hannover verpfändeten lippe-detmoldſchen Amte Sternberg verſetzt.

Im Jahre 1780 ward er schon als Supernumerärbeamter cum voto und mit dem Charakter als Amtsschreiber beim Amt Neustadt am Rübenberge angestellt, wo er bis 1786 blieb. In diesem Jahre ward ihm die Administration des Amtes Nienover in Solling anvertraut, der er bis 1788 auf eine ausgezeichnete Weise vorstand.

Nach Vollendung dieses Geschäftes erhielt Compe in letztgedachtem Jahre seine Ernennung als zweiter Beamter bei dem lauenburgischen Amt Ratzeburg, wo er während dreier Jahre, außer der, nach hannoverschen Einrichtungen den zweiten Beamten vorzugsweise zufallenden Justizverwaltung, die Geschäfte des ersten Beamten mit übernehmen mußte. Hier fand er, während eines fünfjährigen Aufenthaltes, Gelegenheit, die gründlichste Einsicht in alle administrativen, ja in die persönlichen Interessen des lauenburgischen Landes zu erwerben, in dem er nun einheimisch geworden war und blieb, mit dessen Wohlfahrt und Verfassung er sich allmählich ganz identifizierte. Schon damals bezeichneten häufige ehrenvolle Aufträge in Landesangelegenheiten, außer dem Kreise seines Amtes, das Vertrauen, dessen er vonseiten seiner Regierung genoß, und das mit dem seiner Mitbürger gleichen Schritt hielt: gewiß für den Beamten ein so wünschenswertes, als leicht zu verscherzendes Ebenmaß.

In Ratzeburg hatte damals ein Verein wohlhabender Häuser eine angenehme Geselligkeit einheimisch gemacht, die die Residenz kaum entbehren ließ, hier verlebte Compe, in der freundlichen Dienstwohnung am Ufer des Sees, mitten unter gehäuften Arbeiten, die glücklichsten Jahre, die nur durch häufig wiederkehrende Kränklichkeit getrübt wurden, deren er noch in seinem Alter sich gern zu erinnern pflegte.

Compe war von schwächlicher Gesundheit. Nur äußerlich von athletischem Körperbau, schien er durch Neigung und Fähigkeit für die Feder und eine sitzende Lebensart bestimmt, scheute er jede heftige körperliche Anstrengung, war ihm Jagdlust und Leibesübung fremd. Häufige schwere Krankheiten forderten während seines Jünglings- und früheren Mannesalters stete Sorge für seine Gesundheit und ließen ihn selbst oft an längerer Lebensdauer zweifeln. Von einfacher, schlichter Sinnesart, wie er war, zog ihn die Lust der Jugend wenig an; der Aktentisch ward bald sein liebster Sitz und die Gerichtsstube vorzugsweise sein Aufenthalt; eine bequeme Geselligkeit am

Abend, nicht auf Kartenspiel, vielmehr auf gemütlichen Austausch des Erlebten und belehrende Mitteilung gegründet, seine liebste Erholung. Seine durch angestrengte Arbeit vermehrte Kränklichkeit im besten Mannesalter kann es allein erklären, daß er, mit dem häuslichsten Sinn, mit allen Eigenschaften, die den glücklichen Familienvater bilden, ehelos war und bis an sein Ende blieb.

Zum Teil war es wohl sein Gesundheitszustand, der ihn bewog im Jahre 1792 die ehrenvolle Berufung der Königlichen Kammer zur Gerichtsschulzen-Stelle in Göttingen abzulehnen, die durch Versetzung seines älteren Bruders nach Nienburg vakant geworden war, teils aber auch das lebhafte Interesse für seinen damaligen Wirkungskreis und namentlich für das Verkoppelungsgeschäft, mit dem er hier bekannt geworden war, und dem er sich von da an mit unermüdetem Eifer widmete.

Es war 1793, in seinem 43. Jahr, daß Compe, ohne sich darum beworben zu haben, zu der ersten Beamtenstelle nach Schwarzenbeck berufen ward, wo er nach 34 Jahren sein Leben beschließen sollte. Das Amt ist nicht von den größten, doch da es an einer großen Heeresstraße und mitten in den Revieren des Sachsenwaldes gelegen, in polizeilicher Hinsicht nicht ohne Beschwerde. Forstfrevel waren in jener Zeit, im Verhältnis zu dem geringeren Wohlstande der Dörfer, sehr zahlreich.

Mit der ersten Beamtenstelle war eine mäßige Domänenpachtung zu günstigen Bedingungen, und außerdem auch der, an dem ehemaligen Schloßgrund haftende Brau- und Brennzwang im Amt, verbunden, und der Verstorbene genoß diese, nach heutigen Verwaltungsgrundsätzen unzulässigen Begünstigungen mit allen anderen Vorteilen, durch welche die damalige Domänenverwaltung Hannovers die Lage ihrer ersten Beamten wünschenswürdig zu machen wußte. Diese Stellen waren angenehm durch das Vertrauen, dessen sich der wohlgesinnte Beamte von seinen Oberen erfreute; sie waren großenteils sehr einträglich und sollten es sein. Der erste Beamte, welchem nach dortiger Einrichtung in der Regel zunächst die Hebung und die Führung der Geldregister obliegt, von dem folglich eine bedeutende Kaution gefordert ward, mußte womöglich der Nahrungssorgen und jeder Versuchung zum Mißbrauch seiner Stellung überhoben werden. — Daß er bei guter Ökonomie wohlhabend lebe, allenfalls ein Kapital

ſammele, war nicht unwillkommen; es konnte ſich auf dieſem Wege, in dem von der Natur im ganzen nicht reich ausgeſtatteten Lande, ein ſtets nachwachſender Stamm von Privatvermögen anſammeln, das ſich in alle Zweige des höheren Bürgerſtandes verbreitet, und nicht wenig beigetragen hat, in ſchweren Bedrängniſſen Land und Leute aufrecht zu halten.

So war auch im allgemeinen die Regierung dem Unterthan väterlich geſinnt. Bei einem altherkömmlichen, und folglich unſyſtematiſchen und verwickelten Steuerweſen war möglichſte Schonung des Beſtandes der Steuernden hergebrachter Grundſatz: mit einer wohlorganiſierten Rechnungsführung und Ablegung und mit unnachſichtlicher Schärfe in der Reviſion verbanden ſich billige Grundſätze über Remiſſion inexigibler Steuern. — Der Beamte lernte bald die beiden Endpunkte ſeiner Aufgabe: das Intereſſe der Herrſchaft, und das Wohl der Untergebenen in eine Dienſtpflicht vereinigen; ja bei längerem Aufenthalt in ſeinem Amt machte die natürliche Teilnahme an dem Geſchick ſeiner Pflegebefohlenen ihn oft, wo beide Forderungen zu ſtreiten ſchienen, zum unerſchrockenen Vertreter der Amtsuntergehörigen gegen das Intereſſe der Kammer, welches hinwiederum von der dem entfernten, nur wohlthätig wirkenden, ſo tief als freudig verehrten Landesherrn gewidmeten Liebe und Ehrfurcht ſcharf geſchieden ward. Der Beamte glaubte ſeinem Fürſten zu dienen, wenn er den Unterthan vertrat: die allgemein verbreitete Überzeugung, daß damit des Fürſten Wille geſchehe, war es, was unter langem feindlichen Druck und ſchwerer Prüfung die treuen Herzen der Unterthanen ihm erhielt.

So war in jener Zeit die Stellung der hannoverſchen Amtmänner; unſeres Bedünkens ein Muſter jener halb-patriarchaliſchen Verwaltung, die im Vertrauen auf die Perſon eine Miſchung mehrerer Attribute und Funktionen, einfache Formen für einfache Verhältniſſe duldete, die ſich aber freilich mit den Verwaltungsformen franzöſiſchen Urſprungs, ſtrenger Trennung der Geſchäftszweige, tabellariſcher Förmlichkeit, Vervielfältigung der Beamten und der Kontrollen, wonach jeder Verwaltende als verdächtig vorausgeſetzt wird, nicht verträgt und vielleicht auch den Anforderungen unſerer Zeit und dem Geiſt ſcharfer Sonderung, den ſteigende Bildung herbeiführt, nicht mehr genügen mag. Wie dem auch ſei,

jene älteren Formen bildeten sich ihre Menschen, wie die heutigen Formen sich die ihrigen einst bilden werden; denn eine Zeit lang überdauert der Geist noch die Form, die veraltet ist, und veredelt die neue, wenn er ein guter war.

Compe verdankte vielleicht einen großen Teil des unbedingten Vertrauens, das er täglich mehr bei seiner Behörde erwarb, nicht weniger der Gewissenhaftigkeit, mit der er gewohnt war, das Interesse seiner Administrierten zu vertreten, als dem Scharfsinn und der geduldigen Treue, die er bei Bearbeitung schwieriger und verwickelter Geschäfte zu vereinigen wußte.

Dieses angeborene administrative Talent benutzte die Regierung zu häufigen außerordentlichen Aufträgen. Compe hat in unzähligen Kommissionen zur Regulierung von öffentlichen und Privatgeschäften als Bevollmächtigter gearbeitet; es mochten wenige wichtige Arbeiten dieser Art im lauenburgischen Lande ohne seine Mitwirkung zustande gebracht worden sein, ja, sein Rat und seine Thätigkeit ward auch für die eigentlichen hannoverschen Lande nicht selten in Anspruch genommen. Und er arbeitete stets mit Erfolg. Sein sicherer Blick entdeckte bald den Hauptknoten in jeder Angelegenheit; ein gleichsam instinktartiger Widerwille gegen alles bloße Formenwesen, ließ ihn immer, ohne allzu ängstliche Furcht vor Verantwortlichkeit, auf dem geradesten Wege zum Ziel gehen. Seine große Anspruchslosigkeit, sein milder, billiger Sinn entwaffnete den übeln Willen und Eigensinn der Mitarbeiter wie der Beteiligten. Er war ein Feind aller Prozesse; für Advokaten gab es selten in seinem Amte zu thun, und fast niemals gedieh ein Rechtsstreit unter seinen Händen in den langsamen Gang der schriftlichen Verhandlung. Im Vergleichen streitender Parteien besaß er eine unübertreffliche Geschicklichkeit, daher ihm auch von den oberen Behörden die verwickeltsten Rechtsstreitigkeiten aus allen Teilen des Herzogtums zum Zweck einer gütlichen Vereinbarung übertragen wurden, den er fast nie verfehlte.

Unter die wichtigsten und gemeinnützigsten Geschäfte, denen der verstorbene Etatsrat Compe sich damals mit dem größten Eifer widmete, und um die er sich die größten Verdienste erwarb, gehört die allgemeine Ausführung der Verkoppelungen im Herzogtum Lauenburg, an deren erstem Gedeihen er, wie oben gesagt, bereits in Ratzeburg teilnahm und deren Vollendung er, mit Ausnahme weniger Dörfer

seines Amtes, erlebt hat. Es begriff dieses Geschäft nicht etwa nur die Auseinandersetzung der Gemeinden mit der Landes- (Guts) Herrschaft hinsichtlich der Hut- und Weidegerechtigkeit und anderer Mitbenutzung der herrschaftlichen Waldungen, und die damit verbundene Bildung geschlossener Forsten einer- und Feldmarken anderseits, sondern es umfaßte auch, nach hannoverschen Verwaltungsgrundsätzen, die noch schwierigere Aufgabe der möglichst gleichen Verteilung des Garten-, Wiesen- und Ackerlandes, nach Maß und Güte, unter die Bauernhöfe gleichnamiger Größe in jedem Dorf; und es war damit zugleich die Aufhebung aller Hofdienste gegen ein geringes Dienstgeld, und eine gleiche Setzung der so gleichgestellten Höfe verbunden, unter denen früher, zum größten Nachteil der Leistungen und der Leistenden selbst, die sie zu tragen hatten, besonders in Kriegszeiten, nicht selten ein sehr bedeutendes Mißverhältnis stattfand. Die Absicht der Regierung bei dieser Maßregel war so wohlwollend, als die Ausführung zweckmäßig und weise. In einem Königlichen Reskript an die Kammer ward es gleich anfangs ausgesprochen, daß es bei den Verkoppelungen nur auf den Wohlstand der Unterthanen, nicht auf Vermehrung der Domäneneinkünfte abgesehen sei. Dennoch fand die Sache anfangs bei dem jeder Neuerung abgeneigten Landmann große Schwierigkeiten. Da nun aller Zwang durchaus vermieden werden sollte, verstand sich die Kammer bei den ersten Dorfschaften, die sich verkoppeln ließen, dazu, alle sehr ansehnlichen Vermessungs- und Einteilungskosten zu tragen; sie erließ die Abgaben auf drei bis vier Jahre, sie verteilte mitunter, wo die Feldmarken zu klein waren, ihren ganzen Forstgrund; sie machte unaufkündbare Vorschüsse in barem Gelde, schenkte das Holz zu neuen Gebäuden: eine um so lobenswertere Mäßigung, da, nach dem im Herzogtum Lauenburg geltenden Meierrecht, der Gutsherr vollkommener Eigentümer des Bodens, und der Bauer nur Nutznießer ist, ersterem auch das Recht, seine Bauern in andere Dörfer zu versetzen, verfassungsmäßig zusteht und landesherrlich im Jahre 1718 nur dahin beschränkt ist, daß die versetzten Bauern in Quantität und Qualität vollständig entschädigt werden sollen. Doch bald bedurfte es dieser außerordentlichen Aufmunterungen nicht mehr. — Domänen- und Gutsdorfschaften baten von selbst um ihre Verkoppelung, wobei ihnen noch immer die wesentlichsten Unterstützungen zuteil wurden. Die trefflichsten Dorfs-

einrichtungen, rücksichtlich der Wege, der Befriedigungen, der Wasserabzüge und aller Kommuneverhältnisse, schlossen sich der Verkoppelung an; die Schuldienste fanden sich verbessert, alle Servituten aufgehoben, jeder Bauer in einen geschlossenen und abgerundeten Besitz eingewiesen. Compes gründliche Kenntnis der bäuerlichen Verhältnisse überhaupt, das lebhafte Interesse, das er an dem Wohl dieses Standes nahm, in dem er den Kern des Staates erblickte, seine strenge Gerechtigkeit, seine ausharrende Festigkeit, seine unermüdete Geduld eigneten ihn ganz vorzüglich zur Leitung dieser Arbeiten, deren unzählige ihm übertragen und von ihm mit Glück hinausgeführt wurden. Über das Resultat derselben äußerte er sich im Jahre 1812 am Schlusse eines an eine französische Behörde erstatteten Berichtes, der wegen seiner edeln Freimütigkeit und klaren Fassung ihm zur höchsten Ehre gereicht, folgendermaßen:

„Eine Regierung, die ihr Glück darin sucht, wohlhabende Unterthanen zu haben, wie bei der hiesigen der Fall war, kann kein Geld besser verwenden, als wenn sie es anlegt, die Verkoppelungen zu befördern; das Herzogtum Lauenburg giebt hiervon den besten Beweis; vor 50 Jahren war der größte Teil des Landes noch eine Wüstenei, die Bauern waren arm, und das Land erzeugte nicht so viel Korn als es gebrauchte. Durch die Verkoppelungen sind die Heiden und und Moore verschwunden, es wird Korn ausgeführt, der Viehstapel ist verbessert und vermehrt, und der Bauer ist so wohlhabend geworden, daß er die zehn schweren Kriegsjahre hat aushalten können und sich auch noch halten würde, wenn die jetzigen Abgaben nicht so hart wären, und wenn er die Handelssperre nicht so tief fühlte."

Unter diesen ruhigen Friedensarbeiten verging ein Jahr wie das andere. Compe war nicht verheiratet, aber darum war sein ansehnlicher Amtshof nicht weniger auf viele Meilen weit ein Mittelpunkt der Gastfreiheit und Geselligkeit, wo ferne Bekannte zusammentrafen, wo in dem wohlhabenden, trefflich eingerichteten Hause die Freunde familienweise wochenlang herbergten, ungewiß, ob ihnen der freundliche Wirt, oder sie diesem eine Wohlthat erzeigten. Doch bei ausgesuchter Bewirtung herrschte im Hause einfache Ordnung und Stille. Kein männlicher Bedienter ward gehalten. Ein zuverlässiger und anstelliger Eingesessener des Dorfes wartete den Gästen im Amtshause auf, wo alles den schlichten Sinn und das Wohlwollen des Haus-

herrn atmete. Ausgebreitet wie Compes Bekanntschaft war auch seine Korrespondenz. Zu ihm wandte sich, wer in schwierigen Fällen Rat bedurfte oder Unterstützung; wer mit einem Prozeß bedroht war, suchte seine Vermittelung oder sein Gutachten; Parteien provozierten auf ihn, Väter empfahlen ihm die Söhne. Von einem poetischen Freunde ward er scherzhaft das Väterchen des lauenburgischen Landes genannt.

Compe beschäftigte sich gern, wenngleich nicht in kleinlichem Detail, mit der Landwirtschaft, eben weil er nicht ängstlich zu rechnen brauchte. Die Verwaltung des Gräflich Kielmannseggeschen Meierhofes Melusinenthal, den er in Pacht genommen, griff fördernd in die Wirtschaft des herrschaftlichen Vorwerkes ein.

Aber eine so glückliche Lage sollte durch schwere Prüfungen gestört werden. Die großen Bewegungen der Zeit erreichten endlich auch den abgeschiedenen Winkel Deutschlands, wo ein so würdiges Dasein geführt ward.

Die französische, russische und preußische Occupation der hannoverschen Lande in den Jahren 1803, 1805 und 1806, wozu für Lauenburg noch die Besatzung durch schwedische Truppen, und der Durchzug dreier französischer Armeecorps im Herbst 1806 kam, waren nur das Vorspiel der Drangsale, die das Land in den folgenden Jahren trafen.

Während das Kurfürstentum Hannover dem Königreich Westfalen überwiesen ward, bildete das Herzogtum Lauenburg einen abgesonderten Verwaltungsbezirk unter einem kaiserlichen Intendanten, der dasselbe unmittelbar unter der höchsten Behörde, und gewissermaßen unumschränkt, als Krondomäne administrierte. Der Intendant d'Aubignosc war ein kluger, groß erscheinender Mann, stattlich von Person, freundlich in seinem Wesen; er wohnte auf dem Schlosse zu Lauenburg, wo Heinrich der Löwe gesessen hatte, freute sich der schönen Aussicht, nahm das Interesse des kaiserlichen Fiskus eifrig wahr und ließ übrigens die Zivil- und Justizverfassung des Landes im gewohnten Gange; die Ämter bestanden fort, nur wanderten die Überschüsse der Kasse nach Frankreich. D'Aubignosc fühlte sich wie ein kleiner König unter dem gutmütigen Völkchen, aber sein Kopf rastete so wenig wie der seines Herrn. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß von dieser kleinen administrierten Insel im deutschen Norden der Gedanke zur

Einverleibung der schon seit 1807 besetzten Hansestädte und der Bildung jenes Departements der Elbmündungen ausgegangen sei, dessen Name auf künftige Erweiterung hinzudeuten schien, das vorerst aber mit dem inkorporierten Holland und dem Rhein durch andere neue Departements und die Abtretungen Westfalens verbunden werden mußte. Als nämlich im Jahre 1807 Hieronymus Napoleon die übrigen hannoverschen Lande überkam, glaubte er mit Recht auch auf das kleine Lauenburg Anspruch machen zu können. Die Verhandlungen deshalb waren eingeleitet und hatten guten Fortgang; aber der junge übermütige Fürst rechnete zu sicher darauf. Er hatte die Ungeschicklichkeit, auf einer Reise in die Nachbarschaft den Intendanten geringschätzig zu behandeln. Dieser gelobte im Weggehen: Dafür solle ihm Lauenburg nicht werden. Ein ausführlicher, meisterhaft gefaßter Bericht über die gegenwärtigen Vorteile, die mögliche künftige Wichtigkeit dieser Besitzung, ging nach Paris, und ward von dem einflußreichen Daru, damaligen Minister der Krondomänen, dem Kaiser vorgelegt. Die Lage des kleinen Herzogtums, das mit beiden Spitzen die Gebiete von Hamburg und Lübeck berührt, durch Vereinigung mit beiden Städten die Ost- und Nordsee berühren würde, war in der Denkschrift des Intendanten hervorgehoben und hat wahrscheinlich bis dahin unbestimmten Gedanken zuerst Körper und Richtung gegeben.

Compe, der treueste, ja ein leidenschaftlich anhänglicher Diener seines rechtmäßigen Landesherrn, mußte von Anfang her durch seine Tüchtigkeit, durch seine Landes- und Verwaltungskunde fremden Machthabern ein willkommener und brauchbarer Gehilfe sein; und überall war er in der That für das Beste des Landes, bei Truppenverpflegnng und Wiederherstellung des Zerrütteten, thätig und sorgsam gewesen. Den Franzosen nun war er, selbst bei mäßiger Übung in der französischen Sprache, erst der rechte Mann. Bekannt mit den Hilfsquellen des Landes; stets am Fleck, um durch kluges Nachgeben und erleichternde Auswege größere Unbill abzuwenden, das streng Geforderte auf das mindeste herabzudingen, auf das gelindeste zu verteilen, und auf das schnellste herbeizuschaffen, förderte er das Interesse der Provinz, wandte er, in zuversichtlicher Hoffnung besserer Zeiten, den Schaden der Landesherrschaft möglichst ab, indem er sich den Maßregeln der aufgedrungenen Herren bequemte,

die zu hindern er nicht vermochte. Dadurch gelang es ihm, das Heer ränkevoller Abenteurer und gieriger Emporkömmlinge fern zu halten, die sich durch die Unfähigkeit oder den Eigensinn der Landesbehörden in das Vertrauen der Kommandierenden in besetzten Ländern einzuschleichen pflegen. Die Franzosen hielten sich gern und am liebsten an die Behörden des Landes, wo mit ihnen etwas auszurichten war; sie wußten offenen Sinn und offene Rede zu würdigen und selbst Anhänglichkeit an die alte Herrschaft zu verzeihen, wo nur ihnen Genüge geschah. Auch verschmähten sie die gute Küche und den trefflichen Keller des Amtshauses nicht. Man kann von den Franzosen jener Zeit vieles Schlimme sagen; nur roués waren sie nicht, das hatten sie in den Lagern nicht gelernt.

D'Aubignosc wußte Compe am besten zu schätzen, obgleich dieser seine Gesinnung keineswegs verbarg. Er stellte ihn als Mitglied der zu Lauenburg bestehenden Regierungskommission an. Nichts geschah in Landesangelegenheiten ohne seinen Rat; er liebte ihn sogar, soweit das zwischen zwei sehr heterogenen Wesen möglich war, und leistete Compe seinerseits manchen Dienst. — Unzähliges Böse ward so verhindert; manches Gute gestiftet, noch mehreres erhalten; bedeutende Summen für öffentliche Anstalten und Gehalte hat Compe dem knappen Administrator abgerungen, die Waldungen, den Schatz des Landes, unversehrt erhalten. Das Land befand sich nicht übel. Jeder ging seinem Gewerbe nach.

Aber mit der Einverleibung in das große Reich, zu Anfang des Jahres 1811 endete plötzlich dieser leidliche Zustand. D'Aubignosc ward zu einem hohen Amte nach Hamburg abgerufen, an die Stelle der provisorischen Verwaltung in alten Gleisen trat, wie mit einem Zauberschlag, die Verfassung des französischen Reichs mit ihren knappen Formen und ihren Verwickelungen; und Heuschrecken gleich zogen über das Land die Zollbeamten, die Steuereinnehmer und die Erheber der Registrierungs- und der Regiegebühren; den Gerichten, der Verwaltung ward ihr Mittelpunkt in Hamburg angewiesen, die Bezirke auseinandergerissen, neue geschaffen; Lauenburg hörte auf, ein geschlossenes Land zu sein.

Da sank Compe Mut und Hoffnung, die ihn bisher aufrecht erhalten; — wie sollte in der Verwirrung der neuen Organisation,

neuer Behörden, seine Stimme gehört, wo ein Standpunkt für ihn gefunden werden? wo war ein Ende abzusehn?

Schwarzenbeck war eine französische Kommune geworden. Man trug ihm, dem einzigen Notabeln, die Stelle des Maire an; viele lagen ihm an, sie anzunehmen, um dadurch mannigfaltig nützlich zu werden. Aber Compe hatte Menschen und Dinge nicht umsonst beobachtet; er wußte, der französische Maire in den neuen Ländern sei nicht viel mehr als die unmittelbare Handhabe der Unterdrückung, gebunden zu allem Guten, der Willkür der oberen Behörden willenlos dienstbar, der Schmerzträger der ganzen Beamtenhierarchie. Er lehnte das gehässige Amt entschieden ab. Das eines Friedensrichters, welches ihm wenigstens eine amtliche Stellung und einen nützlichen, wenngleich unbedeutenden Wirkungskreis gab, nahm er an. Zum Maire ward ein in jeder Hinsicht unbedeutendes Subjekt gemacht. Compe nahm ihn in sein Haus, in dem er als Domänenpächter vorerst gelassen worden, und an seinen Tisch und sicherte sich so einen nützlicheren Einfluß und eine unabhängigere Stellung. Um die Zusammensetzung der Munizipalität von Schwarzenbeck zu bezeichnen, mag es genügen, zu sagen, daß der allen Freunden des Verstorbenen so wohl bekannte, redliche Diener und Handwerker, dessen oben Erwähnung geschehen, die Stelle eines Munizipalrats bekleidete.

Langsam vergingen die beiden Jahre der Dienstbarkeit, in denen das Volk neue Gesetze und neue Verbrechen kennen lernen mußte, eine Gegenwart ohne Zukunft, abgelöst von der Vergangenheit.

Compe nahm die Sache wie ein Mann: er half und nützte, wo er konnte, durch seine Verbindungen mit den einflußreichen Männern der neuen Ordnung der Dinge, ward häufig zurate gezogen, diente, selbst mit Gefahr, Flüchtlingen, Abwesenden, Notleidenden. Aber innerlich nagte der Gram an ihm, und vielleicht würde er diese Zeit nicht überlebt haben, wenn nicht der unerschütterliche Glaube an die Vergänglichkeit einer so schnell begründeten Macht und an die Wiederkehr einer besseren Zukunft ihn gehalten hätte. Als die Vorboten dieser besseren Zeit begrüßte er mit unbeschreiblichem Jubel zu Anfang des Jahres 1813 die ersten Nachrichten von den Siegen des russischen Heeres und leitete in der Stille manche Vorkehrungen zur Wiedereinführung der rechtmäßigen Landesverfassung ein.

Mehr als je ward er in Anspruch genommen, erwies er sich vermittelnd, ratend, hilfreich, in dem prüfenden Frühjahr 1813, wo auf Hamburgs Not das Verderben der Umgegend folgte, das lauenburgische Land Kriegsschauplatz ward, in seinem Hause Hauptquartiere tafelten, Verbannte und heimliche Boten auf den Pfaden des Sachsenwaldes kamen und gingen. Da führte den eifrigen Vaterlandsfreund sein Eifer oft weiter, als kluge Fürsorge für seine persönliche Sicherheit gestatten sollen.

Als während des Waffenstillstandes vom 4. Juni bis 17. August 1813 Schwarzenbeck des kurzen Glücks genoß, in die Neutralitätslinie begriffen zu sein, mußte Compe im französischen Hauptquartier in den Verdacht geraten sein, durch mitgeteilte Nachrichten die alliierten Truppen, welche in Mecklenburg standen, begünstigt zu haben. Durch ein anonymes Schreiben ward ein großherzoglicher hoher Staatsbeamter in Schwerin ersucht, Compe warnen zu lassen, indem man ihn französischerseits zu arretieren beabsichtige. Dies gab Veranlassung zu einer Mitteilung an den General Tettenborn, welcher ihm darauf einen gemessenen Befehl zugehen ließ, sich sofort von Schwarzenbeck nach Lauenburg zu verfügen und daselbst die über seine weitere Bestimmung zu treffende Verfügung abzuwarten. Dem zufolge mußte nun Compe zum erstenmale seine Heimat verlassen, in der er so viele Bedrängnisse ausgedauert hatte; er begab sich zuerst unter russischen Schutz nach dem gräflich Kielmannseggeschen Gute Gültzow, und als die französischen Truppen nach Ablauf des Waffenstillstandes weiter vorrückten, ins Mecklenburgische. Aber hier blieb er nicht lange müssiger Zuschauer der Begebenheiten.

Sobald der Marschall Prinz von Eckmühl im Spätherbst desselben Jahres sich genötigt gesehen, seine Macht in Hamburg zu konzentrieren, und das Lauenburgische, sowie der größte Teil des Lüneburgischen von den alliierten Truppen besetzt war, berief die in Lüneburg angeordnete provisorische Regierungskommission den Amtmann Compe dahin, um ihn als Kriegskommissär mit der Verpflegung der Truppen aus Magazinen zu beauftragen. Er nahm den Ruf bereitwillig an, und es ist zu verwundern, wie er in einem bereits vorgerückten Alter und bei zarter Gesundheit diesem mit so unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren verknüpften Geschäft mit so viel Kraft und Erfolg vorstehen konnte.

Anfangs leitete er das Verpflegungswesen von Danneberg aus, als aber der größte Teil der Truppen zur Einschließung von Hamburg auf dem linken Elbufer zusammengezogen ward, verlegte er den Sitz des Kriegskommissariats im Dezember 1813 nach Lüneburg. Hier eröffnete sich ihm ein weiter, die angestrengteste Thätigkeit erfordernder Wirkungskreis. Kontrakte wurden abgeschlossen, Magazine an geeigneten Orten angelegt, Hospitäler errichtet. Unter einer Direktion standen die Magazine zu Lüneburg, Lauenburg, Seesthacht, Zollenspieker, Danneberg, Dahlenburg, Radegast, Neuhaus, Winsen, Hitfeld u. s. w.; er beaufsichtigte das Rechnungswesen der Hospitäler zu Celle, Lüneburg, Lauenburg, Danneberg, und bestritt deren Ausgaben; er hatte das Thielemannsche Corps bei Radegast, das Bennigsensche Corps vor Hamburg zu verpflegen und täglich für 15 000 Rthlr. Verpflegungsartikel nach Lauenburg zu senden. Bei allen diesen weitläufigen und schwierigen Geschäften bediente er sich nur der Hilfe eines einzigen, aber sehr tüchtigen Privatsekretärs.

Von dem inzwischen in Thätigkeit gesetzten Königl. Kabinettsministerio ward der ihm gewordene Auftrag unterm 15. Dezember in den schmeichelhaftesten Ausdrücken bestätigt.

Inzwischen kostete die Verpflegung so bedeutender Armeecorps im Lande unerschwingliche Summen, für die die größten Anstrengungen der öffentlichen Kassen nicht zureichen wollten. Die Lieferanten kündigten die Kontrakte wegen mangelnder Zahlung.

Compe ließ es nicht an den nachdrücklichsten Vorstellungen bei der höchsten Behörde fehlen. Er zeigte, daß es unmöglich sei, durch Requisition die erforderlichen Armeebedürfnisse herbeizuschaffen, daß dies nur durch Lieferanten, und von ihnen nur geschehen könnte, wenn sie über bedeutende Summen disponieren könnten. So werde das Ausbleiben der Zahlungen unfehlbar den Ruin des Landes, erst Plünderung vonseiten der darbenden Truppen, dann ihren Rückzug aus dem ausgesogenen Lande, endlich Hungersnot und Verarmung der Unterthanen zur Folge haben, welche aus Anhänglichkeit für ihren rechtmäßigen Herrn so vieles Ungemach ertragen. „Und so schmerzlich es mir auch ist", so schloß er seinen Bericht, „so muß ich doch hinzufügen, daß ich in diesem Falle ebenfalls abtreten und die Geschäfte eines Kriegskommissärs aufgeben muß, weil ich ohne

Magazine nicht mehr füllen kann." Diese Vorstellungen bewirkten, daß die Befreiungen auf neue mit ansehnlichen Summen unterstützt und zur Fortsetzung der Befreiungen bewogen wurden. Als jedoch durch die immer zunehmenden Bedürfnisse die Bundeskassen aufs äußerste erschöpft, und keine Mittel zur Herbeischaffung der nötigen Gelder ausfindig zu machen waren, erklärte das Ministerium unterm 11. Januar 1814, daß man bei der Unmöglichkeit, ansehnliche Geldsummen herbeizuschaffen, damit beschäftigt sei, auf eigene Rechnung Magazine zu unterhalten und aus den herrschaftlichen Domänen zu füllen. Compe wandte alles auf, die Regierung zu überzeugen, daß durch diese Maßregel der Zweck keineswegs erreicht, und es unmöglich sein würde, ohne regelmäßige Befreiungen Teuerung und Hungersnot abzuwenden. Wie erklärter Feind des Papiergeldes er auch war, so fühlte er doch nur, eine Million eines solchen Zahlungsmittels, das wie eine jede Anleihe als eine Belastung der Zukunft zu betrachten sein werde, lieber in Umlauf zu setzen, als die Plünderung des Landes, die Auflösung der Ordnung, den Rückzug des alliierten Heeres herbeizuführen. „Die schrecklichen Folgen", so schloß er auch diesmal, „werden Ew. gewiß bewegen, Mittel zu ergreifen, die von der Art sind, daß die Befreiungen beibehalten werden. Soll dies nicht geschehen, so bitte ich unterthänig, mich ablösen zu lassen und zu erlauben, daß ich mich zurückziehen darf."

Es gelang auch diesmal noch, so energischen Vorstellungen Eingang zu verschaffen, ohne zu dem vorgeschlagenen Mittel zu greifen. Es erfolgten mit äußerster Anstrengung neue Geldanweisungen, und die im März abgeschlossenen Kontrakte wurden bestätigt; die Truppenverpflegung dauerte auf dem bisherigen Fuße fort, und Compe hatte zu den vielen Verdiensten um sein Vaterland das neue hinzugefügt, es durch seine unerschrockene Beharrlichkeit vor unabsehlichem Elend bewahrt zu haben.

Endlich verließ das Davoustsche Armeecorps Hamburg. Die erleichterte Nachbarschaft atmete wieder auf. Der Kriegszustand wich dem Frieden, die alten Verhältnisse knüpften sich wieder an, die frühere Ordnung der Dinge trat in ihr gewohntes Gleis; das alte Königshaus ward mit herzlicher Ergebenheit begrüßt. Es galt nun, so vieles Zerrüttete wieder ordnen, der Not abhelfen, des entblößten Landes pflegen, während zugleich die geleerten Staats-

kassen für außerordentliche Bedürfnisse ungewöhnliche Anstrengungen forderten.

Aber für Compe war der Augenblick noch nicht gekommen, wo er sich in seinem Amte diesen Sorgen und seinen häuslichen Angelegenheiten hätte widmen, von so vieler Unruhe rasten können. Noch hatte er keinen Fuß wieder in seine so hart mitgenommenen Besitzungen, in den Kreis seiner Angehörigen und Freunde, in die Mitte seiner nach ihm verlangenden Untergebenen setzen können, als ihm im Juni 1814 der höchste Auftrag ward, nach Abzug der russischen Truppen vom linken Elbufer sich sofort nach Hamburg zu begeben, um daselbst das Liquidationsgeschäft mit der russisch-polnischen Armee und den übrigen russischen Armeecorps zu betreiben. Compe bat bei Annahme dieses Auftrags nur um Ansetzung eines Supernumerär-Amtsschreibers für Schwarzenbeck. „Ich will gern", schrieb er, „die ökonomischen Verluste ertragen, aber ich kann es nicht ruhig ansehen, wenn die Unterthanen durch meine Abwesenheit leiden." Anfang Juni ging er nach Hamburg, wo er, da sein Mitkommissarius in derselben Angelegenheit bereits nach Petersburg abgereist war, das Geschäft allein zu betreiben hatte. Es lag in der Natur der Sache, daß dasselbe von der russischen Behörde, an die er gewiesen war, weder mit Neigung begonnen, noch mit Thätigkeit gefördert ward. Compe hatte mit unzähligen Schwierigkeiten zu kämpfen, und trotz seines unermüdlichen Eifers hatte er bis zum Dezember 1814, wo endlich seine Gegenwart in Schwarzenbeck nicht länger entbehrt werden konnte, nicht zu irgend einem erwünschten Resultate gelangen können. Er setzte die Liquidation von Schwarzenbeck aus fort und war endlich im Juli 1815 so glücklich, dem königlichen Ministerio anzeigen zu können, daß die kaiserlich russische Liquidationskommission ihre Arbeiten beendigt und 2,001,291 Bco.-Mk. an Vergütung für Kriegsleistungen als liquide angenommen habe. Bereits im März hatte er eine Million Rubel in Banco-Assignation in Empfang genommen, worauf ihm höchsten Orts die vollkommenste Zufriedenheit mit Ausrichtung seines Auftrags bezeigt ward.

Compe glaubte mit Recht, sich nun ganz seinem eigentlichen und liebsten Wirkungskreise widmen zu können, als nach drei Monaten ein neuer Beweis des besonderen Vertrauens seiner Regierung ihn abermals für eine noch entferntere und schwierigere Sendung

in Anſpruch nahm. Das Fürſtentum Hildesheim, eine der bedeutendſten Erwerbungen der Krone Hannover, war unter weſtfäliſcher Hoheit des größten Teils ſeiner anſehnlichen Domänen- und geiſtlichen Güter beraubt worden, welche die ſteten Geldverlegenheiten des Hofes zu Kaſſel zu decken hatten dienen müſſen. Pertinenzien aller Art, Gebäude, Grundſtücke, Güter, von einem jährlichen Ertrag von weit über 100 000 Rthlr., waren teils um geringe Preiſe, unter den verſchiedenſten Umſtänden an Spekulanten und an Eingeſeſſene des Landes verſchleudert worden. Es galt nun vonſeiten der gegenwärtigen Landesherrſchaft, dieſe Verkäufe zu unterſuchen, nach Befinden der Umſtände ſolche aufzuheben, die veräußerten Objekte einzulöſen, oder mit den Käufern billige Abhandlung zu treffen. Compe erhielt den Auftrag und die nötigen Vollmachten zu dieſem weitläufigen und intrikaten Geſchäft, „weil" wie das desfalls an ihn erlaſſene Reſkript ſich ausdrückt, „wir denſelben nur ſolchen Perſonen erteilen können, welche ſowohl in Anſehung ihrer ökonomiſchen Kenntniſſe und Einſichten, als in Hinſicht aller uns bekannten Geſinnungen des Dienſteifers und der Teilnahme am Wohl des Landes und Intereſſe der Landesherrſchaft unſer vollkommenſtes und uneingeſchränktes Vertrauen haben."

Im September 1815 war Compe alſo ſchon wieder fern von ſeiner Heimat und ſeinen Gewohnheiten und diesmal in eine durchaus fremde Umgebung, in ihm großenteils unbekannte Verhältniſſe verſetzt. Aber auch hier erprobte ſich ſeine ganze Geſchäftstüchtigkeit nicht weniger als ſein edler und gerader Sinn. Während der ſieben Monate ſeines Aufenthaltes in Hildesheim entledigte er ſich nicht nur ſeines Auftrages für das Intereſſe des königlichen Fiskus mit einer Umſicht, einer Gründlichkeit und einem Fleiß, welche auf die ehrenvollſte Weiſe in den deshalb an ihn erlaſſenen Reſkripten anerkannt worden, er ſchied auch geehrt und geachtet von den Einwohnern eines Landes, in dem er eine ſo ſchwierige und in die zarteſten Eigentumsverhältniſſe eingreifende Angelegenheit zu behandeln gehabt hatte. Und vor allem ſei es ihm zur Ehre geſagt, daß er ſein ſtetes Streben dahin gerichtet, von den ſolchergeſtalt reluierten und dem Staate wiedergewonnenen Gütern der Kirche ſo viel als möglich ihrer früheren, wohlthätigen Beſtimmung zu erhalten und gemeinnützigen, beſonders den öffentlichen Unterrichts-

anstalten zuzuwenden, welchen er selbst einen Teil seiner frühesten Bildung verdankte. Daß seine in den umfassenden Berichten am Schlusse der Arbeit deshalb entwickelten Vorschläge Gehör gefunden, gereicht nicht weniger der liberalen Gesinnung seiner Regierung zur Ehre.

Erst Ende April 1816 sah er sein Schwarzenbeck wieder, nach beinahe dreijähriger Abwesenheit, die er in steter Dienstthätigkeit zugebracht und die ihn, bei seiner ausgedehnten Wirtschaft, große Opfer gekostet hatte. Aber noch lebhafter als diese, beschäftigten ihn bei seinem Eintritt in die alten Umgebungen Gefühle anderer Art.

Schon im Juni 1815 war Lauenburg der Krone Dänemark abgetreten, und nun stand die förmliche Übergabe an die neue Landesherrschaft unmittelbar bevor. Es galt bei diesem Wechsel, das eigene Schicksal unwiderruflich zu bestimmen.

Auch wenn Compe mit gewohnter Offenherzigkeit es nicht gestanden hätte, daß die Wahl zwischen dem Übertritt in die Dienste der neuen Herrschaft und der Anhänglichkeit an die alte ihn einen schweren Kampf gekostet, so würde jeder, der ihn gekannt, es geahnet haben. Einen treueren Hannoveraner, mit allen angeborenen und anerzogenen Eigentümlichkeiten der Provinz, gab es nicht. An Winken seiner Freunde, an zuverlässigen Aussichten auf sehr ehrenvolle Anstellung und Beförderung, im Falle er bei Hannover verbleiben wolle, mag es nicht gefehlt haben. Doch zuletzt entschied bei dem alternden Manne die Anhänglichkeit an Lauenburg, an seinen ihm lieb gewordenen, gemütlichen Wirkungskreis, an seine Gewohnheiten, die Furcht vor neuer Schule, durch die das zum Königreich erhobene, aus seinen alten Fugen gerückte, mit neuem Zuwachs vermehrte hannöversche Land in der Reorganisation zu gehen haben würde; auch wohl ein begründetes und seitdem völlig gerechtfertigtes Vertrauen zu der edlen Gesinnung des künftigen Landesherrn. Compe ging mit seinem Amt unter Dänemarks Scepter über. Ein solches Vertrauen fand gerechte Anerkennung, und es ist gesagt worden, daß ein solcher Beamter nicht die schlimmste von den Erwerbungen dieses Tausches gewesen sei.

Die Freunde des Verstorbenen sind Zeugen, daß er die getroffene Wahl nie bereut, vielmehr täglich neue Ursache gefunden,

ſich zu derſelben Glück zu wünſchen, wenn er Lauenburgs Verfaſſung, in der er lebte und webte, bis in ihre Einzelheiten auf das Sorgfältigſte geſchont und geſchützt, das Land, unter althergebrachter mäßiger Beſteuerung, in der Mitte härter angeſtrengter Nachbarländer ſchnell wieder aufblühen, durch weiſe Verwaltung die Spuren des Krieges bald gänzlich vertilgt, ſein eigenes Verdienſt nicht nur anerkannt, ſondern auf die ehrenvollſte Weiſe ausgezeichnet ſah.

Im Jahr 1817 ward er von der Gnade des Königs mit dem Ritterkreuz des Dannebrog-Ordens, (den Guelphen-Orden trug er ſchon ſeit dem 1. Januar 1816) und im September 1826 mit dem Ehrenzeichen der Dannebrogsmänner beehrt. Schon im Jahr 1823 war er zum königlich-däniſchen wirklichen Etatsrat ernannt worden.

Auch fehlte es im neuen Dienſt, auf altem Platz, nicht an mannigfaltiger Wirkſamkeit, ſelbſt in weiterem Kreiſe.

Unter den Spezialaufträgen, die ihm erteilt wurden, beſchäftigte ihn die im Jahre 1818 zwiſchen den Kronen Dänemark und Hannover zur Auseinanderſetzung über den abgetretenen Teil des Herzogtums Lauenburg in Hamburg zugelegte Liquidation, an der er als einer der königlich-däniſchen Kommiſſarien teilnahm, am längſten, ſowie ſie ihm Gelegenheit gab, durch ſeine gründliche Kenntnis der Verfaſſung des Landes und ſeiner Verhältniſſe weſentlich zu nützen, ohne ihn doch zu verlängerter Abweſenheit aus ſeinem Wohnort zu nötigen. Die Natur dieſer Verhandlungen, die Weitſchichtigkeit, der zu ziehenden Abrechnungen, und die Notwendigkeit über ſtaatsrechtliche Fragen, die zum Teil erſt während der Verhandlungen entſtanden, Verhaltungsbefehle einzuholen, erlaubten keinen raſchen Fortſchritt, und die beſtändige Anweſenheit des erſten königlichen Bevollmächtigten in Hamburg erforderte nur von Zeit zu Zeit Compes Aufenthalt daſelbſt für längere oder kürzere Friſten.

Es lagen bei dieſer Auseinanderſetzung nicht bloß Zahlenverhältniſſe vor. Durch den Abtretungstraktat vom Jahre 1815 und durch den Übergaberezeß vom Juli 1816 war eine alte hannöverſche Provinz vom Mutterlande abgeriſſen, der adminiſtrative nicht nur, ſondern der ebenſo enge landſchaftliche Verband mit demſelben aufgelöſt, und das Herzogtum Lauenburg wiederum durch die Trennung des Amtes Neuhaus und der überelbiſchen Diſtrikte des Amts Lauenburg, die hannöveriſch geblieben waren, in ſich zerſtückelt worden. Die Aufgabe der

späteren Auseinandersetzung war es, die letzten Verbindungsfäden aller Art möglichst schonend abzulösen. Außer den eigentlichen Abrechnungen zwischen dem Fiskus der beiden Landesherrschaften, und der noch weitschichtigeren zwischen der lauenburgischen Landschaft- einer und den übrigen hannöverschen Landschaften anderseits hinsichtlich der älteren Gesamtschulden, der Ausgleichung der neueren Kriegslasten und der gemeinschaftlichen Forderungen an fremde Mächte, und endlich der Auseinandersetzung der abgetretenen und nicht abgetretenen Landesteile, mußte folglich eine Menge anderer Gegenstände zur Erörterung und Erledigung kommen. Es galt die nunmehr geteilte Hoheit des Stromgebietes abzugrenzen, die künftigen Verhältnisse des bis dahin ungeteilten Stromes zu bestimmen, alles Gemeinsame der Verwaltung, wie auch einzelner Institute und besonderer Interessen zu sondern, demnach sowohl Hoheits- und Polizei- als Kommune- und Privatinteressen, die durch die Abtretung beteiliget worden, zu regulieren. Compe war hier an seinem Platz, und um so mehr, da es der Wille beider Kronen war, daß dieses Geschäft mit größter Berücksichtigung der Interessen des Landes geführt werden solle.

Aber die Unterzeichnung des Rezesses über diese Verhandlung, am 24. Juni 1826, fand den Etatsrat Compe schon an Kräften wesentlich geschwächt. Häufig wiederkehrende Unpäßlichkeiten wichen immer langsamer der sorgsamsten Pflege und einer vorsichtigen Diät. Schon fingen manche Amtsgeschäfte an, ihm beschwerlich zu werden; und er rechnete es zu den besonderen Begünstigungen des Geschickes, daß die angenehmsten kollegialischen Beziehungen ihn dies kaum fühlen und weniger bedauern ließen.

Den darauf folgenden Winter hindurch kränkelte er fast unausgesetzt. Vom Frühjahr des Jahres 1827 an näherte sich das fromme und thätige Leben des Greises schneller seinem Ziele. Seine Kräfte versanken allmählich; die Brust war sichtbar angegriffen; seine Freunde fürchteten längst das Schlimmste, als er im Juni dieses Jahres voll Hoffnung von seinem Bette aus noch Verfügungen traf, den angekündigten Besuch seines hochverehrten Königs zu empfangen, der schon auf einer früheren Reise mit Vergnügen und Huld unter seinem Dache verweilt hatte.

Sanft verschied er am Morgen des 21. Juni 1827, im Alter von beinahe vollendeten 76 Jahren. Keine Reue konnte den Rück-

blick auf ein langes, wohlangewandtes Leben trüben. Er war ohne Falsch, wie ohne Bitterkeit durch eine lange, thätige Bahn und die Verwickelung unzähliger Geschäfte gegangen; und darf sich jemand der Hoffnung hingeben, keinen Feind zu haben, so war Er es. Freunde, Nachbarn und Eingesessene des Amtes folgten seinem Sarge mit innigem Schmerz und dankbarer Erinnerung. Möge sein Andenken und Beispiel auch Entfernten und Unbekannten wohlthätig und lehrreich sein!

Compe hat keine Nachkommen hinterlassen. Aber die Liebe zweier von ihm adoptierten Kinder seines früher verstorbenen Bruders ließ ihn die Entbehrung nicht fühlen; eine glücklich verheiratete Tochter und ein Sohn, der im königlichen hannöverschen Dienst der Bahn seines Oheims unter den günstigsten Vorbedeutungen folgt, haben ihm die letzten Pflichten geleistet.

Im November 1827.

II.

Andeutungen und Erinnerungen zu J. E. v. Bergers Leben.*)

Siehe S. 213.

Was ist natürlicher, als daß wir, den Lebenslauf eines abgeschiedenen Freundes überschauend, bis zur dunkeln Stunde seiner Geburt hindurchzudringen, die Einwirkung günstiger oder ungünstiger Einflüsse zu erkennen, und aus den Sternen, die jene Stunde beherrschten, seine Jugend begleiteten, die Verkettung seiner Geschicke zu deuten suchen?

In jedem Menschenleben wird ein durchklingender Ton gefunden, ein Maß der Entfaltung und Bewegung, welches durch alle bedingenden Einwirkungen des Lebens hin vernehmbar zu bleiben, ja gegen dessen Ende wieder deutlicher hervorzutreten pflegt. Diese Mitgift ist das Geheimnis der Schöpfung, der Aufzug des Gewebes: in seinen Fäden haben wir den Schlüssel zum innersten Menschen zu suchen. Aber was jene Einwirkungen der umgebenden Welt — dem Einschlag zu vergleichen, der bei schwächeren Naturen wohl zu prädominieren pflegt — hineinbilden, hinzuthun, das ist es wiederum, was den Menschen nicht ohne seine Zeit verstehen läßt, was unsern Blick früheren Zuständen zuwendet, wenn eine bedeutende Persönlichkeit vergegenwärtigt werden soll.

Joh. Erich v. Berger ward am 1. September 1772 geboren. So fiel sein Lebensanfang und seine Jugend in eine ver-

*) Abgedruckt als Anhang zu „J. E. v. Bergers Leben" von Professor Ratjen, Altona 1835.

hängnisvolle Zeit; seine geistige Entwickelung in eine Periode, mit der keine spätere, wenige frühere zu vergleichen sind; die nur dem Zeitgenossen im engeren Sinn noch ganz anschaulich ist. Mit den entschiedensten Eigentümlichkeiten geboren, trug Berger zugleich, deutlicher als die meisten von jenen, das Gepräge gerade dieser Zeit.

Niebuhr hat irgendwo gesagt: „Die um das Jahr 1750 geborene Generation trat mit eigentümlicher Kraft und Frische hervor.“ Wir setzen hinzu: das Geschlecht der Männer aus der Mitte der 70er Jahre wuchs zu inneren und äußeren Kämpfen heran, die ihresgleichen nicht gehabt und die selbst ihrem Alter noch keine Rast gönnen wollen. Um ihre Wiege spielten die ersten Lichtstrahlen einer hoffnungsvollen Freiheit, unter fernem Donner. Ihre Jugendträume wurden von Stimmen wilder Leidenschaft, von Sieges- und Klaggesängen, von blutigen Bildern gestört. Neue Welten des Gedankens entwickelten sich mit der Schnelle des Blitzes in dem Innern, ungemessene Räume des Wollens und Wirkens vor den Augen der Jünglinge: von Grund aus aufgewühlt ward jeder Glaube, alles, was für Haltpunkte der Weltordnung galt; den Männern der Besitz erschüttert, während er begieriger als je gesucht, die Gewalt herrschend, während sie nicht mehr anerkannt ward. Die Zukunft ungewiß, während die Gegenwart unleidlich schien, das Dasein oft nur durch das Opfer der höchsten Güter zu retten war! Keine Versöhnung zwischen den Gegensätzen, kein Maß in dem Kampf; nicht immer ein Ziel; jedes Dasein bedrängt, die Lüge frech ihr Haupt erhebend und Anerkennung fordernd, wenn auch nur äußere! So alterte dies Geschlecht, weniger reichbegabt als das vorangegangene, schwerer als die meisten geprüft. Wer will behaupten, daß es mit Ruhm bestanden? Gewisser ist, daß mancher der Überlebenden die Toten nicht beklagt, vielmehr beneidet das Los der Väter, denen das Leben leichter ward und leicht die Erde über ihren Gräbern, weil sie noch meinten, den Kindern bessere Tage als die ihrigen zu hinterlassen.

Sollte es vermessen sein, einen Abschnitt zwischen den Generationen einzelner Decennien, ja einzelner Lustren, nachweisen zu wollen? Freilich, jeder Tag gebiert eine neue und beendigt eine frühere. Jugend und Alter sind durch unmerkliche Übergänge verflochten; mitunter scheinen sie sogar die Rollen zu tauschen. Aber was in der

Gegenwart verschmolzen erscheint, das löst sich dem rückblickenden Auge in Gruppen auf, die zu sondern die Aufgabe der Geschichte ist. Das Eintreten eines in der Stille erwachsenen, langsam gewordenen Wechsels in die Ordnung der Dinge ist es, was ein Zeitalter zu bezeichnen pflegt; und so treten für den schärferen Sinn die Schattierungen auch einzelner Generationen chronologisch bestimmbar hervor. Keine gleicht der andern. Es hat jede ihren Ton und ihr Maß, wie der einzelne, die Schicksale der einen reagieren auf das Wollen der Nächsten; ein anderes als die Väter wollen die Söhne, ein anderes als die älteren die jüngeren Brüder. Man möchte glauben, es müsse das Drängen des Menschengeistes nach wechselnder Gestaltung seiner Umgebung, der Trieb zum Neuen das große Rad der Zeit bald in einen furchtbaren Umschwung bringen. Aber es ist auch für den Hemmschuh gesorgt durch den Reiz der Gewöhnung, die Abnutzung der Lust, den Zauber, der in dem Wechsel zwischen Bewegung und Ruhe liegt. Ein weises Verhältnis der propellierenden und retardierenden Kräfte, das der Gesellschaft innewohnt, verhindert das Zerstörende allzu beschleunigter Geschwindigkeiten. Ältere und jüngere Zeitgenossen handeln und leiden gemeinschaftlich; doch jedes dieser Geschlechter unter anderen Bedingungen, unter eigentümlichen Eindrücken und Antrieben. Keines gelangt dahin, wohin es strebte; es hat sich jedes mit der Gesamtheit der Mitlebenden abzufinden. Und wenn man der Sache eine Zeit lang zugesehen hat, so weiß man, warum die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Bis zum Anfang der 70er Jahre hatten strenge und wohlersonnene Formen des Lebens und Besitzes den Zuständen im ganzen eine ungewöhnlich lange Dauer erhalten. Zwar läßt sich jedes der früheren Decennien des 18. Jahrhunderts als einen mächtigen Fortschritt der Neuerung im Staats- und Privatleben, in Kunst und Wissenschaft, in Sitten, Tracht und Bewaffnung bezeichnen; doch blieb dem Herkommen eine heilige Macht in den Gemütern, und die ältere Generation erwehrte sich mannhaft aller Konzessionen, die eine Störung hergebrachter Verhältnisse ahnen ließen. Erinnern wir uns, wie die ersten Vorschläge und Versuche zu körperlicher Ausbildung gemeiner Schuljugend, zur Einführung der Pockenimpfung, der Blitz-

ableiter, zu Verlegung der Kirchhöfe aus den Städten in den Gemütern jener Zeit eine heftigere Aufregung erzeugten als in der unserigen der Umschwung, der ganze Staaten und Fakultäten bedroht.

Vorzugsweise das nördliche Deutschland und Dänemark beherrschten noch Traditionen um diese Zeit. Während die Väter die Anfänge atlantischer Freiheit mit zweifelhaftem Auge betrachteten, waltete über den Söhnen noch schulgerechte, strenge Methode des Lernens; nicht als beklommene Rückkehr zum Alten, sondern mit der ganzen Sicherheit und Unbefangenheit ununterbrochener Überlieferung. Basedow und seine kecken Gesellen begannen wohl schon an den Kathedern zu rütteln und die Schulbänke zu polstern, aber der ehrenwerte und zahlreiche Stamm der allopathischen Schulregenten erwehrte sich noch mit Erfolg solcher pädagogischer Homöopathie. Auch die gewaltigen Anläufe auf Tyrannen, Minister und Staatsgewalten, die in redlichem Ernst von friedfertigen Gelehrten und vornehmen Dichtern ausgingen, drangen nur sparsam in den Dunstkreis der ersten Jugend. Ausgezeichnete Regenten erhöhten die Ehrfurcht vor dem Throne. Bei uns war um die Zeit ein wunderliches, rein utopisches Ideal von einer durchaus freisinnigen und liebreichen Monarchie, wo auf Allerhöchsten Befehl die Menschen ganz frei, glücklich und tugendhaft zu machen, aus den Ansichten und Bestrebungen eines Kreises achtbarer und ausgezeichneter Männer, die dem dänischen Thron nahe standen, hervorgegangen und hatte sich guter Köpfe, die dort ihre Bildung empfangen, auf eine Weise bemächtigt, die allen späteren Erfahrungen trotzte, von den Regierungen mehr als sie zu leisten vermögen, von den Menschen abstrakte Tugenden forderte und späterhin nicht wenig beitrug zur Verstimmung und Mißmut, wenn diese Forderungen, ihrer Natur nach, unbefriedigt bleiben mußten.

Aber welch ein anderes Bild stellt sich uns dar, begleiten wir den heranwachsenden Knaben in die Mitte der 80er Jahre; da lernte er schon, ich glaube durch jene atmosphärischen Einflüsse, die keiner sichtbaren Vermittelung bedürfen, auf geistige Kraft höheren Wert setzen als auf Äußeres, auf Verdienst mehr achten als auf Geburt, ja Vergleichungen anzustellen, die der letzteren nicht günstig zu sein pflegten. Mochte Amerikas Sieg einen Anknüpfungspunkt darbieten; die neue Zeit rang überall von innen heraus zum Durchbruch. Nach

allen Richtungen strebte und forschte ein neuerwachter Geist. Es war ein Drängen und Treiben wie im Frühling. Eine Ahnung geistiger Übermacht, auch wohl deutscher Vorzüglichkeit fing an sich zu regen. Es war, als gewönnen die bleichen Gestalten der Vorzeit, die man vermessen seit Jahrhunderten so oft heraufbeschworen, um sie nach herkömmlicher Vorzeigung wieder abtreten zu lassen, frische Farbe, als dränge Mark in ihre Glieder. Wenige mögen sich noch erinnern, welch unermeßlicher Enthusiasmus Deutschland bewegte für Elliot, den Verteidiger Gibraltars; deutscher Abkunft sollte er sein. In Bildern und plastischen Nachbildungen, erhöht durch platzende Papierbomben und Pulverdampf, trat er auch der Jugend nahe: welches Hochgefühl, daß auch unsere Zeit Helden gebäre! Sie rief, sie forderte Helden, gleichsam des Schönredens müde.

War etwa das väterliche Haus in entfernter Verbindung mit englischem Leben, englischen Reisenden, oder auch nur englischem Tuch, so vernahmen die Kinder wohl Erzählung von dem Hochsinn jenes auf lauter Edles stolzen Volkes, das damals trotz der erlittenen Verluste auf der Höhe der Kraft und des Selbstgefühls, sowie einer bis an die Grenzen des Wünschenswürdigen gesteigerten inneren Ausbildung stand und von den Deutschen aus der Ferne oder in einzeln erscheinenden Individuen wie ein Geschlecht von Halbgöttern verehrt zu werden pflegte, voll Guineen und Großmut. Auch mochten den Knaben die halbvertraulichen Mitteilungen solcher Hausfreunde nicht entgehen, die, in die hochverehrten Geheimnisse der Maurerei eingeweiht, der Menschheit im stillen die höchsten Güter zubereiteten, und, mit der frühesten Vergangenheit im Bunde, für eine selige Zukunft wirkten. Es wurden Winke vernommen von Sprengung der Ketten und von Freiheit der Völker, und ein schottischer Meister im schlichten Kleide war eine geistige Macht in seinem Kreise. — Solche vom Winde verstreute, beflügelte Saat hängt überall fest und keimt oft freudiger als die sorgsam beackerte.

Auch das Theater war nicht sparsam mit dem Tadel des Bestehenden, noch weniger mit jenen freisinnigen und tugendhaften Sprüchen, die seitdem Gemeinplätze geworden sind, damals aber nicht verfehlten, beim Publikum ein gesteigertes Selbstgefühl zu erregen.

So wurzelte allmählich und unbewußt sich die Jugend auf einem neuen, einem geistigeren Boden fest. Ein Drang nach Bildung, eine

Ahnung großer Dinge durchschauerte die jüngere Generation, und selbst die Älteren ergriff ein Vorgefühl von hoher Bestimmung, unermeßlicher Vervollkommnung, die dem Geschlecht bevorstehe. Diese Regungen aber waren frisch und eigentümlich (von Nachahmung konnte nicht die Rede sein), denn auf diesem Punkte hatte die Welt in ihrem Kreislauf sich noch nicht befunden. So spiegelte sie sich denn mit inniger Lust und großer Unbefangenheit in ihrem eigenen Bilde, entdeckte immer mehr Züge der Gottähnlichkeit und schmeichelte sich, was fehle, müsse von selbst kommen, nun man es so weit gebracht. In dem Ringen nach geheimer Wissenschaft, nach überirdischer Kraft, nach Genuß ohne Arbeit, das sich tief und tiefer in das Mark der Gesellschaft einfraß, lag schon der Keim des Zwiespalts, der bald die Behaglichkeit des vergnüglichen Zeitalters trübte. Noch spielte man, in gesicherter äußerer Lage, mit Wundererscheinungen und Geheimnissen, noch hieß man jede bunte Larve willkommen.

Es wäre ungerecht, zu scharf mit jener Zeit zu rechnen, wie es bei den Männern dieses Jahrhunderts zur Tagesordnung werden will. So ist keiner Zeit geschmeichelt worden, so haben günstige Aspekte keiner geleuchtet. Sie hat sich getäuscht, denn sie vertraute ihren Kräften zu viel: Hat sie ihre Augen weniger nach oben gewandt, so war es, weil der überschwellende Reichtum, der sich vor ihr in weiter Ferne aufthat, den Blick fesselte. Aber, daß sie von Gott abgewandt gewesen, wie es ihr vorgeworfen wird, das ist unwahr. Weniger kirchlich mochte sie sein, — zu ihrem Schaden; aber die Natur ist auch ein Tempel Gottes, er strahlte damals wie heute im vollen Glanz und fromme Gebete wurden in ihm dargebracht; es war, wenn wir nicht irren, eine Zeit allgemeineren Wohlwollens, als itzund. Getäuscht hat sich jene Zeit in vielem und über vieles; aber sie hat, und sie wird auch recht behalten in anderem. Wer an die Verherrlichung der Werke Gottes und die Vervollkommnung der menschlichen Natur glaubt, kann auf die Länge doch nicht zuschanden werden.

Was an diesem Glauben Täuschung und Selbstgefälliges war, das schwand nach kurzem Gaukeln dahin und ward in der nächsten Gegenwart strenge gebüßt.

Nicht, daß wir ehrbare Germanen die guten Tage nicht hätten ertragen können und unsere schönen Hoffnungen selbst zerstört hätten:

Wer weiß, wie lange es hätte währen mögen, bis das bessernde Streben der gebildeten Stände in That übergegangen wäre und jene Anstöße erzeugt hätte, deren Dröhnung uns aus behaglichen Träumen wecken sollte. Das Zufahren und Angreifen ist vom Schicksal in andere Hände gelegt: der Deutsche hoffte und traute noch lange.

Doch als nun die gewaltigen Erscheinungen im Westen sichtbar wurden, fanden sie in Deutschland wohl zubereiteten Boden: schnell nahm die Zeit einen ernsten Charakter an. Jene Holdseligkeit, jenes Schönthun mit Ideen, die dem Leben mehr zur Zierde als zum Prinzip des Handelns dienen, verschwand mit dem ersten Nahen einer großen historischen Zeit. Es hatten sich Gruppen, es hatten sich Parteien gebildet, in denen ein gewaltsamer Geist der Zwietracht sich barg, ehe sie sich dessen bewußt geworden. Zwei uranfängliche Elemente, zwischen denen sich die Vernunft aller Zeiten bewegt hat, Hingebung und Freiheit, schieden sich aus täuschender Mischung um desto schroffer; nicht zufrieden, jedes den eigenen Raum zu behaupten, sondern das Entgegenstehende zu bekämpfen und zu vertreiben erpicht.

Wie Erleuchtete meist den Moment anzugeben wissen, wo ihr Geist in höhere Gemeinschaft aufgenommen wurde, so möchte vielen der Zeitgenossen erinnerlich bleiben, bei welchem Anlaß der Streit politischer Richtungen den ersten Funken in die Unbefangenheit ihrer Jugend geworfen, um fortglimmend zu erwärmen und zu erleuchten, oder zu verzehren. Und diese Funken fielen in einen frischen, zündbaren, noch unverkohlten Stoff; helle, glänzende Flammen gingen auf; edle Herzen glühten in reiner Wahrheit und Hingebung: wer das nicht gekannt hat, der vergleiche es nicht mit den düstern Kohlengluten bitterer Verzweifelung, die von der Lüge angefacht werden. Wann wird man so edle, reine Begeisterung wiedersehen, wie damals in den Herzen der unverderbten Jünglinge, die aus Träumen zu erwachen und Lichterscheinungen vor sich zu sehen glaubten, deren Glanz sie mit dem eigenen besten Blute zu nähren sich sehnten! Um ihre Ruhe war es geschehen; die kehrte ihnen nicht wieder; sie zogen den herrlichen Lichtern nach, und in ihrer Verfolgung ging ihnen nur zu oft Genügsamkeit und Unbefangenheit verloren. Wir wollen deshalb nicht klagen: die Stunde hatte geschlagen; wir wollen nicht verdammen, denn so klug war die Welt noch nicht als jetzt; leicht mochte sie besser sein.

Aber nicht aus dieser Ecke allein wehte der Sturm. Mit den äußeren Banden und Fugen des geselligen Lebens sollten zugleich die innersten Tiefen des Gedankens, des Wollens, jene stille Heimat des Gefühls erschüttert und aufgewühlt werden, wohin sich so oft ein von außen bedrängtes Dasein zu retten weiß.

War dem Jüngling bis dahin die zersetzende Kraft der kritischen Philosophie noch unzugänglich geblieben, so hatte er in dieser Zeit wenigstens mit ihren in Glauben und Wissen der Menge plötzlich überströmenden Resultaten schmerzliche Kämpfe zu bestehen, in denen der Geistigere um desto tiefere Wunden davontrug. Es ist nicht ein kleines, auf der Schwelle des freien Bewußtseins den Glauben der Väter durch strenge Folgerechtigkeit der Betrachtung erschüttert, das Wissen der Väter in allen Zweigen auf den Kopf gestellt, teils verhöhnt, teils bemitleidet, teils als Schutt verwendet zu sehen zu neuen Bauten, von scharfen, dreisten, neuem Licht entgegenjubelnden Geistern. Lange schon arbeiteten die kritischen Keile und Sägen der Allgemeinen deutschen Bibliothek schonungslos unter der zähen Masse einer wohlmeinenden Litteratur; und wer hätte nicht von jenem litterarischen Scheidewasser gekostet, das von Berlin aus in alle Geäder der Wissenschaft, in jede Lücke der Lehre drang: ja wer hätte nicht an jenem Kampfe der Finsternis und des Lichts, der sich, von beiden Seiten bis zur Abgeschmacktheit gesteigert, nach Friedrichs II. Tode in jener Hauptstadt entsponnen hatte, freudigen Teil für die Freiheit der Geister genommen! Da standen Fichte und Schelling auf, um das Geschlecht, das sich ihnen hingab, von jeglichem Überlieferten rein abzulösen. Den Alten waren das Erscheinungen wie andere, von denen sie ihr Teil zu nehmen, was nicht zusagte zu lassen befugt waren: der späteren Jugend ist es Geschichte geworden, die kühl vernommen wird. In und mit uns erzeugte sich das alles, ward mitgethan und mitgelebt.

Aber dennoch gab es noch andere Saiten in den Herzen des jüngeren Geschlechts, die den Vätern nicht geklungen hatten. Auch sie sollten in die heftigsten Schwingungen gebracht werden.

Um dieselbe Zeit, wo jene gewaltigen Erschütterungen die Geister bewegten, entwickelte sich volkstümlich, leidenschaftlich, rücksichtslos dem Naturgefühl und der Selbstverherrlichung gewidmet, eine neue poetische Richtung in der deutschen Nation. Lange hatte sich die

Poesie der Väter in einer gewissen zierlichen und nüchternen Selbstbeschränkung, von der Erde zum Himmel auf- und wieder absteigend, bewegt. Die Betrachtung eines gemessenen Lebens, die Behandlung einer wohlanständigen Liebe, auch wohl an das Unziemliche streifende Schalkheit, nährte in geschmeidiger Form ein vernünftig ergötzbares Publikum mit Wohlgefallen. Bodmers und Klopstocks Harfe, Wielands Leyer tönten nicht sowohl der Masse als wenigen Auserwählten; und neben diesen Bergströmen floß noch lange ungetrübt und durchsichtig das Gerieſel jener behaglichen Haus- und Gelegenheitspoesie, die wie ein Bedürfnis des täglichen Lebens in Almanachen und Sammlungen geworden war. Die Erscheinung der ersten Goetheschen Werke fiel in die kräftige Zeit unserer Väter, denen im ganzen diese nackte Derbheit, diese kecke Betrachtungsweise nicht zusagte: teils mit biederem Unwillen, teils mit spöttischem Ergötzen sahen sie dieser Seuche der Empfindelei und des Genieweſens zu, durch die sich eine Minderzahl anschmiegender Seelen nicht ohne Selbstbefriedigung hervorthat. Aber auch jene Erscheinung, die man angemessen als die Sturm- und Drangperiode bezeichnet hat, war mehr ein vorspielendes Gebilde als eine tiefgreifende Richtung. Man hat von wirklicher Beschädigung eigener und fremder Persönlichkeit wenig vernommen, dagegen bei glücklich gemischten Charakteren die bildende Kraft solcher Durch- und Übergangsperioden nicht selten wahrnehmen können. Jedenfalls war in dem Zeitpunkt, von dem hier die Rede, jenes leichte Fieber längst vorüber, das abzuwarten und zu hätscheln die Muße schon zu fehlen begann unter ernsteren Konflikten und kräftigem Aufschwung von Verkehr und Gewerbe. Aber um so gieriger sog das neue Geschlecht ihm zusagende Nahrung aus Goethes und Schillers Werken gereifter Kraft. Eine lang bekannte Welt, Natur, Vorzeit und Gegenwart, — schienen wie von einem neuen Licht verklärt. Es trat, in kräftiger Sinnlichkeit wurzelnd, potenziert durch einen philosophischen Anflug, eine jugendliche, poetisch-ästhetische Begeisterung in die von Gegensätzen bereits aufgewühlte Zeit; — sie wirkte hier und da versöhnend, rettend, oft irreleitend, nicht selten empfängliche doch beschränkte Naturen von Grund aus auflösend oder zerrüttend. An der Stirne trug sie die Lehre: Alles Schöne sei gut, und gut nur das Schöne; in ihrem Kern ein vornehmes Selbstbewußtsein der Gottähnlichkeit, dem Hoch-

mut nahe verwandt. Welche Jahre, als nach einander Schillers Ideale, seine Götter Griechenlands, Goethes erste lyrische Gedichte gesammelt erschienen und dann im Jahre 1794 sein Wilhelm Meister, ein Hochgefühl irdischer Herrlichkeit und Kraft, einen prometheischen Trotz in der Jugend erregten, — die Rachegötter auffordernd, — die auch nicht ausblieben! Schillern lesen galt vielen für Bildung erwerben, Goethe studieren für ein ernstes Geschäft, Steine und Bäumchen zeichnen für Studium von Kunst und Natur.

Wem es doch gegeben wäre, nun von der Höhe die Kämpfe jener andringenden Geister mit der Gestaltung der Dinge, mit sich selbst, in treuen Bildern darzustellen! Jene Zeit trug Jahrhunderte in sich; sie trug in sich die Jahrhunderte dahinten, die sie in kurzer Frist aufzehrte, die Jahrhunderte, die da kommen und den Stempel dieser Zeit an der Stirn tragen sollten.

Soll ich unter den Kämpfen, welche diese, die litterarische oder studierende Jugend zu bestehen hatte, noch die mit dem Anfang der französischen Revolution, im Gefolge der Emigration sich wie eine Sündflut über Deutschland ergießende Frechheit der Sitten nennen?

Es war eine gewaltige, eine chaotische Zeit: und wenn nicht die kämpfenden Elemente einander das Gleichgewicht gehalten hätten, so wären die besseren unter der Jugend alle zugrunde gegangen. —— Wie chaotisch, das zeigte sich schon an der äußeren Erscheinung der Menschen. An der Stelle früherer goldsteifen Verbrämung und schwerer Stoffe, später einer etwas gesuchten, die besonnene Haltung des Gentleman bezeichnenden englischen Mode, brach damals eine Flut disharmonischer Farben und ausschweifender Formen, phantastischer Zusammensetzungen hervor. Man sah gestreifte Männerkleider mit grellem Futter, geflammte Strümpfe, hochgelockte Männerköpfe nicht selten. Es war gleichsam ein Saturnal des Mutwillens, ein Maskenspiel herrenloser Laune am Vorabend strenger Buße und Fasten, — Tage, wo die äußere Haltung bald in Vernachlässigung übergehen sollte.

In eine ſo bewegte deutſche Welt trat um das Jahr 1793 Erich v. Berger, neuer als andere es in ihrer Jugend zu ſein pflegten, nach einer größtenteils im väterlichen Hauſe zu Jägersburg ſtill und ſtreng verlebten Jugend, und beendigten Studien auf der Kopenhagener Univerſität; eine glückliche, weiche Natur, voll Anlagen, voll zurückgedrängter Poeſie, blühend in Unſchuld, vollſäftig, doch mit aufgeprägtem Stempel einer gewiſſen Befangenheit im Kampf mit peinlichen Berührungen und auferlegten Pflichten. Von vornherein nicht von jenen raſch zugreifenden Naturen, die der Genuß des Augenblicks anzieht; vielmehr nachdenklich, zweifelnd beſchaulich, lieber verzichtend als vordringend, zugleich den Dreiſteren preiſend, ſich ſelbſt mit einem guten, auch wohl ironiſchen Spruche tröſtend. In ſeinem Herzen eine Treue, eine Faltenloſigkeit, ein Mut wahr zu ſein, ohne Selbſtbeſpiegelung, ohne Rückhalt, wie ſie ſelten gefunden werden. Am meiſten mochte von dieſem weichen Gemüt der trefflichen, früh verklärten Mutter gehören, einer geb. Fräulein v. Schilden, deren milder Sinn und feiner Verſtand ſich eher zu einer Art trüben Stimmung hinüberneigen mochte, die in den beſten Naturen oft mehr in dem Mangel einer heitern Strömung der Lebensgeiſter, in einer zartfühlenden Unanſtelligkeit, als in eigentlichem körperlichen Unwohlſein Urſache zu haben ſcheint.

Ganz anders war der Vater, damaliger Oberſt, nachmaliger General B. v. Berger, ein Mann, den gekannt zu haben für jeden Jüngling als ein Gewinn geachtet werden durfte.

Aus hannoverſchen Dienſten (wo ſeine Familie ſtets geachtete Namen gezählt hat) früh in den däniſchen Kavalleriedienſt getreten, ward er bald bei uns völlig einheimiſch, ein vortrefflicher Bürger, ein verdienſtvoller Offizier. Eine hohe und ſchlanke, wahrhaft militäriſche Geſtalt und Haltung zeichnete ihn noch in ſpäterem Alter aus. Kurz angebunden, ſtreng in Forderungen des Dienſtes, doch von höchſt liebenswürdiger und heiterer Geſelligkeit und mehr als gewöhnlicher Bildung, wie wir ihn an der Grenze der 60er Jahre gekannt haben, verleugnete er weder ein ſcharfes Urteil, auch wohl ironiſcher Art, noch einen löblichen Sinn der Unabhängigkeit in den Verhältniſſen des täglichen Lebens, der nicht ohne Einfluß auf den Sohn geweſen ſein mag. Dieſer verdankte dem Aufenthalt im Stabsquartier der Huſaren, die ſein Vater zu einem muſterhaften Corps

ausgebildet hatte, die nicht verächtliche Eigenschaft eines dreisten und gewandten Reiters. Eine Lust war es, den Alten sein Regiment führen zu sehen; er und das Corps schienen stolz auf einander. — Herzlich willkommen waren ihm stets die Freunde seiner Söhne. An seinem wohlbesetzten Tisch, bei ausgewähltem Trunk ließ er sie gern die Probe bestehen, ob beim Nachhausereiten in dunkler Nacht Kopf und Hand noch sicher gewesen? Untüchtigkeit in aller Weise war ihm zuwider; er pflegte, um solche zu bezeichnen, sich des Ausdruckes „Trompeter", als eines generischen zu bedienen; ein schlimmer Spruch für den, über welchen er ergangen war, und unwiderruflich; ihm gab es auch zivile und unberittene Trompeter, versteht sich. Mit dem jüngeren Sohne Ludwig, der sich zum Muster eines tüchtigen Husaren heranbildete, mochte der alte Herr im ganzen doch mehr sympathisieren, als mit dem älteren, der unter strengen Hofmeistern sich früh durch Fleiß und Fassungskraft auszeichnete, für den er eine ehrenvolle Laufbahn im Zivildienst in Gedanken vorgezeichnet haben mochte, unter den günstigsten Vorbedeutungen, den er auch in die Ferne, auch wo ihre Überzeugungen nicht stimmten, mit treuer väterlicher Liebe und weisem Rat begleitete. In der Regel studiert man früh in Kopenhagen; der Wunsch, die Söhne beizeiten in Dienste zu bringen, die Leichtigkeit der ersten akademischen Prüfungen, mochte zu dieser im ganzen nicht zu empfehlenden Sitte mitwirken. Mit fünfzehn Jahren bezog Erich v. Berger die Universität und trug im zwanzigsten, beim Amtsexamen den ersten Charakter davon. Die auswärtigen Schulen lockten ihn schon damals. In Göttingen sollten die wissenschaftlichere Jurisprudenz, die Staatswissenschaften an ihrer Quelle geschöpft werden. Pütter, Martens, Spittler waren die Lehrer, zu deren Füßen der wohl vorbereitete, eifrige Jüngling saß. Zog ihn schon damals Deutschland, der regere wissenschaftliche Geist der deutschen Universitäten an, um wieviel mehr, als er, seine Neigung der Philosophie zuwendend, sich an jener Quelle lagerte, die statt ihn zu stillen, den Durst nur anzuregen pflegt.

Nach anderthalb in Göttingen fleißig verlebten Jahren besuchte er im Jahre 1793 Kiel, wo er bis zum Frühjahr 1794 blieb; und dann, anstatt den Weg nach Dänemark, zum Antritt einer Dienstlaufbahn zu richten, wandte er sich plötzlich nach Jena, indem ein

nicht unansehnliches mütterliches Vermögen und günstige, später getäuschte Aussichten ihm eine gewisse Freiheit der Bewegung gestatteten. Dieser Moment, das Frühjahr 1794, mag als der Scheideweg betrachtet werden, an dem sein künftiges Geschick entschieden ward. Die Macht der Zeit hatte ihn ergriffen und ließ ihn nicht wieder los. Einmal in jenem Brennpunkt transcendentaler Richtungen angelangt und eingewohnt, war der Neigung, sich ihnen zu widmen, die mitten unter den Realien der Göttinger Studien sich in ihm entwickelt hatte, das Übergewicht gegeben.

Wir sehen Berger fortan als einen von Reinholds eifrigsten Zuhörern, noch mit einer gewissen Ängstlichkeit am Buchstaben klebend, in Formeln und höchsten Grundsätzen sein Heil suchend, erwägend, ob er nicht dem Lehrer nach Kiel folgen sollte, wie einige der eifrigsten Anhänger thaten? Nach außen war sein Kreis noch beschränkt. In der Verbindung mit einem Mann, dem er eine Zeit lang sich unbedingt hingegeben, fand er nicht die gehoffte Befriedigung; sie löste sich, und eine neue Epoche, die Befreiung des Geistes, stand ihm noch bevor. Nicht im Abschütteln jeder Ehrfurcht, jeder Überlieferung, wo sie oft gesucht werden mag, besteht diese Befreiung; vielmehr in dem Mut, der Stimme des eigenen Gewissens nach treuer Forschung zu folgen; in dem Mut, auch auf heilige Überlieferungen zu horchen, heilig, weil sie in dem innersten Wesen des Menschen wurzeln, seine Geschichte, sein Bedürfnis, seine Zukunft, aussprechen.

Am Eintritt in diesen Lebensabschnitt begegnen wir einer höchst eigentümlichen und für Berger einflußreichen Individualität: dem damals 29jährigen August Hülsen. — Hülsens Erscheinung war in aller Weise bedeutend, ja imposant zu nennen. Eine hohe, kräftige Gestalt, wohlgeschrotene Glieder, sehr ernste, doch milde Züge, dunkle Augen, rabenschwarzer Bart, langgescheiteltes Haupthaar und Brauen von derselben Farbe. Man denkt sich die Weisen des alten Hellas so. Seine Manieren höchst einfach und schlicht, seine Rede mit den Klugen klug, mit den Heiteren lustig, mit den Beschränkten treuherzig. Es barg das strenge Äußere einen Schatz von gutem, derben Spaß und tausend kleinen Künsten und Geschicklichkeiten, die

das gesellige Leben erheitern, das einsame schmücken; niemand verstand schönere Kränze zu winden, Spiele und Neckereien anzugeben, einen fröhlichen Gesang zu leiten, wie er. Der Übergang von dem tiefsten Ernst zu ausgelassenster Lustigkeit kostete ihn nichts. So war er die Seele des Burschenlebens einst gewesen. Der gemeine Mann konnte ihn für seinesgleichen halten, wie die Professoren manchmal geneigt sein mochten, ihn für mehr als ihresgleichen zu halten.

Wie in Hülsens Gestalt und Haltung, so war in seinem Gedankengange und in seiner Philosophie etwas Antikes, d. h. durch höchste Einfachheit ward ein vielfach Erworbenes zusammengehalten. Hülsen war durch die Kantische Lehre, wie alle guten Köpfe seiner Zeit, auf den Standpunkt des freien Denkens und Urteils gehoben worden. Aber er war nicht in Kantischen Formen befangen geblieben, die tiefsinnigsten eigenen Forschungen, gründliche Studien der Geschichte der Philosophie hatten ihn, ehe von Fichte und Schelling die Rede war, auf eigentümliche, doch verwandte Bahnen geführt. —

Fichtes erstes Auftreten in Jena traf die in ähnlicher Richtung strebenden Geister wie ein elektrischer Schlag. Die hohe Anforderung, die er an die Wissenschaft stellte, die Verkündigung eines höchsten Prinzips, welches allem menschlichen Wissen und Thun eine unerschütterliche Basis verleihen sollte, die strenge Geschlossenheit der Wissenschaftslehre, die aus Forschung und Mitteilung an die Zuhörer sich erst in ihrem Urheber hervorrang, alles zog Hülsen nach Jena, wo er eine Zeit lang in freiem Verkehr und geistiger Vertraulichkeit mit Fichte das Bedürfnis seiner Seele zu befriedigen vermochte, bis die starre Methodik des letzteren die Wahrheitsuchenden, nicht die Freunde, allmählich trennte.

Da war es, wo im Herbste 1794 Berger zuerst ihn sah, der auf seine ganze künftige Richtung so entschiedenen Einfluß haben sollte: Veranlassung zu der Bekanntschaft waren Holsteiner, an die Hülsen aus Kiel empfohlen war; ihr aber folgte schnell ein enges Anschließen; ihre Geister verstanden sich und schienen einander bedurft zu haben. Berger, in die freie Lebensluft der Wissenschaft und der Poesie hinausgetreten, von allen Seiten angezogen, nirgends festgehalten, einen Mittelpunkt suchend, erblickte in Hülsen den zur Klarheit hindurchgedrungenen älteren Freund, den Begleiter auf den

och zu durchlaufenden Bahnen. Hülſen fand an Berger das hin-
ebende, vertrauensvolle, jedem Guten und Schönen lebhaft zugewandte
Gemüt, offenen Sinn für das Höchſte, wie zu nehmen unſchuldig,
zu geben reich genug. Der Bund ward für immer geſchloſſen,
nd um ſie ſammelte ſich bald ein Kreis ausgezeichneter, in mannig-
altigen Richtungen alle nach demſelben Ziel ſtrebender junger Männer
us allen Stämmen des deutſchen Volkes.

Es war die Zeit eines jugendlichen Hochgefühls, wie es in ganz
nderer Weiſe nur in den Jahren 1813 und 1814 der deutſchen
ugend wieder geworden iſt. Nicht in behaglichem Genuß, — wo
nders als in ſchweren Kämpfen? — ließ es ſich erringen. Auch
ne kämpften: den ſchweren Kampf mit ſich ſelbſt, mit widerſtreben-
en Verhältniſſen, mit Verleumdung und roher Anfeindung. Auch
ne fühlten ſich ſiegreich; auch jene überhoben ſich ihres Sieges.
uch in jenen geiſtigen Kämpfen genoſſen die Übriggebliebenen den
uer erkauften Preis vieler Gefallenen.

In dieſen Jahren erfuhr Jena die wildeſte Zerrüttung akademi-
ber Verhältniſſe durch die Ordensverbindungen, denn auch in die
heren Gemüter hatten ſich die treffenden Pfeile des Kampfes um die
chſten Güter geſenkt; was belebend und heilend den Guten, das
irkte dort gärend und auflöſend. Zerrbilder der Freiheit, Zerr-
lder jugendlicher Bundestreue, ſeligen Genuſſes, kräftigen Wirkens,
aten anmaßend hervor und höhnten den ſtill geregelten Gang der
tudien. Unter ſich wüteten die Parteien, an den Lehrern und an
r Obrigkeit verſuchte die wüſte Kraft ihre Ungezogenheit. Blutige
aufereien dünnten die Reihen, mordliche Überfälle bedrohten die
icherheit der Häuſer.

Es blühten drei Studenten-Orden in Jena. Die Schwarzen
rüder, unſtreitig die geſittetſten, zählten manche gebildete junge
Länner unter ſich, die, durch den Reiz ſolcher Verbrüderungen ge-
ſſelt, nicht fühlten, daß ſie, die mehreren, ihre Freiheit, ihre Zeit,
re Kräfte der Eitelkeit Weniger dienſtbar machten. Die Conſtan-
ſten, die Unitiſten lebten in fortwährenden Händeln, und das Walten
ieſer Verbindungen ſtörte ſchon damals empfindlich das freie Zu-
ammenleben, das wir als den Hauptvorzug, um nicht zu ſagen

als den triftigsten Rechtfertigungsgrund der seltsamen Erscheinung einer fortbestehenden Korporation des Mittelalters, einer privilegierten Jugend betrachten möchten. Späterhin arteten diese Verbindungen durch die Bestrebungen selbst, sie zu reinigen, in einem Grade aus, der zu den äußersten Verwirrungen führte.

In der Mitte dieses Treibens hatte sich um das Jahr 1794 ein kleiner, aus 8—10 Jünglingen bestehender litterarisch-philosophischer Verein gebildet; sein Zweck war Fortbildung und freier Austausch auf dem friedlichen Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Er nannte sich, die Unabhängigkeit seines Strebens bezeichnend: die Gesellschaft der Freien Männer. Ein Name, der in späterer Zeit übeltönend gewesen wäre, ja, welcher Kundschafter, wo nicht Bewaffnete, in Bewegung hätte setzen können, um solcher gefährlichen Geister im Raum habhaft zu werden. Denn auch Worte altern in vierzig Jahren. Es sei aber hier zur Ehre der Toten und zur Befriedigung aller Lebenden, die ihr Auge nach längst untergegangenen Zuständen zu wenden geneigt sind, versichert, daß in jener Zeit der besseren Jugend noch höhere Zwecke vorschwebten, als politische Umgestaltung; daß sie, manche Geschicke der Völker vorahnend und wohl Kenntnis nehmend von dem, was jenseits des Rheins vorging und schon viele Jugendgenossen berauschte, doch vorerst nach jener inneren Freiheit strebte, ohne welche die äußere nie gedeihen wird.

Auch auf Freiheit von dem Zwange der Ordensverbindungen mochte jene Benennung des Vereins bezogen werden, der für die Rohheit nirgends Berührungspunkte darbot und bald einer stillen Achtung unter den akademischen Zeitgenossen sich zu erfreuen anfing. Es wurden Versammlungen zwanglos abwechselnd bei den Teilnehmern gehalten, oft im Freien peripathetisch; Abhandlungen geliefert; Gedichte, neuerschienene Werke gelesen, besprochen, beurteilt. Häufig war der Schluß ein fröhlicher Punsch, bei dem kein echtes Jugendgefühl, noch kräftiges Studentenbewußtsein fehlte. Von dieser Verbindung waren Hülsen und Berger vom Anfang her Mitglieder. Es wurden ihnen dort Freunde erworben, die ihnen durchs Leben und alle seine Wechsel hindurch treu geblieben sind. Mit einem derselben hat Bergers Briefwechsel bis fast zum Tage seines Todes fortgedauert.

Mit Reinholds Auftreten hatte zugleich Jenas glänzendste Epoche begonnen und dauerte trotz jener Reibungen fort. Die Zahl der Studierenden überstieg tausend, unter denen sich zahlreich der kur- und livländische Adel und die Landsmannschaft der Ungarn hervorthat. Rheinländer, Westfalen, Franken, Mecklenburger mischten massenweise ihre Dialekte und Eigentümlichkeiten. Bedeutende Namen füllten die Hauptlehrstühle. Die ersten Geister Deutschlands bewegten sich teils als Wohnende zwischen da und Weimar, teils erschienen sie auf längere oder kürzere Zeit, vorübergehend. Fichte, gleich bei seinem Auftreten eine glänzende Erscheinung, lehrte da, begeisternd durch ein hochgestelltes Ziel, den Mut der Jugend, auch wohl ihren Hochmut nährend. In seiner ganzen Persönlichkeit drückte sich das Absolute, das stärkste Bewußtsein des Ich aus: das redlichste Wollen, doch ohne Grazie und ohne Demut.

Dort lebte Schiller, der Dichter der von allen am meisten die Eigentümlichkeit der deutschen Natur zu ergreifen gewußt hat, weil sie auch die seinige war; allezeit schwunghaft, edel, wohlredend, etwas pathetisch und sententiös. Wenige Auserwählte erfreuten sich des Zutritts zu ihm im Griesbachschen Garten; von Studenten keiner, so viel auch poetische Versuche ihm eingereicht wurden, so viele sich auch zu Kollegien meldeten, die er anschlug, ohne zu lesen.

Dort brachte Goethe die Wintermonate zu, der von der späteren Generation, von einer kleineren Zahl damals schon, fast abgöttisch Verehrte, der vielgewandte Naturdichter, der aber in dem Maße wie Schiller nie auf die Masse der Gebildeten gewirkt hat, noch wirken wird, weil ihm jener ethische Grundton fehlt, der die Deutschen, zu ihrer Ehre, vor allem anzieht. Da pflegte, im kamelbraunen Oberrock, hochzugeknöpft, mit langem steifen Zopf und hochgestutztem Hut, den nur er noch trug, der stattliche gerade Mann mit dem schönen Antlitz, auf der gefrorenen Saale, in würdig langsamen Bewegungen unter den Schlittschuhläufern zu erscheinen. Glücklich, wem sich ihm zu nahen, wem im Kränzchen auf der Rose bei den kleinen geselligen Spielen und Tänzen, seine Hand flüchtig zu berühren vergönnt war! Im Schauspiel zu Weimar, wohin der erwachende ästhetische Sinn oft die Musenjünger lockte, war er es, nicht die herzogliche Loge, was die Augen auf sich zog, nach dem Sperrsitz in einer der vordersten Reihen hin. Das Weimarische

Theater war damals vorzüglich gut besetzt. Frische Talente erfreuten sich der Leitung des Meisters. Noch hatte eine überhandnehmende, plastisch-vergnügliche, didaktisch-ablehnende Richtung nicht die ermattende Wirkung auf die Geister geübt, wie sie später die bildende Kunst und selbst das Theater, unter der Einwirkung der W. K. F. (Weimarischen Kunstfreunde?) erfahren mußten: noch ward nicht vorzugsweise in Prosa und Versen die allein heilbringende Lehre: fünf gerade sein zu lassen, gepredigt; noch herrschte der Dichter innerlich, wenn auch nicht äußerlich, über dem Frankfurter Reichsbürger vor. Es war die Epoche der unsterblichen Produktionen.

Wenige Zeit nachher, im Jahre 1796 erschien Schelling, es siedelten sich auf eine Zeit lang die Brüder Schlegel an, die Humboldt waren häufige Erscheinungen. Herders, für die Jugend höchst anregender, erhebender Umgang war durch seine lebenslustigen Söhne zugänglich.

Im Frühjahr 1795 verließen Berger und Hülsen Jena, um Dresden und andere Gegenden zu besuchen, während die zurückgebliebenen Freunde den ungemütlichsten Sommer verlebten. Fichte war durch die Anfeindungen der Orden, die er regenerieren wollte, durch heimliche und öffentliche Ungunst mancher Kollegen, die zu gewinnen er nicht verstanden oder der Mühe wert geachtet, nach Osmannstedt vertrieben. Nun folgten Reibungen, Tumulte aller Art, Auszüge, und nur durch militärische Occupation ward die Ruhe wieder hergestellt. Es ist schmerzlich zu sagen, aber es gehört zur Geschichte jener Zeit, wo die tiefste Verworfenheit sich nächst der edelsten Richtung im akademischen Leben zeigte, daß bei einem nächtlichen Überfall des Landhauses eines sehr geachteten Professors, das die Familie in Todesängsten und mit Gefahr verließ, nicht nur aller Hausrat möglichst zerstört, daß von Studenten silberne Löffel gestohlen, die Thäter ermittelt und mit Festungsstrafe belegt worden.

Als nach halbjähriger Abwesenheit die Freunde wieder zurückgekehrt, die Genossenschaft der Ruhestörer gesprengt, und durch einige inzwischen Hinzugekommene der Freundeskreis erweitert worden, begann das wissenschaftliche und gesellige Leben der Verbundenen um desto schöner. Jene Tage haben auch auf die Zukunft derselben eine

durchgreifende Einwirkung geübt. Unter einem großen Teil derselben ist dies Band nie gelöst worden, und gewisse Eigentümlichkeiten einer, auf allgemeineren Motiven beruhenden Lebensansicht haben, wie verschieden auch im späteren Leben die Schattierungen derselben sich gestalten mochten, doch einen durchgehenden Faden des Zusammenhangs zurückgelassen.

Im März 1796 trennte sich, nach akademischer Weise, der größere Teil dieses Kreises. Einige wandten sich nach Norden, andere, unter denen die beiden Freunde, nach Süden in die Schweiz, wo mehrere Hofmeisterstellen antraten; nicht Berger und Hülsen, die sich ihrer Freiheit auch nach außen bewußt bleiben wollten. Zürich war ihr Hauptquartier, Herbst, Winter und Frühling wurden in allerlei gemütlichem Austausch und Geschmacksbeschäftigung, doch ohne sonderliches Resultat verlebt. Angenehme Ausflüge, die zu begeisterten Ergüssen in Briefen Anlaß gaben, wechselten mit stillem Klausnerleben ab. Berger, der immer noch wie ein, aus besseren Regionen herabgekommener Fremdling auf der Erde wandelte, suchte sich in ihr zu orientieren, mit ihren Erscheinungen zu befreunden, ohne daß es ihm immer gelingen wollte. So vieles, das dem Weltkinde aus angeborenem Instinkt geläufig ist, womit es sich abfindet, wollte ihm nicht klar werden, nicht zusagen. Der entschiedenste Optimismus der Freunde scheiterte nur zu oft an widerspenstigen Thatsachen. Die Welt war anders, als sie sein sollte, und es gelang nicht immer die Formel zu finden, um das Böse im Guten aufgehen zu lassen. So ward während des trüben Winters oft mit langem Bart und kurzer Pfeife, bei heftigem Zahnschmerz über das Wesen und den Ursprung des Übels in unserer Welt philosophiert und ausgemacht: Es solle nicht vorhanden sein, sei also nicht; ohne dadurch den verdrießlichen Gast zu bannen.

Im ganzen dürfen wir wohl sagen, daß es diesem ästhetischen Hinleben an einer festen Richtung auf irgendein Ziel ermangelte, die doch der Jugend wie dem Alter die einzige völlige Befriedigung zu gewähren vermag. Aber, wie gesagt, die bewegte Zeit, in die Bergers Jugend fiel, hatte einen großen Teil jener Zwecke wankend gemacht, und den Kräften eine zersplitterte Richtung gegeben. Es schien die moralische Welt einen neuen Schwerpunkt zu suchen, und wirklich drehte sich die politische schon auf einem neuen Zapfen.

Im folgenden Jahre 1797 kamen die Freunde wieder nach Deutschland, und die Briefe des Vaters, die Sehnsucht, den Vater und den Bruder, mit dem, von früher Jugend bis zu seinem Ende, ein Verhältnis der innigsten Liebe und Vertraulichkeit ungetrübt bestanden hat, wiederzusehen, riefen Berger im Sommer 1798 wieder nach Dänemark, wo ein günstiges Vorurteil den jungen Philosophen empfing, in dem man nun endlich den brauchbaren Geschäftsmann zu finden hoffte.

Aber seine Stunde war noch nicht gekommen, die Stimmung, mit der er heimkehrte, wenig geeignet, jenen Erwartungen zu entsprechen. Diesmal kam er, von der Überzeugung durchdrungen: es sei mit allem Wissen aus Büchern nichts, und die Welt könne nur von innen heraus, durch ein einfaches und naturgemäßes Leben gebessert werden: ein jeder solle das Land bauen und friedlich unter seinem Dach wohnen, dem Nachbar wohlthun durch Rat und That, die Jugend erbauen und fördern, sich aber fern von dem Treiben und Trachten der Geschäfte halten, welche nur die natürlichsten Verhältnisse zu verwirren und den Blick zu trüben geeignet seien. Tiefer als je hatte während des Aufenthaltes in der Schweiz die unbezwingliche Sehnsucht nach freiem geistigem Dasein in ihm ihre Wurzeln geschlagen. Er sah im Staat nur die eine Seite, die Beschränkung dieser Freiheit. Viele edle Gemüter haben so gefühlt; Rousseau ist von je der Prophet der Jugend gewesen. Was die Mehrzahl wieder mit jener Beschränkung aussöhnt, rührte Berger nicht, weil er nichts für sich begehrte, als eben die Freiheit, die hinwiederum das Einzige war, was eine streng gegliederte Ordnung ihm nicht gewähren durfte. Denn der Einzelne lebt nur unter den Bedingungen der Zeit, in der er geboren ward. Er täuscht sich, wenn er sich außer ihr stellen zu können meint; am Ende muß er doch mit angreifen, ihre Last und ihre Sünde tragen helfen, will er ihrer Vergebung und ihres Segens auch teilhaftig werden.

Fanden sich solcherweise nun ernste Staats- und Geschäftsmänner, die namhafte Resultate von so langen Reisen, geistreiche Damen, welche frischen Bericht von dem Zustande der Philosophie und der schönen Wissenschaften, auch von berühmten Persönlichkeiten, erwarteten, in ihrer Rechnung getäuscht, so ward Berger dagegen mit inniger Liebe und Vertrauen von einem Kreise junger Freunde um-

ringt, die ein glücklicher Stern durch verschiedenartiges Trachten um diese Zeit in der Hauptstadt wieder versammelt hatte; wie denn Kopenhagen in früheren Jahren sich als die Pflegerin deutschen Talents, dem das Vaterland die erste Wartung versagte, vorzugsweise erzeigt, und zu allen Zeiten auf die Bildung der holsteinischen Jugend einen wesentlichen Einfluß ausgeübt hat, indem sie so vielen, in die beschränkteren Kreise, für die sie bestimmt waren, Urteil und Takt für größere Staatsgeschäfte, und einen großstädtischen Maßstab für das gesellige Leben mitgegeben. In diesem Jahre begrüßten sich dort, durch wackere Repräsentanten, Jena und Kiel im Halbdunkel der Gänge des Kollegiengebäudes. Es ward unter der arbeitsamen Jugend die frohe Botschaft so der wandernde Freund aus jenen Regionen verkündete, nach denen aus dem Norden alle Blicke sich richten, mehr beifällig als staunend vernommen, wenngleich nicht ohne bedachtsame Erwägung: doch die aufsteigenden Zweifel des Vormittags nahm ein, in geselligem Jubel verlebter Abend wohlthätig hinweg. Am längsten wehrte sich gegen das neue Utopien was den eigentlichen verwaltenden Zweigen des Dienstes angehörte, weil ihnen eine tägliche Erfahrung die Schwierigkeit des Erwerbs und der Erhaltung eines Besitzes vor Augen stellte, ja eine unwillkürliche Achtung vor dem Zahlwert der wünschenswürdigsten Güter einzuflößen geeignet war. Aber ohne einigen Leichtsinn ist noch nie ein guter Gedanke verwirklicht worden. Eine bedeutende Geldsumme, die man zur Gründung einer Kolonie bedurfte, sprach sich in jenen Zeiten des raschen Verkehres und großen Gewinnes leichter aus als anitz. Auch fehlte es nicht an Hoffnungen abseiten hoher Gönner, die von schönen und großen Ideeen unwiderstehlich angezogen, in Stunden der Muße wohlwohlend auf die jugendlichen Träume gehorcht hatten. Und so entstand, in allgemeinen Umrissen freilich nur, der Plan zu einem in Holstein auszuführenden großartigen Unternehmen, auf weitläufigen Güterbesitz begründet, gerichtet auf Vervollkommnung des Ackerbaues, der Gewerbe und Künste, vor allem auf Bildung der Jugend, durch einen Verein in vielen Fächern versuchter, durch das Band der Freundschaft eng verbundener Männer. Da war Raum und Bedürfnis für jedes Talent, jegliche Fertigkeit, die dem anwachsenden Geschlecht nützen kann: Wehrmänner und Ärzte, Kanzlisten, Kameralisten, Hofleute und Gelehrte von bester Qualität, es

meldeten sich von allen, für alle konnte nützliche Thätigkeit auf einem oder andern der Güter, in einer oder der andern Übungsklasse gefunden werden. Es war, um kurz zu sein, eben das Vorspiel, gleichsam die Spiegelung, von jener verspäteten pädagogischen Provinz in den Wanderjahren; doch rein von aller Verzerrung: ein Gebild zu gut für den Scherz, zu schön für die Zeit, und das, nachdem es mehr oder weniger ernst die Unternehmer beschäftigt hatte, durch die Erscheinung in der Wirklichkeit nur hätte verlieren können.

Berger war es jedoch nicht vergönnt, ungestört in so leichter und weicher Atmosphäre zu leben. Die ernsten Mahnungen des Vaters, die Winke wohlwollender Gönner, sich einer praktischen Laufbahn zu widmen, denen nicht immer mit guten Gründen zu begegnen war, wenigstens nicht mit solchen, die von jener Seite anerkannt worden wären, bedrängten ihn sehr. So forderte denn bald die Ausführung der ökonomisch-pädagogischen Plane nähere Ansicht und Erwägung der Lokalitäten und Realitäten, — es reiste ein einsamer Freund nach Holstein; und kurz die Zurückbleibenden mußten nach wenigen Monaten den freizügigen Freund an einem hellen Morgen sich abermals in den Sattel schwingen sehen, und seinen Zuruf, ihm bald zu folgen, nicht ohne einige Sehnsucht, vernehmen.

Ein Geist, dem das Bewußtsein höheren Ursprungs und höherer Bestimmung so frisch und lebhaft eingeboren ist, wie dem unseres Freundes, mag nicht unpassend mit einem Gefangenen verglichen werden, der erst mit unruhiger Hast, dann mit eifriger Sorgfalt, alle Seiten und Wände seines Gemaches, die Ecken, die Spalten, besonders die Gitter, die ein Räumchen von blauem Himmel gewahren lassen, untersucht, anklopft, auf jeden Ton horcht, der ihm Kunde aus jenen freien Räumen der heimatlichen Welt zuführen, ihn über Lage und Richtung seiner engen Behausung orientieren könnte.

Berger hatte mit dem Reich der Gedanken sein Suchen und Anklopfen begonnen. Wo ist seine Grenze? Aus fernster Öde und Dunkel war er, gesättigt, wo nicht befriedigt, zurückgekehrt. Das

Leben der Gesellschaft hatte für ihn, wie für jedes zartorganisierte Gemüt, ebenso viel Verletzendes als Anziehendes gehabt. Nun wandte sich seine Liebe der Natur zu, die nicht wenigere Rätsel doch weniger schmerzliche Berührungen verhieß. Es war durch geistreiche Männer in denen der Philosoph, der Dichter und der Naturkundige sich vereinigt fanden, um diese Zeit das Studium der Natur als notwendiges Element in den Kreis des höheren Wissens gezogen, und in den Bereich aller denkenden Köpfe gestellt worden. Durch die Berührung mit Schelling, mit Ritter, mit Oken, mit Henrich Steffens, der mit aller Frische der Jugend, mit unbegrenzter Empfänglichkeit, mit glühendem Enthusiasmus und seltenem Talent, damals im Anfang seiner akademischen Laufbahn stand, war Berger in alle Tiefen, in alle dreisten Konstruktionen der Naturphilosophie, dieser neuen Wissenschaft so voll hoher Hoffnungen und Verheißungen, so voll gefährlicher Täuschungen, verflochten worden. Der größte Teil des Jahres, das nach der Rückkehr aus der Schweiz in Deutschland zugebracht ward, war ernster Beschäftigung mit den einzelnen Zweigen der Naturkunde gewidmet, namentlich der Chemie. Die stillen leuchtenden Sphären über unseren Häuptern, deren entfernte Harmonieen er ahnte, und die er deutlicher vernehmen wollte, die großen und geheimnisvollen Zahlenverhältnisse ihrer Bewegung, zogen ihn vor allen an; mehr als einmal glaubte er den Beruf seines Lebens in ihrem Dienste zu finden. Für diesmal trieb ihn diese Neigung im Jahre 1799 zu einem Ausflug nach Bremen, der befreundeten Stadt, zu Olbers, und zu Schröter nach Lilienthal, sowie elf Jahre später zu Gauß nach Göttingen. Reich an erhebenden Anschauungen und Einsicht kehrte er im Spätherbst desselben Jahres nach Holstein zurück, um zur Ausführung des lange gehegten Lieblingsplanes ländlicher Ansiedelung sich durch praktische Übung vorzubereiten.

Es stand um diese Zeit die Musterwirtschaft auf dem Hofe zu Kleinflottbeck, dem reizend gelegenen Besitz des Etatsrats Barons v. Vogt, in voller Blüte und wohlverdientem Ruf. Mit fruchtbarem Acker, mit Wiese und schönem Gehölz auf hohem Elbufer an dem Bache gleiches Namens gelegen, sorgsam gepflegt durch eine sinnige Hand, war hier aus zusammengekauften Bauerhufen ein Ganzes entstanden, wie es, ökonomisch und ästhetisch, damals viel-

leicht nur in England seinesgleichen fand. Die sorgfältigste Bewirtschaftung, die besten Ackergeräte machten Flottbeck zu einer Schule der rationellen Kultur; es hatte sich dort eine kleine Kolonie arbeitsamer und durch die wohlwollende Fürsorge des Besitzers, zufriedener Menschen gebildet, um die sich bald eine zahlreiche Nachbarschaft landlustiger Städter und Gewerbtreibender ansiedelte. Park und Garten, Wirtschaftsgebäude und Äcker standen den Besuchenden offen, zur Belehrung, zum Genuß. Scharenweise erquickten sich die Städter im Schatten der weise ausgesparten alten Bäume, auf wohlgewählten Ruhesitzen, an dem prachtvollen Anblick des Stromes, der hunderte strebsamer Segel von jeder Größe täglich vorüberführt. Wem, unter den Beweglichen in unserm Lande, wäre nicht das Andenken einer guten dort verlebten Stunde gegenwärtig; und wie vielen ist dieser begünstigte Fleck nicht durch teure Erinnerungen noch näher verwandt. Ihm hat der reichbegabte Mann, dessen vielseitiger Wert eine mehr als flüchtige Andeutung fordern würde, die besten Jahre eines langen Lebens gewidmet; zu ihm ist er von seinen weiten Reisen, aus dem Verkehr mit allem, was in Kunst und Wissenschaft, was in der Blüte europäischer Geselligkeit hervorragte, zurückgekehrt, dort hat er seine wohlthätige und weitgreifende Wirksamkeit für verbessertes Armenwesen und Vervollkommnung des Ackerbaues fortgesetzt und ausgebildet: in seinem Flottbeck ist er gealtert; und die Natur, die ihre rechten Kinder und Diener in der rechten Münze zu lohnen weiß, hat es ihm gegeben, im höchsten Alter mit jugendlicher Empfänglichkeit sich dessen zu erfreuen, was zu gründen und zu verschönern das Werk vieljähriger Thätigkeit war.

Ganz in der Nähe, auf einem Voghtschen Pachthofe zu Groß-Flottbeck, bestand um diese Zeit unter Leitung eines kundigen Landwirts eine Lehranstalt für junge Ökonomen, in der unser Freund bei seiner Rückkehr von Bremen seine Lehrzeit antrat. Bei schwerer Kost und ungewohnter Anstrengung lernte er hier den Sinn und Umfang der über den ersten Ackersmann ausgesprochnen Weissagung verstehen, die Furche durch den harten Boden ziehen, nach den günstigen Zeichen der Witterung spähen, dem Gedeihen der Pflanze, der Pflege des Haustieres, die stille Sorgfalt, die ausharrende Arbeit widmen, die dem Landmann die heilsame Vorschule der Ergebung sind, deren er so oft bedarf.

Aber schon der nächste Sommer beendigte diese Prüfungszeit, und ein schöneres Trachten rief ihn in eine höhere Schule. Über dem freundlichen Bordesholmer See winkt ein stattliches Schloß; da endigten die Streifzüge unseres Freundes. Den hochbeglückten Verlobten sehen wir fortan die rechte Freiheit in selbstgewählter Beschränkung finden, im Jahre 1800 Kopenhagen als Auskultant in Königl. Rentekammer, wieder betreten, nach einem halben Jahre bei plötzlich ausbrechendem Kriege, die Feder mit der Kugelbüchse vertauschen, und dann im Sommer 1801 nach Holstein eilen, um für seinen Teil jene selige Zukunft zu begründen, die manche der Freunde, denen sie auch zugedacht gewesen war, auf anderen Wegen suchen mußten; ohne daß diese exzentrischen Bahnen die Herzen zu entfremden vermochten, die ein unsichtbarer Mittelpunkt mit starker Anziehung zusammenhielt.

Ein so reines, gesundes und tiefes Gemüt, wie dasjenige Bergers war, nun auf der ferneren Bahn seines Wollens, seines Strebens, seiner Hoffnungen, seiner Täuschungen und Enttäuschungen zu begleiten, wäre eine so ernste, als heitre, in jedem Fall eine lehrreiche, Aufgabe. Doch eine billige Scheu vor dem Heiligen wehrt solch anatomisches Geschäft der Hand eines Freundes. Es genüge zu sagen, daß sein Leben auch fortan ein ununterbrochenes Ringen, Trachten, Versuchen war, die Schwere des irdischen Stoffes zu überwinden, und zu dem ewigen Lichte durchzudringen, zu dem er uns anderen, durch die unverwüstliche Unschuld und Zuversicht seines Innern, immer in einer innigeren Verwandtschaft zu stehen schien. Mag es nun sein, daß dasselbe mehr in der Gestalt eines rings umfließenden Lichtnebels, als in der einer Sonne im Mittelpunkt, von ihm empfunden ward, es war seine Heimat, nach ihr waren und blieben seine Augen gewendet.

So hat er die Stoffe und Kräfte der Natur in ihrer Tiefe zu erforschen das Bedürfnis gehabt, so hat er sich, vor allem am liebsten und häufigsten zu den Gestirnen gewandt, und von ihnen Antwort auf seine Fragen begehrt, die die Astronomen ihm verweigern mußten; so hat er, in umgekehrter Richtung, doch stets aufblickend,

ſtill und unverdroſſen, den eigenen Acker beſtellt, und der Saaten gewartet. Seine Befriedigung konnte er erſt in dem Lehramt finden, in dem ſich ihm die Pflicht mit der Neigung verband, in dem ihm die ernſten Studien ſeiner früheren Jahre, die Forſchungen ſeiner ſpäteren, die Erfahrungen eines geiſtig reichen Lebens, an der Hand einer geliebten Gattin, würdig den Platz eines Führers der Jugend ausfüllen halfen, der er ſich allezeit nahe verwandt fühlte, die er zu den göttlichen Dingen zu leiten nie ermattete. Viele Männer im Lande, die er gefördert, mögen es bezeugen.

Daß, wo eine Anlage zum Zweifeln vorhanden war, dieſe durch eine ſolche Bildungszeit nicht eine Richtung zum Poſitiven empfangen konnte, iſt leicht erklärbar. Wir dürfen daher, wenn wir dem Gange von Bergers philoſophiſcher Forſchung und didaktiſcher Mitteilung folgen, ihn nur als den wahrheitsliebendſten, den anſpruchloſeſten, ja den frömmſten Skeptiker bezeichnen, der als ſolcher, den Bedürfniſſen eines zum höchſten Guten ſtrebenden Geiſtes treu, die unendliche Maſſe des Gegebenen weniger nach einem Hauptprinzip zu konſtruieren, als vielmehr die Erſcheinung mit ihrem göttlichen Urſprung zu verſöhnen ſuchte; ſomit aber auf eine wohlgeartete Jugend, und auf die von anſpruchsvollen Theorieen erſättigten Zeitgenoſſen, im höchſten Grade bildend, anregend, und zu einer Beſtrebung in dieſem Sinn auffordernd, zu wirken geeignet war. — Seiner eigenen Lehrjahre waren ſo viele als ſeiner Lebensjahre; auch an der Grenze des Alters war ſein Geiſt im Fortſtreben und in raſchem Umſchwung begriffen. Eine hohe Stufe geiſtiger Durchbildung bezeichnen ſeine „Grundzüge der Wiſſenſchaft“, deren letzter Teil jedoch ihn kaum mehr befriedigt mit dem erſten fand. In eine künftige Geſchichte der Philoſophie gedachte er niederzulegen, was der menſchliche Geiſt von Rätſeln und Löſungen aus der Tiefe der Zeiten und des innern Lebens heraufgefördert hat. Aber die Vorſehung brach den Faden ab, den er noch weiter zu führen bedacht war.

Waren ihm auch auf dieſer edlen Bahn Prüfungen beſchieden, ſo durfte er ſich mit dem Gedanken tröſten, daß um auf den Gipfel des Lebens zu gelangen, das Los der Menſchheit ganz auszukoſten, nicht nur Prüfung und Leiden beſtanden, daß auch der bittre Kelch unverſchuldeten Unrechts getrunken werden muß. Lindernd und ver-

söhnend stand ihm die Liebe zur Seite, ehrend die Achtung aller Guten.

Sein Ende war wie sein Anfang. In seiner Geburtsstunde hatte ihn, von allen Himmelstöchtern, Urania sich zu eigen geweiht. Sein ganzes Leben war nach dem Unvergänglichen gerichtet; und wie sollte der fromme Geist nicht seines Verlangens teilhaftig geworden sein!

III.

Schönborn

und seine Zeitgenossen.*)

Siehe S. 213.

Einleitung.**)

Es hat zu allen Zeiten hervorragende Persönlichkeiten gegeben, die ihren Namen und ihr Andenken nicht durch Thaten, nicht durch Schriftstücke von Belang auf die nachlebende Welt gebracht, die hingegen durch inwohnende Kraft entschieden auf ihre Umgebung gewirkt, Reihen von Gedanken und Thaten angeregt, in der Erinnerung ihrer Zeitgenossen tiefe Spuren zurückgelassen haben, deren Gedächtnis aber mit dem letzten derselben für immer verlischt, oder, hat die Muse ihre Namen etwa beiläufig mit ihrem Griffel berührt, ein schattenähnliches Dasein durch die Zeiten schleppen, — ein unfruchtbarer Ballast der Litterargeschichte: vielleicht von beiden das härtere Los.

Solchen fast verblichenen Namen aus der Zeit unserer Väter eine Physiognomie, solchen edeln Schatten eine greifbare Gestalt zu verleihen, wäre doch für ein Verdienst zu achten, dem vergleichbar, das sich jener ältliche Mann auf dem kleinen Schimmel um die Dorfkirchhöfe Schottlands erwarb, ein Verdienst um die Landsleute, um die Nachkömmlinge der Freunde des Abgeschiedenen, auch wohl um das Verständnis der Zeit und des Kreises in denen er lebte.

---

*) Drei Briefe an ihn nebst einigen Zugaben aus seinem Nachlaß und einer biographischen Skizze als Einleitung. Hamburg, Friedrich Perthes, 1836.

**) Ein unabhängiges Dasein zu gewinnen, waren die nachfolgenden Blätter ursprünglich nicht bestimmt, sie sollten einer provinziellen Sammlung einverleibt werden und sind auch so nicht gemeint, ihre Lokalfarbe zu verleugnen.

Und wo wäre das Auge, das nicht zuweilen gern von der blendenden Glorie europäiſcher Reputationen ausruhte? Wir haben deren ſo viele in unſeren Tagen gekannt, wir tragen ſo ſchwer an den Folgen mancher Berühmtheit der nächſten Vorzeit; die noch mitlebenden fallen ſo dicht unter der Sichel, und täglich mindert ſich die Zahl derer, die mit Haupt und Schultern über die Menge hervorragen! Wir anderen namentlich, die wir diesſeits der Elbe wohnen, ſind nicht ſo reich an Denkmalen, daß wir das Gedächtnis ſolcher Würdigen aus unſerer Mitte zu verſchleudern hätten, die zu loben bald niemand übrig ſein wird.

So ein ſchon halbvergeſſener Name iſt Schönborn; dunkel ſein Urſprung, hell ſein Leuchten, ſeine Verfinſterung ſchnell, ſeine Spur verlöſchend. Er zählte durch das, was er war, mehr als durch das, was er geleiſtet. Die Beſten ſeiner Zeit nahmen ihn in ihre Mitte und grüßten ihn als ihresgleichen. Großes ward von ihm erwartet nach dem Maß ſeiner Kraft; weniges hat er zurückgelaſſen; eine Ode hat er gedichtet, die ſeine Zeitgenoſſen entzückte und die kaum mehr zu finden iſt: er iſt hinabgetragen worden auf dem Strom der Jahre, gelaſſen, ohne Widerſtreben; er hat ſich in ſeinen Mantel gewickelt und iſt verhüllt verſchwunden. Wenige ſind derer, denen ſein Bild noch lebhaft vorſchwebt; ſeiner Jugendfreunde iſt keiner mehr zurück. Es würde kaum gelingen, die Teilnahme der Nachgeborenen für ihn zu wecken, wenn ſeine unſcheinbare Geſtalt uns nicht umringt von mächtigen und befreundeten Geiſtern, in vertrautem Geſpräch mit ihm wandelnd, entgegenträte. So aber iſt Schönborn ein unentbehrliches Glied in einer ſchönen Kette, die Ergänzung eines glänzenden Bildes, das wir Holſteiner und Hanſeſtädter wohl in Ehren zu halten haben vor unſeren Kindern; des Bildes von einer Zeit, wo der Geiſt über unſern Waſſern ſchwebte, die erſten Genien Deutſchlands, ſeine Volksdichter, ſeine Bildner, unſere Fluren verherrlichten und über den Schauplatz ehrenwerter Betriebſamkeit Glanzpunkte des Lichtes und des Ruhmes verſtreuten.

Die Blätter, denen zunächſt dieſe Betrachtungen zur Einleitung dienen, ſind ein wohlerhaltenes, charakteriſtiſches Denkmal der Freundſchaft jenes Kreiſes für den damals weit entfernten Schönborn, ein Geſamtbrief männlicher und weiblicher Freunde; der Inhalt leicht, die Namen gewichtig, die Geſinnung kindlich, ja ſpielend, wie es die

Zeit des Erwachens freier litterarischer Richtungen mit sich brachte. Noch war die Periode der Ironie nicht gekommen, dieser behenden, ätzenden Flüssigkeit, die zu Anfang reinigend und glanzerhöhend, weiterhin auch auf das edelste Geschmeide zerstörend und auflösend wirkt. Es war die Zeit, wo jeder gebildete Mann in Deutschland der Griechisch wußte und sich mit Oden- und Hexametermaß zu behelfen verstand, eine tiefe Kluft zwischen sich und der Menge fühlte. Auf der Höhe standen geschart die jugendlichen Meister, Hand in Hand, von der Sonne beschienen und dieser Beleuchtung unbefangen genießend. Ein Gedicht im Musenalmanach oder im deutschen Merkur war noch ein Ereignis, ein glücklicher Gedanke eine Versorgung, ein Schreiben von guter Hand ein Schatz, der Verleger ein wichtiger Gönner. Und welche Hoffnungen belebten diesen Kreis! welches Gefühl von der Würde des eigenen Zweckes und des ihm gewidmeten Lebens, welche Zuversicht in die schnelle und grenzenlose Entwickelung des Menschengeschlechts zum Guten und Schönen! Man erbat sich Tyrannenoden zum Druck; man spielte, sonder Arg, mit dem gefährlichen Worte: Freiheit.

Der Göttinger Bund, den Voß in der Vorrede zu Höltys Gedichten und in seinen Briefen so anziehend beschreibt, war durch den Fortschritt der Zeit zerstreut; der neue größere Bund, den Klopstock beabsichtigen mochte, aber äußerlich nie zustande gebracht, umschloß durch Zuneigung und verwandte Bestrebungen eine Zahl verschiedenartiger, doch jedes auf seine Weise ausgezeichneter Individuen. Um den von Karlsruh nach Hamburg wiedergekehrten Klopstock, der durch seinen Genius, seinen frischblühenden Ruhm, durch seine Milde und die Gewohnheit wohlwollender Gönnerschaft lange der Mittelpunkt blieb, fanden sich abwechselnd mehrere der alten und neuen Genossen zusammen. Einige lebten in Kopenhagen, andere in Kiel und Lübeck. Zärtliche, ja enthusiastische Blätter, Versicherungen unverbrüchlicher Freundschaft, litterarische Notizen und Winke, auch wohl, von einem und andern, Klagen über knappen Zuschnitt des Auskommens, gelegentliche Bestellungen von Büchern, Grüßen, Wein und Tabak, Anerbietungen von Manuskripten, wanderten fleißig zwischen den entfernt wohnenden hinüber, herüber; mit Gleim und den edlen Schweizern ward die alte Verbindung sorgfältig unterhalten; jeder war jedem zu helfen beflissen, und hochgestellte Gönner wußten nicht

fehlten die guten Wünſche der Freunde zu verwirklichen. Wo ſie ſich reiſend begegneten, da war großer Jubel, da führten die wenigen Auserwählten eine Art von begeiſtertem Leben, zogen ſich wechſelsweiſe an, ſtießen ſich auch wohl ab; überall ſammelten ſie ſich zu Hauf, gaſteten bei einander und genoſſen, jeder in der Nähe der andern, eines ſelbſtbewußten, geſteigerten Daſeins.

In Kiel hatte der Zufall im Juli 1776 ihrer eine Zahl auf kurze Zeit zuſammengeführt. Eine Luſtreiſe Klopſtocks, auf der von Lübeck Gerſtenberg mitgenommen worden, war die frohe Veranlaſſung. Ihn hatte von Hamburg „Vindeme“ die Muſe des Geſanges, nachmals ſeine zweite Gattin, begleitet, und der treffliche Büſch, deſſen Haus dort lange Zeit der Sammelplatz der guten und geiſtreichen Geſellſchaft geweſen iſt. In Eutin ward Graf Fr. L. Stolberg beſucht und hatte ſich jubelnd angeſchloſſen. Kiel ſelbſt lieferte edle Namen zu dieſem Kreiſe: den ehrwürdigen Kanzler Cramer, unvergeßlich durch mehr als gelehrtes Verdienſt; ſein geiſtvoller und unglücklicher Sohn, Karl Friedrich, damals noch auf Schwingen des redlichſten, wenn auch kurzſichtigen Enthuſiasmus über die Erde getragen, gleichſam geſchaffen zu lieben und zu bewundern, ein Herz ohne Falſch, ein Kopf ohne Gleichgewicht, einſt auf fremder Erde heimatlos zu ſterben beſtimmt: Ehlers, der fromme und nüchterne Weltweiſe: dann zwei geiſtreiche, jede in ihrer Weiſe höchſt eigentümliche Frauen, die Ehlers und die Gattin des Entomologen Fabricius; endlich ein Mann, der uns unter den Propheten wie ein Saulus oder Laienbruder erſcheint, der redliche, durch hiſtoriſche Sammlungen verdiente Noodt. Sie feierten heitere Tage zuſammen: der Entfernten ward nicht mit unfruchtbarer Liebe gedacht; alle, kommend, gehend, ſtehend, ja im Bette liegend, wurden durch Klopſtock gemahnt und geworben zum Schreiben an Schönborn. Einige Zeilen wenigſtens von jedem, Treue und Sehnſucht nach Wiedervereinigung ausſprechend, ſollten dem jenſeits des Meeres verſchlagenen Freund an den Küſten von Afrika den Mitgenuß ſo ſchöner Stunden gewähren. Aber noch war das Maß nicht voll: dem Günſtling füllt die Muſe den Becher überfließend. Im Auguſt nach Hamburg zurückgekehrt, ſetzte Klopſtock den Brief fort und neue Teilnehmer ſchloſſen ſich an.

Zuerſt die fromme Seele Meta Dimpfel (Schweſter Vindemes), die wir als hochbetagte Jungfrau dem Andenken großer Verſtorbener

treu, in fröhlicher Hoffnung ewiger Jugend gekannt haben, gleichsam als letzte Überlieferung und Trägerin eines großen Ruhmes und herrlicher Freundschaft: zunächst eine andere würdige Frau, die Klopstocks Verwandte und Freundin war, E. Schmidt: dann wieder „die Sängerin mit der Erzengelstimme“: und endlich Voß, der stets klare, gesammelte, das tüchtige Wollen auf ein Naheliegendes und Erreichbares gerichtet, damals noch in gleicher Bahn und ungetrübter Herzlichkeit mit den Bundesbrüdern fortstrebend. Claudius, einer von Schönborns ältesten Freunden, dessen Abwesenheit aus Wandsbeck Voß so schmerzlich beklagt, konnte nicht teilnehmen an dem Briefe: er hatte es in Darmstadt versucht, von wo er aber bald zu der schmalen doch gesunderen Kost, „zu dem sauern Bier“ der Heimat sich zurücksehnte und wiederkam.

Fragen möchten wir dagegen, warum doch unter den Schreibenden die beiden werten Vettern Mumssen, innigste Freunde des ganzen Bundes und Schönborns, fehlen, die redlichen Seelen sonder Falsch, die eifrigen Maurer? Dietrich, Dick genannt in der Bundessprache, dessen gastfreies Haus eine der Herbergen des Bundes war, und der sich der Becher freute: Toby der nüchterne, Hippokrates echter Jünger, der Schüler und Diener der Natur, dessen Pharmakopöe so einfach war wie sein Glaube, und es blieb, bis nahe an die höchste Grenze des Menschenlebens.

Und nachdem nun solchergestalt eine günstige Beleuchtung gewonnen worden, sei versucht, von Schönborn selbst, dem Freund solcher Freunde, dem Ziel so vieler guten Wünsche, wo nicht ein vollständiges Bild zu entwerfen, so doch einige Hauptzüge seines Lebens und Seins zu berichten. Jenes würde, wenn es auch für einen großen Vorteil geachtet werden darf, ihn in seinen späteren Jahren gekannt zu haben, auch von ihm gekannt worden zu sein, doch weder eine leichte, noch im gewöhnlichen Sinn dankbare Aufgabe sein. Schönborns Leben, zwar äußerlich nicht ohne Bewegung, war doch eben nach außen mehr wie gewöhnlich vereinzelt und abgeschlossen: es ward zum größten und besten Teil in der Fremde zugebracht. Für die Geschichte der inneren Entwickelung eines so eigentümlichen Geistes fehlt es daher an Material, sowie das Gemälde seiner besten Zeit für uns aller anziehenden Einzelheiten entbehrt; immer würden die Lichter desselben aus jenen schönen Ver-

bindungen zu borgen sein, deren Überbleibsel erst um den Abend seiner Tage sich wieder sammelten.

Aber um auch nur das chronologische Gerüst von Schönborns Leben auf leidlich zuverlässige Angaben zurückzuführen, hat es mancher wenig ergiebiger Nachforschungen, ja der Kritik bedurft. Schönborns dunkle Jugend reichte zu unseren Großvätern hinauf; er zählte, des guten Klanges seines Namens ungeachtet, keine erlauchte Ahnen; er hat von seiner Herkunft keine Nachricht hinterlassen. Und so konnte ihn, der vor nicht gar lange noch unter uns wandelte, nach seinem Tode das homerische Schicksal treffen, daß mehrere Orte sich um seine Wiege streiten dürfen.

Einige litterarische Lexikographen lassen ihn in dem holsteinischen Dorfe Schenefeld, in der Herrschaft Pinneberg geboren werden. Cordes hält wahrscheinlicher Bordelum, Amts Husum, im westlichen Schleswig für seinen Geburtsort, in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Aber nach der zuverlässigsten, unter den Nachkommen seiner Freunde geltenden Überlieferung ward Schönborn 1737 am 14. September zu Stolberg am Harz geboren. Jene andere Angabe beruht wahrscheinlich auf Mißverständnis: denn allerdings war sein Vater um die erwähnte Zeit Prediger in Bordelum. Später ward er nach Neuenbrok, Amt Steinburg, in Holstein, versetzt. Eine Schwester Schönborns war an einen Förster im Lande verheiratet. Der Vater mag in Schönborns frühester Kindheit durch die Stolbergischen Verbindungen eine Anstellung in Holstein gefunden, seine Kinder ihn dahin begleitet haben. Fremdes Talent fand damals freudige Aufnahme und Förderung bei uns. Den Harzgegenden verdanken wir Klopstock, die Stolberge, beide Unzer. Wer vermag zu berechnen, welche Kreise von Licht und Wärme, lange fortschwingend, von einzelnen ausgehen können!

Auf der Schule in Klosterberge hat Schönborn seine frühere Bildung erhalten. Dort lebte um das Jahr 1777 noch sein alter Lehrer, der Rektor Jonä, und freute sich, wie ihm Resewitz schreibt, bei Schönborns Rückkehr aus Algier, „das durch Afrika ausgebildete Schülergesicht wiederzusehen". Wendeborn, später Prediger in London und ein rüstiger Schriftsteller, war dort auf der Schule sein Zeitgenosse und ward in England wieder sein Nachbar, doch nur in äußerlicher Beziehung. Schönborn ging in die Tiefe und bildete sich

früh zum gründlichen Philoſophen und Philologen. Es iſt wahrſcheinlich, daß er in Kiel ſtudiert hat: ob ſonſtwo, iſt unbekannt.

Nur ſoviel wiſſen wir, daß er ſich vom März 1764—1766 auf dem Gute Trenthorſt als Hauslehrer aufgehalten und mit Claudius, der in Reinfeld war, ſowie mit manchen verſchollenen Guten der Umgegend, Predigern und Schullehrern meiſt, traulichen Verkehr gepflogen; doch wie es ſcheint, nicht ohne die Neigung, ländliche Abgeſchiedenheit mit einem bewegteren Leben zu vertauſchen. Er ſcheint eine „Information", die ihm Claudius von Kopenhagen aus angetragen, angenommen zu haben. Wenigſtens finden wir ihn dort 1766 als fahrenden Schüler wieder. Die Briefadreſſen ſeines humoriſtiſchen Freundes, der indeſſen wieder nach Holſtein zurückgekehrt war, lauten aus den nächſten Jahren: à Mr. S. Etudiant en philosophie, ein andermal: E. en belles lettres, 1767 ſogar: E. en médécine, bei Paſtor Lork auf Chriſtianshafen, einem nahen Verwandten von Claudius. Möglich daß Schönborn, von Unterricht lebend, ſich in vielerlei Fächern verſucht. Ein gewaltiges Bedürfnis des Wiſſens, das ihn ſelbſt die abſtrakteſten Studien ſuchen ließ, eine ungeordnete Art des Studierens, eine zähe Ausdauer, von phyſiſcher Trägheit unterſtützt, waren bis ins Alter an ihm bemerkbar.

In Kopenhagen hatte Schönborn das Glück, die Bekanntſchaft des ehrwürdigen älteren Grafen H. E. Bernſtorff zu machen. Im Jahre 1768 bekleidete er die Hofmeiſterſtelle bei deſſen Sohn, und als der Miniſter bei ſeinem Abgang im Jahre 1770 Kopenhagen verließ, iſt er dort geblieben; bald aber demſelben nach Hamburg gefolgt, wo er ſich in den Jahren 1771 unb 1772 im Bernſtorffſchen Hauſe, wahrſcheinlich mit Studien, vielleicht auch mit Kabinettsarbeiten beſchäftigt, aufhielt. Am 18. Februar 1772 raubte der Tod Schönborn dieſen hochherzigen Gönner. Aber die Freundſchaft des Oheims erbte ſich, wie eine Tugend, in dem edlen Hauſe fort. Dem Einfluß des Neffen, des unvergeßlichen Grafen A. P. Bernſtorff, der im Jahre 1773 im däniſchen Staatsdienſt zu einem ausgezeichneten Platz berufen ward, mochte es vorbehalten ſein, Schönborn in die öffentlichen Geſchäfte einzuführen. Der 36jährige Philoſoph und homme de lettres ward in demſelben Jahre zum Königl. Konſulatſekretär in Algier ernannt, wohin er die Reiſe im nämlichen Sommer über Marſeille antrat.

Leicht möchten die Jahre, die Schönborn in Hamburg zugebracht, wo er mit so vielen geistreichen Männern und Jünglingen, die das Bernstorffsche Haus versammelte, in nahe Berührung trat, ebenso bedeutend für seine dichterische, wie die in Kopenhagen in der Umgebung des einflußreichsten Ministers verlebten für seine politische Ausbildung gewesen sein. Solche Beziehungen zu einem Staatsmann wie Bernstorff, der edle Zwecke nur durch ehrenhafte Mittel zu erreichen, der nicht die begründete Überzeugung aufzuopfern, nicht vorzugsweise Hofmann zu sein verstand, vor dessen hellem Blick Europa wie eine Karte lag, der, von den Geschäften entfernt, nicht aufhörte dem Gange der Ereignisse zu folgen und zugleich Wissenschaft und Kunst liebte, der vertraute Umgang mit Lessing, Klopstock, Alberti, konnten dem von Haus aus hochgesinnten, durch ernste Studien in sich selber begründeten Mann nicht anders als eine großartige Richtung geben. Eine solche zeigt sich uns in der Meinung und in den Erwartungen seiner Freunde von ihm, wie in einem Spiegel. Minder sind uns Spuren eigener Produktivität geblieben. Es scheint als haben sich seine wenigen Dichtungen mehr zufällig, und nicht ohne Anstrengung aus seinem vorzugsweise nach innen gewandten Geiste losgewunden. Aus diesem Abschnitte seines Lebens ist nur weniges erhalten und wahrscheinlich auch entstanden. In den von Gerstenberg redigierten: „Merkwürdigkeiten der Litteratur." Schleswig und Leipzig 1766, findet sich von ihm ein Aufsatz über Pindar mit dem Versuch einer Übersetzung einer Ode, der großes Aufsehen und noch größere Erwartungen erregte und ihm von nah und fern Zuschriften, Anträge und Lobsprüche zuzog und ihn dem jugendlichen Dichterbunde zur Aufnahme empfahl.

Dann steht im Boieschen Musenalmanach für 1772 das: Lied einer Bergnymphe. Ob von den, einige Jahre später erschienenen Gedichten, von denen unten die Rede, einige der Epoche vor der großen Reise angehören, ist wohl kaum zu ermitteln.

Von Schönborns Aufenthalt in Algier haben sich zwar viele Papiere erhalten, doch es sind Bruchstücke, die mehr nur die Art seiner Beschäftigung andeuten, als Ausbeute liefern: Anfänge von Oden, Versuche von Übersetzungen aus Klassikern, Fragmente von philosophischen Abhandlungen über allgemeine Sprachlehre; Lösung mathematischer Aufgaben, endlich Entwürfe zu Berichten und Briefen,

in denen die politischen und moralischen Verhältnisse des algierschen Staates und seine Verfassung geschildert werden sollten. Ein tiefer Abscheu vor der Versunkenheit desselben, vor der Tyrannei der Türken, der Feigheit und Hinterlist der eingeborenen Stämme, ein glühender Unwille, daß die europäischen Mächte solches Unwesen bestehen lassen, spricht sich in diesen Blättern aus und legt Zeugnis ab von seiner Gesinnung, wie von dem Grundton, der sich durch die Gefühle seiner Zeitgenossen zieht. Schönborn vertraut sogar, durch eine sichere Gelegenheit, seinem Klopstock und einem anderen Freunde die Überzeugung, daß mit geringen Streitkräften eine Unternehmung gegen Algier auszuführen, Stadt und Hafen zu nehmen und jener ungeheure Schatz zu heben sei, den die unterirdischen Genien bis auf unsere Zeiten für ein französisches Heer aufgespart haben. Er geht so weit aufzufordern, man möge an höheren Orten diesen Wink geltend machen, anzudeuten, daß die russischen Streitkräfte die damals im Archipelagus Meister waren, am füglichsten zu dieser Unternehmung verwendet werden könnten. Der Dichter, nach irdischen Schätzen weniger lüstern, mag den Wink überhört haben; der weltliche Freund aber, nebenbei gesagt ein neu creirter eifriger schottischer Meister, was damals mehr bedeutete als später, geht in seiner Erwiderung ernsthaft auf den Gedanken ein; gegen jene nordischen Bundesgenossen protestiert er jedoch, deutet dagegen an: ein solches Unternehmen müsse nicht von den Höfen ausgehen, vielmehr von einer Schar handfester und kühner Männer auf eigene Hand gewagt werden und ausgeführt wie ein Blitz in der Nacht. Er giebt Aussicht, daß solche Männer gefunden werden, und fragt an: auf welche günstige Umstände, auf welche Unterstützung von innen sie werden rechnen können, wenn sie erscheinen? Die Antwort fehlt, begreiflich genug. Doch ist nicht überflüssig zu bemerken, daß Schönborn im Jahre 1774 in den Freimaurerorden, unter großem Jubel seiner Freunde, abwesend aufgenommen worden. Heftige Reibungen fanden gerade damals zwischen den Berliner Logen von der strikten Observanz und der neuen Hamburger Loge statt. Letztere rekrutierte sich vorzugsweise aus den schönen Geistern und den Göttinger Bundesbrüdern. Von allen Kämpfen, hochfliegenden Hoffnungen, Erwerbungen, Verlusten ward dem abwesenden Bruder treulich Bericht erstattet. Und daß auch die unbeteiligten Freunde in steter, den Umständen

nach häufiger Beziehung zu ihm geblieben, beweist eine Menge erhaltener, zärtlich zu nennender Briefe voll Grüße und Klagen, die seine Entfernung, seine Einsamkeit an barbarischer Küste bejammern, den deutschen Mann zum deutschen Boden zurückmahnen, Ergüsse seiner Muse, Schilderungen des Landes von ihm fordern*).

Öffentlich ist jedenfalls nur weniges in dieser Epoche von ihm erschienen, wahrscheinlich auch nur weniges erzeugt worden. Auf Boies dringendes Anhalten schickt Schönborn ihm für das deutsche Museum einen Bericht über die letzte fruchtlose spanische Expedition gegen Algier, der vom 22. Januar 1776 datiert ist, doch ohne seinen Namen sich im Juniheft desselben Jahres abgedruckt findet. Von Gedichten ist folgendes erhalten:

Eine Freiheitsode von Schönborn, die von Freunden hoch gepriesen wird**), steht im Göttinger Musenalmanach von 1774, den damals Boie herausgab. Eine Ode an Claudius: der Rhein, 1776 bezeichnet, in Matthissons Lyrischer Anthologie S. 232. Jener Musenalmanach ist uns nicht zu Gesicht gekommen, aber wenn wir nach den damals unter den jüngeren Generationen gangbaren Gefühls- und Ausdrucksweisen und der Schlußstrophe der Rheinode schließen dürfen, so mag jene Freiheitsode vorzugsweise Ergüsse des Unwillens gegen gemißbrauchte Alleinherrschaft und Aufforderungen zur Wiederherstellung ursprünglicher Rechte, in jener kostbaren Sprache enthalten haben, die wir von den jugendlichen Dichtern jener Zeit zu hören gewohnt sind. Wunderbar klingen diese Töne in unsere Zeit herüber; ein späteres Geschlecht wird fragen: ob solche Worte in unserer Mitte, vor 1789, wirklich gehört worden? und mit Beifall und ohne Ahndung? Gewiß, sie wurden es; die Zeit spielte wie der Knabe mit gefährlichen Waffen, deren Glanz sie ergötzte.

*) Bruchstücke eines ausführlichen Briefes an Klopstock, der eine Schilderung der Sitte und Art der Bewohner des algierschen Gebietes enthält, werden unter den Anlagen gefunden werden und als ethnographisches Fragment, zur Vergleichung mit späteren und vollständigeren Berichten über das vielbesprochene Land, hoffentlich nicht unwillkommen sein. Beachtenswert, weil frisch aus der Quelle geistigen Lebens geschöpft, ist Schönborns Urteil über den Mohamedanismus und dessen Wirkungen auf seine Bekenner und Zöglinge.

**) „Sie haben neulich so schön geglüht", schrieb ihm Gerstenberg, „o! Glühen Sie doch bald einmal wieder!"

Aber Dichter und Hörer meinten's so übel nicht. Jene suchten und nahmen gern Gehalte und Dienst; die Fürsten waren großmütig genug, auch solche, gewissermaßen obligate Proben des Genius zu honorieren. Die Grafen gingen voran, die Plebejer folgten, alle schwärmten für Deutschland, aber niemand war von echtem Radikalismus ferner als sie, die nur allgemeines Wohlbefinden bezweckten, sich aber zugleich, nach Billigkeit, als hauptsächliche Leiter und Nutznießer künftiger erwünschter Veränderungen zu betrachten geneigt sein mochten. Wir wollen damit nicht in Abrede stellen, daß in jenen Jahren, und zwar in einigen Zweigen der Maurerei, die die Zuflucht aller aus dem Gleise strebender Geister geworden war, auch tiefere und weniger gutmütige Pläne gehegt worden seien, von denen sich sagen ließe, daß sie die historische Vermittelung, den Übergang zu den Gesinnungen und Bestrebungen bildeten, welche sich 15 Jahre später auf einem größeren Schauplatz hervorthaten. Alles hängt zusammen und trägt sich in der Kette historischer Zustände der abendländischen Völker, und mag es einer vornehmen Deutschheit auch nicht genehm sein, auf solche Spuren verwiesen zu werden, dem Unbefangenen drängen sie sich auf, wenn er Gelegenheit findet, tiefer als die Oberfläche in das Leben der letzten Generation zu blicken. Nicht aus den Eingeweiden der Erde, sondern aus der Gefühlsweise der Menschen jener Zeit, und nicht eben der schlechteren, gingen die Erscheinungen hervor, die unsere Jugend wechselsweise bedrängt, gehoben, erschüttert haben und noch nicht aufhören das reifere Alter mit mannigfaltiger Sorge zu umgeben. Vor der Blüte der Saat, die in den 70er Jahren mit lobenswerter Offenheit am hellen Tage gestreut ward, würden die, welche sie streuten, mit Entsetzen zurückgewichen sein, während die, welchen die Früchte zu ernten aufgegeben ist und die der Gefahr ins Angesicht sehen gelernt, auch die heilsamen Körner, die teuere Ausbeute so großer Kämpfe herauszusammeln und der Zukunft aufbewahren lernen mochten.

Der Schluß von Schönborns Ode: der Rhein, lautet so:

„Ha! wo du geboren wardst gab's Retter der Freiheit!
Wo dich empfängt das schäumende Meer, Retter der Freiheit!
Wenn sehen wir einst, Vater Rhein, auch an jenen Ufern sie aufstehn
Und wenn sie Fürstenketten reißen,
Durch welche noch wandeln deine heiligen Wasser?
O weg! Land Thuiskons, von deinen Völkerschaften sie!"

Erwägen wir, daß diese Ode an Claudius in Algier gesungen ward, der Dichter sich in unmittelbarer Gegenwart, ja selbst im Bereich des echtesten Türkendespotismus befand, so spricht es uns beinahe komisch an, wenn er mit solchem Eifer sich der verhältnismäßig leidlichen Unbilde einiger weltlichen und geistlichen Kurfürsten erinnern mag, deren Gebiet der Rhein benetzte. Es ist der Gegensatz des Ungeheuern zum Niedlichen. Jenes erdrückt die Poesie, während dieses sie behaglich anregt.

Wer uns eine innere Geschichte Deutschlands in jenem Zeitraum schreiben wollte, dürfte nicht vergessen, daß unser frommer, später so legitim gesinnter Claudius damals sang, und daß tausende mit ihm sangen:

„Der König sei der bessre Mann,
Sonst sei der Bessre König."

Was soll uns die Geschichte, wenn sie nicht lehrt! wenn von schüchterner Hand ihre prägnantesten Blätter bedeckt werden?

Im übrigen ist Schönborns Aufenthalt in Algier für uns ein weißes Blatt in seiner Geschichte. Daß eine beabsichtigte Reise nach dem Atlas ausgeführt worden, darf man bezweifeln. Wie schnell verfließen nicht einförmige Jahre unter dem reinen Himmel südlicher Klimate! Die freundliche, außer der Stadt in schönen Gärten gelegene Wohnung der dänischen Konsuln schützte vor unangenehmer Berührung, und die Briefe aus der Heimat erfrischten die Seele, wie der Seewind das Blut.

Zu den gehaltvollsten dieser Briefe möchte wohl derjenige gehören, den Goethe ihm im Juni 1773 nach Algier schrieb, und in dem er mit schönem jugendlichen Ernst und fröhlicher Zuversicht von eignen und fremden Arbeiten Bericht erstattet, zu den originellsten der Brief vom 24. Juli 1776, ebenfalls aus Frankfurt, worin Goethes Vater und Mutter Nachrichten von den neuesten Begegnissen des Sohnes und seinen neuesten Schriften mitteilen. Schönborn hatte mit der Familie Goethe auf der Hinreise nach Algier Freundschaft geschlossen, und das Andenken, das man ihm widmete, die Äußerungen der Mutter sind von der Art, daß auf eine bedeutende Persönlichkeit des Gastes geschlossen werden darf.

Erst mit dem Jahr 1777 endete Schönborns Verbannung durch seine Ernennung zum königl. Legationssekretär bei der Gesandtschaft

in London, und wir überzeugen uns gern, daß die dringenden Verwendungen seiner Freunde, besonders Klopstocks, nicht die einzigen Beweggründe zu einer ehrenvollen Versetzung waren, daß auch eignes Verdienst in der betreffenden Laufbahn dem Grafen Bernstorff, einem Kenner und Beschützer des Verdienstes, ihn empfahl.

In mancher Hinsicht betrat Schönborn die europäische Erde ein anderer wieder, als er sie verlassen; in vielem auch derselbe. Seinem von Natur nach innen gewandten Geist hatten Einsamkeit und Abgeschlossenheit eine härtere Stählung gegeben. Die Freuden eines oberflächlich lebenslustigen Kreises, wie ihn im Orient die Gesellschaft der aus allen Winden zusammengewehten Konsulatsfamilien und abenteuernden Fremden unter sich zu bilden pflegen, waren nicht für ihn gemacht: seiner körperlichen Trägheit that das Klima Vorschub: Muße, Stille und Mangel an neuer Litteratur forderten zu andauernden und abstrakten Studien auf: eine grübelnde und durchaus skeptische Richtung entwickelte sich mehr und mehr und führte ihn allmählich in die Labyrinthe der scholastischen Philosophie, in denen er ohne produktive Neigung, ohne systematische Folge, zum Ergötzen, oder vielmehr um einem spekulativen Bedürfnisse Genüge zu thun, sich lange erging, die er verließ und wieder aufnahm wie die Züge eines Schachbretts, ohne anderes namhafte Ergebnis als eine gewisse Gelindigkeit und Duldung gegen fremde Überzeugungen, auch der entgegenstehendsten Art, die das Merkmal des echten Skeptikers ist. Ihm repräsentiert jede Ansicht eine Seite des Lebens, der Wahrheit, die ihre relative Gültigkeit hat. Nur Konsequenz und Tüchtigkeit forderte, falschen Schein haßte Schönborn: zu bekennen, was er nicht glaubte, verschmähte er; doch mochte von manchen sein Schweigen als Beistimmung gedeutet werden, was es nicht war. Er war aus der Reihe jener Geister, die geschaffen scheinen, die negative Seite des Lebens vorzugsweise aufzufassen und würdig die Last eines rätselhaften Daseins zu tragen, weil sie in ihrer innersten Brust die Handhabe des Schlüssels zu diesen Rätseln zu tragen sich bewußt sind. Nicht aber alle, die den Schlüssel haben, finden die Thür, noch öffnet sie sich dem, der anzuklopfen verschmäht. „Schönborn", so drückt sich einer seiner Freunde über ihn aus, „verhielt sich nicht nur negativ gegen die Aufstellungen anderer, sondern negativ gegen sich selbst, doch blieb in diesem Kampf das innere Sein in Liebe

und Wahrheit ihm unverloren." Und was von edlem Wollen und reinem jugendlichen Streben ihm mit den Freunden gemeinsam gewesen war, das hatte ein 42jähriges Alter nicht abgestreift, nur tiefer zurückgedrängt. Freilich war manche goldene Täuschung geschwunden, manche blühende Hoffnung entblättert. Denn es giebt in jedem Leben eine Zeit der vollen Reife, wo der Mann vergleicht, was man von ihm erwartete, mit dem, was er geleistet, was man ihn hoffen lassen, mit dem, was ihm gehalten worden. Nur ein warmes Gemüt, ein frommer Sinn, vermögen den Ausfall in der Bilanz zu decken, sodaß beide Summen wieder stimmen. Und wohl dem, welchem diese Abrechnung, nachdem er, von günstigen Verkettungen getragen, von Erfolg zu Erfolg das Mannesalter hindurch geschritten, nicht erst im Greisenalter vorgelegt wird. Auch der Glücklichgepriesene hat sich ihrer selten zu rühmen. Denn es ist wahr, und auch auf Schönborn anwendbar, was der Dichter gesagt hat: Nach großen Zurüstungen hat die Natur mit den meisten Menschen gar wenig im Sinn.

Auf seiner Reise nach England war Schönborn zu Anfang 1778 in Hamburg, wo er genußreiche Tage im Kreise der Freunde verlebte, namentlich mit den Stolberg, und seine nachmalige Freundin Katharine kennen lernte. Sie war es durch Briefe, schon ehe sie ihn gesehen. Wahrscheinlich kam Schönborn damals auch nach Holstein und Kopenhagen. Von Hamburg ging die Reise über Holland nach seiner neuen Bestimmung.

In einem sehr wichtigen Augenblick kam Schönborn nach England. Der Krieg mit den nordamerikanischen Kolonieen währte mit abwechselndem Glück fort und erzeugte heftige Reibungen unter den Parteien in England selbst, die zu jener Zeit von zwei einander gegenüberstehenden Gruppen von Staatsmännern noch ausschließlich vertreten wurden, und so ein großartiges Schauspiel und zugleich eine herrliche Unterlage für die Entwickelung großer Talente und Charaktere darboten. Denn durch alle denkbaren Interessen zog sich, Farbe und Leben gebend, der scharf bezeichnete Gegensatz hindurch, den die Benennung: Tory und Whig ausspricht. Wie oft auch das Ziel und das Panier wechselnd, Wind und Sonne einander abgewinnend, waren diese Gruppen doch stets den Gegner sich wieder gegenüber zu finden gewiß; aber auch nur den Gegner, Europa aber als Zu-

schauer. So standen die debattierenden Häupter an der Spitze ihrer Scharen einander am grünen Tische gegenüber, um Macht und Ruhm kämpfend, Argumente und Hohn austauschend: geschickte Spieler, in zwei Rotten geteilt, die den Ball über den Häuptern der gaffenden Menge einander bald zuzuwerfen, bald zu entziehen verstehen, allzeit vorziehend ihn in die Hand der Gegner geraten, als fallen zu lassen; nur wenn eine dritte Rotte oder gar der zuschauende Haufe sich in das Spiel mischen will, hört es alsbald auf ein Spiel zu sein, es entsteht Verwirrung und ernster Kampf, und um die Lust am Schauen ist es geschehen.

In dem Moment war die Aufregung tiefer gedrungen als seit lange. Englands Glanz und Macht ward mit Verdunkelung bedroht. Bald sollte durch Frankreichs Einmischung die Verwickelung noch bedenklicher werden. Man nahm Rat von der Leidenschaft. Da sah Schönborn noch Chatham im Glanz seines Untergangs. Wenige Monate nach Schönborns Ankunft war jene denkwürdige Sitzung, in welcher dieser große Mann, „den sein Vaterland jedem eigennützigen Beweggrund unzugänglich, seine Feinde unbesiegbar gefunden", die sinkenden Kräfte noch einmal sammelte, um feierliche Worte der Warnung vor der Verblendung der Regierung und des Volks zu sprechen, und dann hinsank. Schönborn erlebte in schnellem Wechsel nun das Rockinghamsche, dann das sogenannte Koalitionsministerium; endlich, nach so großen und verhängnisvollen inneren und äußeren Kämpfen, die Verwaltung unter der Leitung des jüngeren Pitt. Damals war Fox noch in seiner ganzen, von Schönborn bewunderten Kraft, war Burke noch der feurige Redner für Freiheit und Recht. An ihm, dessen frühere Richtung und Schwung der Beredsamkeit Schönborn zusagte, scheint er besonderes Interesse genommen, auch mit ihm in persönlicher Beziehung gestanden zu haben.

Der noch schwereren Geschicke, die im Gefolg der französischen Revolution über Europa hereinbrachen, war er wohlunterrichteter und teilnehmender Zeuge in einer Stellung, wie sie dem Interesse einer beharrlich neutralen Macht geziemend war: persönlich nicht ohne entschiedene Vorliebe für die Sache, nicht ohne ebenso entschiedene Abneigung gegen die Franzosen als Volk, wie solche, aus nicht verwerflichen Gründen, zum Kurialstil echten Deutschtums gehörte.

Bei seiner Ankunft in England fand Schönborn noch als Gesandten des dänischen Hofs den Geheimen Rat Dreyer vor, einen ebenso einsichtsvollen und unermüdet thätigen als biedern und — es mag hier lobend erwähnt werden, was sich eigentlich von selbst verstehen sollte —, vaterländisch gesinnten Mann von altem Schrot und Korn. Lange ist er noch gekannt und geachtet gewesen, auf seinen ferneren Sendungen in Spanien und Frankreich, als ein ehrwürdiges Überbleibsel diplomatischer Vorzeit, sein Haupt erhebend über die leichteren Bildungen späterer Ablagerungen, oft als Quelle befragt, öfter Gesetz und Sitte des Völkerrechts dem neuen, zuhorchenden, wenn auch nicht befolgenden Geschlechte verkündend. Selbst den revolutionären Notabilitäten imponierte er, an deren Wiege er gestanden; und selbst Talleyrand war ihm dankbar verpflichtet.

Inniger gestaltete sich bald nach seinem Abgang Schönborns Verhältnis zu dessen Nachfolger, dem Grafen Friedrich von Reventlow, einem Mann von vielseitiger Bildung und eigentümlicher Schärfe des Geistes. Seine Gattin Julie, geborne Gräfin von Schimmelmann, eine der liebenswürdigsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit, ward bald Schönborns Freundin und diese Freundschaft war für das Leben geschlossen. Es waren Schönborns beste Jahre in England, solange Graf Reventlows Sendung währte. Es liegt aber teils in den wechselnden politischen Zuständen, teils in der Persönlichkeit der höheren diplomatischen Agenten, oder in ihren Vermögensverhältnissen, in der Regel die Ursache eines häufigen Ab- und Zugangs, dessen Nachteilen die Höfe durch möglichst langes Verharren des untergeordneten Personals bei derselben Gesandtschaft zu begegnen suchten. So fanden sich denn häufig junge Gesandte mit alten Gesandtschaftssekretären gepaart; diese letzten zum öfteren ein treffliches Material, welches sich auch als solches zu fühlen — und zu bescheiden gewohnt war.

Dies war auch Schönborns Fall. Die Zeit der Trennung kam heran; erst durch Urlaub; und diesem Zwischenraum verdanken wir eins von seinen gemütlichsten Gedichten; „Albion an Julie“ (Matthissons Anthologie VI, 240), in welchem der Dichter mit dem Ungestüm warmer Anhänglichkeit das edle Paar, das sich damals in Frankreich befand, zur Rückkehr einladet: später durch Abberufung.

Daß sich Schönborns Neigung nicht auf ähnliche Weise dem Nachfolger zugewandt, ist begreiflich, wenn wir gleich annehmen dürfen, daß auch dieses Verhältnis sich durch des ersteren große Anspruchlosigkeit und Verdienst leidlich gestaltet haben werde.

Vierundzwanzig Jahre war Schönborn aufmerksamer und stiller Beobachter der großen Entwickelungen der europäischen Angelegenheiten in einem ihrer Mittelpunkte, doch nicht bloß für sich. Während bedeutender Zwischenräume, durch den Wechsel der Gesandten und ihre Urlaubsreisen veranlaßt, ward ihm wiederholt der Posten eines Geschäftsträgers seines Hofes übertragen, und er hat ihn, unterstützt durch die genaueste Kenntnis des Landes, der Parteien, der Hilfsquellen, sowie durch die Achtung derer, mit welchen er zu verhandeln hatte, mit Auszeichnung verwaltet. Es war noch nicht die Zeit, wo sich die Staatsgeschäfte zur Hälfte in den Salons erledigen. Ihm, der oft monatelang nicht ohne dringende Veranlassung die Hauskleider und das ungeordnete Arbeitszimmer verließ, hätte man die Verfolgung der Interessen des Dienstes auf diesem Wege nicht zumuten dürfen. Dafür war er aber auch von den Geschäftsmännern geschätzt, Ratgeber mancher jüngeren Kollegen; und was von ausgezeichneten und wissenschaftlich gebildeten Fremden nach England kam, suchte seine Bekanntschaft.

Im Jahre 1802 und im Alter von fünfundsechzig Jahren fühlte Schönborn doch dringend das Bedürfnis der Ruhe und Unabhängigkeit; er bat um seine Entlassung. Und es war wieder ein Bernstorff, nicht mehr der Oheim, nicht mehr der Vater, es war der Sohn, der Nachfolger im Amt, wie Erbe des väterlichen Geistes, der dem im Dienst Ergrauten diesen letzten Wunsch gewähren konnte. Der König erteilte ihm seine Entlassung auf die ehrenvollste Weise, mit dem Titel „Legationsrat“ und einer Pension. Er kehrte zurück in das Vaterland, das er in vierundzwanzig Jahren nicht betreten, dem er beinahe fremd geworden war; und von da an, wo sich für die meisten das Dasein schließt, begann für ihn ein neuer und genußreicher Lebensabschnitt. Die Freiheit, nach der er sich so lange, in Prosa und Versen gesehnt, lächelte ihm zum erstenmal wie eine untergehende Sonne. Ein neues Geschlecht war aufgewachsen, das ihn nicht kannte; aber ein seltenes Glück ließ ihn die teuersten Jugendfreunde lebend wiederfinden: denn die Dichter sind ein zähes

Geschlecht; wie den Königen nahen ihnen die kleinen, verzehrenden Sorgen nicht, oder erwehren sie sich ihrer durch schützende, stärkende Gegengifte. Von den Überbleibseln des früheren Bundes ward der Zurückgekehrte mit aller Treue bewillkommt. Freilich nicht mehr so fröhlich, so frei und selbstbewußt, nicht mehr vereint, noch einig fand er die Glieder des Kreises. Über wessen Haupt wären jene Jahre unschädlich hingegangen! Aber für Männer wie Schönborn giebt es Ersatz und schließt der Kreis der Angehörigen sich niemals ab; es rückt von Gleichgesinnten eine Generation nach der andern in die Lücken, und mit der Jugend frisches Leben und Berührung mit den Interessen der Gegenwart.

In dem Hause, eines neuen durch gemeinsame Verbindungen ihm gewonnenen Freundes fand Schönborn seine erste Heimat an der Schwelle des Vaterlandes. Drei bis vier Jahre hat er bei Friedrich Perthes in Hamburg als geehrter Gast gewohnt und sich dem ganzen Genuß einer harmlosen Willkür hingegeben. Er war nun in seinem lieben Hamburg, wo nichts ihn drängte, niemand etwas an ihn zu fordern hatte, er sich kleinen beschaulichen Freuden und bibliophilischer Schwelgerei inmitten des wohlbestellten Ladens (des ersten im deutschen Norden, der uns Dilettanten gebundene Ware feilbot) ergeben konnte; und was sonst der Reize mehr sind die eine Stadt voll so lebendiger Regsamkeit und materieller Vorzüge dem Unabhängigen darbietet. Im Umgang mit Friedrich und Karoline Perthes, Claudius Tochter, und ihren Hausfreunden fand er den treuesten und gehaltreichsten Verkehr. F. H. Jacobi, mit diesem Hause eng verbunden, ging ab und zu zwischen Hamburg und Eutin, und ein lebhaftes Verhältnis war bald zwischen beiden entstanden; nicht doch mit Jacobi dem Philosophen. Schönborn waren Systeme der Philosophie, mit Ausnahme etwa des Schellingschen, unzugänglich, und es ihm rein unmöglich, mit doktrinellen Philosophen sich in Diskurse einzulassen. Das rein Menschliche, das Klassische, die Geschichte, ließen Berührungspunkte genug mit einem Mann wie Jacobi übrig, den man mit Recht den Gentleman unter den Philosophen genannt hat, edel von Gesinnung und so zart von Gefühl, so fein von Takt, daß ein leiser Grad von Verzärtelung in seiner nächsten Umgebung geahnet werden mochte. Anders war es mit Schönborn.

In seiner früheren Zeit gab es einen Dualismus mehr als heutzutag, in jedem Mann von Stand und Bildung: die eine Person, die frisierte, geputzte, in seidenen Strümpfen, die sich fühlte und ihre Worte wählte; der andere Mann im Schlafrock, der seine Rolle abgelegt hatte, sich auf hausbackne Weise geberdete und in derbem Plattdeutsch sich mit der übrigen Welt wieder gleichstellte. Schönborn haben wir nur im Schlafrock gekannt. Wie schade, daß die historische Würde verbietet, mit ihm aus jener Fülle des altsächsischen Sprachstamms zu schöpfen, in der er die volkstümlichsten Bezeichnungen, für das, was er liebte und haßte oft die gleichen, zu wählen nicht für einen Raub achtete; ein Wesentliches, Unersetzliches geht dadurch seiner Charakteristik ab, dem Leser ein heiterer Kontrast, dem Sprachforscher ein Schatz und eine Auktorität. — Es ist, beiläufig sei es gesagt, mehr als ein Versuch gemacht worden, um uns jenes Idiom unserer Väter zu verleiden oder zu verkümmern, es als ein Hindernis fortschreitender Bildung im Volk darzustellen. Es gälte den Versuch, ob sich nicht nachweisen ließe: daß, was wir Norddeutsche von Eigentümlichkeit und ehrenhafter Auszeichnung in Gesinnung, Handlungsweise und Sprachstil besitzen, jenem kräftigen Unterboden verdankt werde, der bei jedem tieferen Ackern mit der oberen Krume stets wieder gemischt wird, ihr nachhaltige Energie verleiht. Wie hilflos das Landvolk, wie innerlich arm und zerrüttet, dem man eine Sprache untergeschoben hätte, die nicht auf seinem Boden gewachsen, dem man auch das bindende Element seiner geselligen Abgeschlossenheit, seines unversiegbaren Scherzes genommen hätte, mit dem es die harte Speise würzt. Ein Volk ohne Scherz ist unheimlich, wie ein Wald ohne Gesang. Und es würden Generationen vergehen, ehe man wieder hochdeutsche Scherze in unsern Dörfern vernähme. Doch zu Schönborn zurück, nach Hamburg.

Im Kreise der von ihm hochverehrten Mutter Sieveking, wo, wie bei dem Vater Reimarus und seiner geistreichen Gattin, sich alle guten Geister zu begegnen und freundlichen Verkehr zu halten pflegten, war er zuhause, ein stets willkommener Gast. Niemand wußte besser als jene seltene Frau jeden in seiner Weise gelten, jeden an dem unerschöpflichen Reichtum des reinen und wohlwollenden Herzens teilnehmen zu lassen. Es mag wenige Häuser geben, an die sich, nah und fern, soviele wohlthätige und dankbare Erinnerungen knüpfen.

Wie unser Schönborn in so wünschenswert ausgestatteter Unabhängigkeit geschwelgt, mag leicht ermessen werden. Man hat ihn, dem täglich in mehreren Häusern gastlich, in vielen für Geld sein Tisch gedeckt war, um eine frühe Mittagsstunde mit dem Stock unterm Arm aus dem Hause am Breitengiebel hervortreten, sich nach allen Himmelsgegenden wenden, wählend umschauen, schwanken, dann nach einiger Weile in das Haus zurückkehren sehen, um später, vielleicht zu spät, zu einem Entschluß zu gelangen, oder den Tag bis zum Abend ungegessen zu verdämmern. So mag es erklärt werden, wenn eben diese Unabhängigkeit, die er in der Abwesenheit jeglicher Anforderung an sich zu finden suchte, in völlige Bestimmungslosigkeit ausgeartet, ihm selbst, in der Mitte einer rastlos sich bewegenden Geschäftswelt, auf die Länge zur Last ward.

So fand er sich denn, mitten unter den Planen zu einer festen Lebenseinrichtung, die er stets mit sich umhertrug, nach mehreren Jahren von einer neuen Umgebung angezogen, die anfangs nicht auf eine bleibende abgesehen war. Die in England geschlossene Verbindung mit der Gr. Reventlowschen Familie gewann von nun an einen entscheidenden Einfluß auf sein Leben und umgab seine übrigen Tage mit brüderlicher Sorgfalt. Zu diesen seinen Gönnern war sein erster Weg nach seiner Ankunft von England gegangen. Auf Emkendorf, das durch den Kunstsinn und die Gastfreiheit seiner Besitzer der wünschenswerteste Aufenthalt geworden, fand er im Jahre 1806 seine Wohnung bereitet, ward er nicht als Gast, sondern als Hausgenosse empfangen. Es sammelte sich dort um die Gräfin Julie Reventlow, die ihre Leiden seit Jahren an ihr Lager fesselten, ohne Geist und wohlthätige Wirksamkeit zu lähmen, ein erwählter, bald sich erweiternder, bald verengender Kreis. Wenn auch Schönborn dessen Interessen nicht alle teilen mochte, so wußte er, vielseitig gebildet, von seinem skeptischen Standpunkt aus sie doch anzuerkennen und gelten zu lassen, während er selbst aus dem Schatz seiner Gelehrsamkeit und Lebenserfahrung zur Belebung der Unterhaltung gern beitrug, wo etwa seine Zerstreutheit, oder vielmehr seine träumerische Behaglichkeit zur Mitteilung gereizt ward. Denn Schweigen war ihm keine Last, auch nicht wo Unverständige laut wurden; später machte sich etwa der stille Gedanke durch eines jener Kraftworte Luft, die er der vaterländischen Mundart abzuborgen gewohnt war.

Daß Schönborn um dieſe Zeit, oder ſchon ein Jahr früher, thätigen Anteil an einem anonymen Schriftwechſel genommen, bei dem ſein Gönner beteiligt war, iſt uns glaubhaft verſichert worden. Es ward behauptet, daß dieſer, als Kurator der Univerſität Kiel, bei einigen Berufungen und Entlaſſungen im Lehrfach zu ausſchließliche Rückſicht auf Reinheit der Glaubenslehre genommen habe. Andersdenkende im Publikum, vielleicht auch unter den Kollegen der Beteiligten, ſahen darin die Geiſtesfreiheit bedroht, ohne der Wiſſenſchaft zu frommen, warnten vor Gefahr und riefen nach Licht. Gedruckte Sendſchreiben waren eine beliebte Form, und die Antworten auf eben dem Wege blieben nicht aus. Es trägt aber jede ſcharfe Aufſtellung den Gegenſatz ſchon in ihrem Schoße; ſo ruft auch eine Reaktion die andere hervor, und es fühlen die Erregten ſich erſt für eine Zeit lang wieder beſänftigt, nachdem die elektriſchen Spitzen ſich gegenſeitig entladen haben. Schönborn, wenngleich orthodoxem Proteſtantismus nicht zugethan, konnte wohl für die Sache Partei zu nehmen verſucht ſein, die ihm die konſequenteſte ſchien, und die ihm, dem Bequemen, erlaubte, auf demſelben Pfade mit ſeinen Freunden zu wandeln. Liegt doch überall ſolcher Beſorgnis vor Verdunkelung ein handgreifliches Mißverſtändnis zugrunde: denn es möchte ſcheinen, daß ſich zu keiner Zeit die Freiheit zu denken, was uns beliebt, köſtlicher und ſiegreicher erweiſe als da, wo die Äußerung gehemmt würde, und daß auch die Jugend, vermittelſt inwohnender Lebenskraft, ihre geiſtige Freiheit, wo ſolche etwa vorhanden, gegen Machtſprüche gar wohl zu behaupten, auch bei eintretender Gegenwirkung ſich trefflich zu entſchädigen weiß. In Holſtein aber nun gar konnte ſolche Beſorgnis nur vorübergehend ſein, nur unbegründet erſcheinen; weder war je von oben der Wille, noch im Volk die Empfänglichkeit für Geiſteszwang vorhanden.

Von Emkendorf als Mittelpunkt ausgehend, wo ihn meiſt die Bequemlichkeit feſſelte, machte Schönborn, je wie ſich die Gelegenheit darbot, längere und kürzere Ausflüge nach der Elbe, nach Kiel. Den Sommer 1810 brachte er auf dem Gute Bernſtorff bei Kopenhagen zu, das damals noch im Beſitz der Familie war, von dem es den Namen trägt.

In Emkendorf endlich knüpfte ſich allmählich der in ſeiner Art ſo eigenthümliche, ja unvergleichliche Bund mit der Gräfin Katharine

Stolberg, der Schönborns spätesten Lebensjahren den wunderlichen Charakter eines Verhältnisses aufdrückte, das unzertrennliche Genossenschaft, Gebundenheit, Gütergemeinschaft mit sich führte, ohne Ehe zu sein.

Katharina, Gräfin zu Stolberg, die unverheiratet gebliebene Schwester der Brüder Christian und Friedrich Leopold, war schon bei Schönborns Rückkehr von Algier seine warme Freundin geworden und in Briefwechsel mit ihm geblieben. Sie war eine ungewöhnliche Erscheinung; an nachhaltigem, im tiefsten Grunde ihres Wesens lebendem Feuer für Religion, Wahrheit und Recht ihren Brüdern vielleicht noch überlegen, an Energie gewiß. Ihr Profil war bedeutend, ohne schön zu sein; es quoll aus ihrer Brust mit einer seelenvollen Stimme und eigentümlichen Betonung eine Fülle von innerer Überzeugung und Zuversicht, von warmer Zuneigung für alles Höhere und Bessere, das dem Menschen gegeben ist, eine überschwengliche Geringschätzung für alles Gemeine, ja Gleichgültige, die ihre Gegenwart den Schlechten unleidlich, den Flachen drückend, denen, die sie verstanden, anziehend machte. Mit diesem Sinne, mit dem Bedürfnis, überall Gleichgesinnten zu begegnen, sich zu versetzen, helfend und anregend zu wirken, konnte das Fräulein-Kloster Wallöe auf Seeland, wo sie Stiftsdame war, sie nicht auf lange Zeit festhalten. Sie kannte die Dinge dieser Welt nicht, und achtete sie gering; aber desto inniger ward sie erquickt durch Anklänge und Berührungen, die nach den göttlichen Dingen und ihrer Erscheinung hinwiesen. Jenes weibliche Bedürfnis des Anschließens, bei ihr durch nomadische Gewohnheiten überwachsen, schien zwar in der Verbindung mit Schönborn, wenn auch verspätet, wieder hervorzutreten; sie pflegte ihn nach ihrer Weise mit zärtlicher Sorgfalt und oft zu seiner höchsten Bedrängnis, doch um jede Gemütlichkeit des täglichen Lebens war es für ihn geschehen. Und als sie nun, selbst erblindet und hochbetagt, den Freund verlor, der der Mittelpunkt ihrer Gedanken gewesen war, die innere Welt immer abgeschlossener nnd schroffer in ihrem Wesen heraustrat, jene Unruhe sich steigerte, anstatt der Ergebung Platz zu machen, durfte ihr Schicksal mit Recht beklagt und die Pietät der Verwandten gerühmt werden, in deren Mitte sich am 22. Februar 1832 der rastlose Geist von seinen Banden löste.

Mit dieſer Verbindung ſchien größere Beweglichkeit in Schönborns Leben zu kommen. Seiner Gefährtin unſtet auf der Erde umgehender Geiſt ließ ſie ſelten lange an einem Orte verweilen, ſo mochten ihnen denn etwa in irgendeinem lebhaften Trachten vergeſſen die Tage unbemerkt verſchwinden; aber aus den Träumen geweckt und ihrer Beweglichkeit eingedenk, ward alsbald das leichte Feldlager abgebrochen und andere Örtlichkeit verſucht, bis etwa die abgeſchnittene Zufuhr an Beendigung des Feldzugs mahnte.

Es wäre eine heitere nicht nur, auch eine rührende Aufgabe, das Leben dieſes ſeltenen Paares zu ſchildern, wie es, nur geiſtigen Spuren folgend, jeglicher Rückſicht auf äußerliche Erſcheinung, auf Zeit- und Ordnungsverhältniſſe unbewußt, durch die Gaſſen der Städte (Hamburg und Altona) zog, er in ſchlotterndem Oberrock, willenlos, ſie wahrhaft ſibylliniſch von Kleidung und Anſehen, auf einen langen, kaum von der Rinde entblößten Botenſtab geſtützt, beide oft ſtillſtehend und umſchauend und ſich im Stillſtand vergeſſend, die Verwunderung der Vorübergehenden; wie ſie dann das Haus, das ſie ſuchten und endlich betraten nun erfreuten und belebten, jede Ordnung zerſtörten, ſo herzlichen Scherz als Ernſt und ſchöne Erinnerung weckten: das iſt eines jener Charakterbilder, die nie verlöſchen.

So vergingen die Jahre. Schönborn im Vaterland wieder einheimiſch geworden, teilte mit den Landsleuten Freud' und Leid. An letzterem fehlte es nicht, noch an politiſcher Aufregung, ſo lange die franzöſiſchen Adler an Holſteins Grenzen aufgepflanzt waren. Er, der ſich früher bei Napoleons erſtem Auftreten dem Zauber dieſer Erſcheinung nicht entzogen hatte, vielleicht doch ohne ihr ganz zu trauen, fand ſich nun — wie denn die meiſten eigentümlichen Menſchen der Oppoſition von Natur angehören — in ſeinen eifrigſten Gegner verwandelt. So haben wir ihn in dem verhängnisvollen Jahr 1813, wo einer der merkwürdigſten ſpezialhiſtoriſchen Knoten unſerer Zeit in und um Hamburg geſchürzt und mehr zerhauen als gelöſt ward, von der innigſten Teilnahme ergriffen, ja leidenſchaftlich bewegt für die Herſtellung der Unabhängigkeit Deutſchlands geſehen.

Schönborn erlebte noch das Jahr 1817, doch nicht die Vollendung ſeines achtzigſten Jahres, in wenig verminderter Geiſteskraft und von einem geringeren Maß der Leiden und Schwächen heim-

gesucht, die das höchste Alter zu begleiten pflegen; und so gesund war innerlich die Jugend seines Geistes geblieben, daß er bis zum Jahr 1816 nicht aufgehört hat, den Gedanken an die Wahl eines festen Wohnsitzes inmitten seiner geliebten, in vielen Kisten ruhenden Bücher zu hegen und zu liebkosen. Immer schien es noch Zeit dazu, und zufällige Hindernisse nur waren es, die ihn bisher verhindert, an die Ausführung Hand zu legen. Was sich in seinem verschwiegenen Innern von Gedanken an zukünftige Dinge gestaltet, ob er am Thor der Ewigkeit mehr mit Hoffnung als mit Gewißheit angelangt sei, wissen wir nicht zu berichten; sein Ende ist ein schweres gewesen; er hat hart mit dem Tode gerungen; aber daß sein Leben ein reines, dem Dienst der Wahrheit gewidmetes gewesen sei, ist ein Ruhm, der ihm gebührt.

Schönborn war unansehnlicher mittlerer Statur und hat nie etwas gethan, sie zu heben. Das Bestreben sich auch durch äußere Haltung auszuzeichnen, das in seinen besten Zeiten häufiger war als in den unsrigen, und auch durch die Abstufungen in den Trachten der verschiedenen Klassen begünstigt ward, schien ihm fremd geblieben zu sein. Seine Gesichtszüge, stark bezeichnet, drückten Schärfe und Tiefsinn aus; es erinnern sich auch spätere Freunde wohl, in Augenblicken der Erregung einen Ausdruck über diese Züge gehen gesehen zu haben, der an den Odendichter erinnerte.

Von seinen Geisteserzeugnissen haben wir im Verfolg dieser Blätter mehrere, und wahrscheinlich die ausgezeichnetesten erwähnt. Auch die wenigen sind von ihm vielleicht nicht für die Bekanntmachung bestimmt, vielmehr in seiner Abwesenheit wohl von seinen Freunden in den Druck gegeben worden. Sie finden sich hier und da zerstreut, die meisten, außer den Oden: der Rhein und an Julia, in Matthissons Anthologie im sechsten Bande gesammelt; z. T. ohne Jahreszahl. Der Traum, ein Chor mit Flöten, 1784 bezeichnet, fällt in seinen Aufenthalt in England. Die andern: Geniusgruß an Stolberg: der Flußgott Nilus auf einem Berggipfel, oder die Entstehung Ägyptens, wahrscheinlich ebenfalls. Kenner haben dieser Ode dichterisches Verdienst am höchsten gestellt. Sie ist zuerst im deutschen Museum gedruckt. Matthisson hatte sich nach seiner Weise vermeinte Verbesserungen erlaubt, über die sich Schönborn energisch zu äußern pflegte.

Unsere Zeit ist vielleicht nicht die günstigste, um das Verdienst dieser Gedichte zu würdigen. Eine großartige Auffassung, ein reges Gefühl, ein dithyrambischer Schwung ist allen eigen: sie wirkten auf ihre Zeit, indem sie sich in beliebten Formen bewegten. Uns — warum es verhehlen? — sprechen die feierlichen, gewaltig hinschreitenden Strophen, die Häufung erlesener Worte nicht an, vielleicht weil diese Mittel der Darstellung abgenutzt worden. Als diese Gedichte entstanden, legten die vorzüglichsten Geister in die Form der Ode nieder, was sie bewegte und was nicht für die Menge bestimmt war. Es gab zu der Zeit in der Poesie eine Gnosis, der Menge verschlossen, vornehm, das Eigentum der Wissenden. Zum Glück hat die Poesie sich nebenbei doch eine breitere Basis gesucht, sie gefunden, doch in der nüchternen Zeit fast auch diese verloren.

Soviel von Schönborn, dem Empfänger der nun folgenden Briefe. Wir nehmen Abschied von ihm, wie man von dem Grabe eines Guten weggeht, dessen Besuch heilsame Gedanken zurückläßt, ohne die Seele zu trüben.

Der Mitteilung des Gesamtbriefes aus Kiel und Hamburg glaubte man durch treue Nachbildung der Schriftzüge der namhaftesten Teilnehmer, nach dem Original, einen größeren Wert zu geben. Dazu genügten die letzten Zeilen jedes Absatzes. Art und Sinn der einzelnen Schreiber spricht sich auch ohne Kommentar charakteristisch genug aus. Der heutigen Zeit werden auch die leisen Spuren jener Holdseligkeit, jener zärtlichen Bezeigungen unter Männern nicht zusagen, die doch in der Zeit unserer Väter zur guten Sitte gehörten und so manchen gedruckten und ungedruckten Briefwechseln aus jenen Jahren einen unerfreulichen chinesischen Lackfirniß mitteilen, der unserer Jugend nun vollends ganz ungenießbar ist. Doch fassen wir diese Zeit ins Auge, wie sie in allen ihren Beziehungen war. Zu dem Bewußtsein des Fortschritts wird sich auch mancher Rückblick auf unwiederbringlich verlorene Güter gesellen.

Klopstocks Zeilen am Anfang und gegen den Schluß des Gesamtbriefes sind eben durch ihren leichten und humoristischen Gehalt bemerkenswert; und es ist fast unmöglich, nicht von ähnlichem Mutwillen ergriffen zu werden, wenn man entdeckt, daß er dem afrikanischen Freunde fast nur von genommenen See- und Flußbädern zu

erzählen weiß. Wem fiele dabei nicht aus dem Goetheschen Nachlaß die ergötzliche Erzählung von den Luft- und Wasserbädern ein, denen um die nämliche Zeit die Brüder Stolberg auf dem Durchzug durch Deutschland und in der Schweiz, wie Klopstock auf seiner holsteinischen Reise, — überall nachtrachteten, und von der verdrießlichen Störung solcher Übungen am Züricher See? Fast scheint es, als dürften wir aus der Wichtigkeit, mit der die Sache betrieben ward, den Schluß ziehen, daß es eine Zeit in Deutschland gegeben, wo das, was früheren Geschlechtern, wie uns, zum Bedürfnis geworden, zu jenen Abnormitäten gezählt ward, welche — hoffentlich für immer — zurückzuführen der Keckheit einer genialen Dichterjugend vorbehalten war. Das der Reiz der Neuheit den Reiz der Sache um nicht weniges erhöht haben möge, ist wohl anzunehmen; so wie uns hingegen vergönnt bleibt, mit einer gewissen Beruhigung an die wesentliche Verbesserung der leiblichen Zustände so werter Personen zu denken.

Die Briefe aus dem Goetheschen Hause in Frankfurt werden, auch nach denen die in neuester Zeit bekannt geworden, als eine willkommene Gabe betrachtet werden können. An Frische und litterarhistorischem Interesse lassen sich dem Briefe des Dichters nur seine Briefe an Lavater, aus demselben Zeitraum, an die Seite stellen. Er mißt und spart noch nicht an dem Stoff; auf wenige Blätter, übersichtlich drängt er zusammen, was er selbst zutage gefördert, seinen Werther, Clavigo, kurz die Motive entwickelnd; dann manches von Herders, Klopstocks, Lavaters neuesten Werken und seinem Verhältnis zu dem letzteren und zu Wieland. Es waren dem Briefe drei der jüngst entstandenen Gedichte angehängt: „Auf Adler dich zur Sonne schwing". Dann das Gedicht: „Ein Gleichnis: Da hatt' ich einen Kerl zu Gast" — endlich ein Epigramm überschrieben: „Auf Mſll N. N. Ihr Herz ist gleich dem Himmelreich", die man aber, weil sie in der Sammlung Goethischer Werke sich befinden, nicht wieder hat abdrucken lassen wollen.

Gesamtbrief.

Kiel den 1. Aug. 1776.

Ich bin heute, liebster Schönborn, der Urheber einer recht guten Sache. Wir sind hier eine nicht kleine Anzahl bey einander, und ich glaube, die meisten von uns, vielleicht alle, werden auf meine Bitte heute an Sie schreiben. — — Ich habe in Carlsruhe nur den kleineren Brief von Ihnen bekommen. Wo der grössere in der Welt herumtreiben mag, weis ich nicht. — So oft ich gekonnt habe, habe ich davon gesprochen, daß man Sie armen Verwiesenen aus dem afrikanischen Sande wieder in die schwarze vaterländische Erde versetzen möchte. Vor ein Paar Monathen war auch die Hofnung dazu sehr nahe. Denn es war schon Jemand an Ihre Stelle bestimmt, der es aber nicht angenommen hat. Dies war das notwendigste. Ich komme noch einmal wieder.

Ihr Klopstock.

„Wer schreiben will", sagte Klopstock mit dem Blatte in der Hand zu der nicht kleinen Anzahl: — — ich, rief Gerstenberg aus, ich meinem Schönborn: meinem Vielgeliebten, den ich mit Seufzen in Afrika denke, da ich Glücklicher nun in Deutschland bin. Ich Glücklicher unter den Menschen in diesem Zirkel!

O Schönborn, Schönborn, wo sind Deine weiten Schwingen umher, daß der Ocean Dich begränzt, und Du in den engen Gäßchen der Mohren wie ein weißes Gespenst umherspukst? wo ist die gewaltige Kraft Deines hohen Geistes, daß Du die dritte Weltwurzel nicht wie eine Pflanze ausreutest, und da stehst in diesem Zirkel, der eine Welt ist. Komm, komm, mein Schönborn, den ich liebe, wie ich wenige liebte, und sieh Deinen Gerstenberg noch einmal glücklich.

Da komme nun auch ich, Liebster Schönborn. Denn ich denke, es könne Sie niemand mit mehrer Wärme lieben, als ich, wenn ich Ihnen dies gleich noch nicht schriftlich gesagt habe, seitdem Sie in Africa sind. Oft, sehr oft habe ich an Sie gedacht, erst Sie

mit heißen Wünschen nach Africa hinbegleitet und immer dann gewünscht, daß Geist und Körper in der heißen Gegend, wo Sie unter Sclaven und sclavischen Seelen leben, glücklich ausharren und sich erhalten möchten und endlich itzo Sie sehr bald wieder zu uns kämen. Nun sollte das geschehen; aber Hegewisch wollte nicht wieder dorthin gehen. Wie aber haben Sie es unterlassen können, mir einmal einige Zeilen zu schreiben; allein Sie dachten, was Sie an Mumsen schrieben, das wäre an alle Ihre Freunde geschrieben. Und doch hat man selbst gerne auch einen Brief, wenn das gleich so ist. Vielleicht wissen Sie es noch nicht, daß ich nun Professor in Kiel bin, daß hier nun an 200 studiren und daß es sich ganz artig anläßt mit der Universität. Nun, dachte ich, kämen Sie her und würden Professor mit. Sie fänden hier, was Sie gerne haben, einige recht freundschaftliche Häuser. Ich bin hier nicht unzufrieden, wenn ich gleich noch Wünsche habe, die unerfüllt sind. Nun leben wir seit einigen Tagen, wie im Himmel. Auf einmal bekamen wir Klopstock, Gerstenberg, Stolberg, Oeder, Noodt, Greilich, Bostel und v. Winthem, und auch den geliebten Büsch, der itzt sich an meine Stelle setzt um Ihnen auch etwas zu sagen. Ich umarme Sie mit inniger Liebe und Freundschaft.

Ehlers.

Zwar hätte ich Ihnen wol vorlängst schon einmal schreiben können. Aber dafür bin ich nun auch nach Kiel gereiset, um es hier unter so guter Gesellschaft zu tuhn. Ich glaube, daß Sie so ungefähr wissen, wie es uns seit drey Jahren gegangen ist. Das neueste in unsrer Verfassung ist, daß ich hinter meinem Garten ein grosses Haus mit 36 Zimmern gebauet habe, um mein ganzes Institut dahinein zu logiren. Alsdann wird alles erst recht werden, wie es soll. Ob ich es nun auf einen recht militärischen Fuß setze, werde ich sehen. In diesem Fall mögte ich Ihnen vielleicht auftragen, einen derben Albaneser mir zum Hofmeister und einen zweyten zum Thürhüter zu schicken. Wenn sie beyde Atteste aufweisen können, daß sie von denen sind, welche die Russen aus Morea wegschlugen, so wird dieß meine Meinung von ihnen sehr erhöhen.

Ich bin seit einem Jahre gesunder, als ich seit funfzehn Jahren

gewesen bin. Es wird also hoffentlich nicht an mir liegen, Sie wieder zu sehen. Und das hoffe ich, bald; weil man doch in Copenhagen wenigstens schon einmal die Billigkeit erkannt hat, Sie abzulösen. Ich freue mich indessen aus Mumssens Briefen zu sehen, daß Ihre Gedult Ihnen weniger Mühe als im Anfang zu kosten scheint. Nie hat wol ein Mensch mehr Gelegenheit gehabt, als Sie, die güldene Regel practisch auszuüben: die Menschen zu nehmen, wie sie sind.

Büsch.

Da sitzen unten die Kinder Gottes im Schatten eines herrlichen Nußbaums, Cramer liest laut in Luthers Briefen. Es drängt sich viel Empfindung in meine Brust, wenn ich an Sie denke, dazu hat mich nun Luther zu stärkerm Gefühl geschwängert. Schönborn, mir ist unendlich wohl heute, gern tauchte ich einen Finger in meine Freude und labte Ihre dürre afrikanische Zunge, aber Gott helf uns, eine weite Kluft ist zwischen uns. Und doch sind wir uns nah, und doch schlägt mein Schönborn die Fittige seines gewaltigen Geistes, freut sich seiner Freunde und badet im herrlichen Selbstgefühl! — Ich hoffe gewiß daß Sie nicht lange mehr dort seyn werden, ich weiß daß Bernstorff ernsthaft an Ihre Befreiung denkt. Ich werde vielleicht Eutinischer Gesandter in Kopenhagen, in Eutin ist alles schon richtig, es kommt nur drauf an daß der dänische Hof nicht gegen mich protestiert. — Ich übersetze die Ilias in Hexameter, und habe schon drei Gesänge vollendet. Schönborn, laß schlagen die gewaltigen Fittige Deines Genies, daß auffahren die es hören von Deiner Sandwüste bis zu denen die sich nun gleich mit Klopstock, Carl Cramer und mir im Meere baden werden. Gott befohlen. *Χαιρειν.* Ich umarme Sie 1000 mal.

F. L. Stolberg.

Schreib sag ich Dir! — ruft Stolberg. — Haben Sie noch nicht geschrieben — ruft die Fabritiussen — da stehn sie alle um einen wie die Husaren und da soll man schreiben — und was denn lieben

Leute? was denn? wie denn? in dieſem Rauſch! dieſem Taumel! dieſem Gewirr! — O Schönborn, Schönborn auch mein Geiſt —

Da ſoll ich fort zum Baden in der Oſtſee mit Klopſtock . . . wir ſprechen uns weiter.

Cramer.

Da ſitzen nun alle die Jünglinge, Klopſtock in ſeiner olympiſchen unſterblichen Jugend oben an, und ſagen Ihnen Alle, daß die jugendlichſte Freundſchaft und Liebe in Ihrem Buſen gegen Sie ſchlage, mein geliebter Schönborn. Sollte ich das nicht eben ſo wohl ſagen, als Sie, da ich in dieſen Empfindungen immer ein Jüngling geweſen bin und immer ſeyn werde? Ehlers will, daß Sie Profeſſor bey uns werden ſollen; wahrhaftig das iſt ein Eingriff in meine Rechte; freylich ſollen Sie es werden; aber für uns, oder vielmehr, für mich; denn Sie wiſſen, daß ich immer gern habe ein Collegium bey Ihnen hören wollen, wie es Funk privatissime bey Ihnen gehört hat. Im Ernſt wäre Kiel recht für Sie gemacht, weil ich Sie doch nirgends ſo genießen könnte als hier in Kiel, und die Oſtſee, wenn Sie in Kopenhagen wären, faſt eben ſo unſchiffbar für mich zu Ihnen ſeyn würde, als das mare mediterraneum, wie wir Gelehrten zu reden pflegen. Dann will ich Ihnen auch Luthers Brief an Hanſichen Luther leſen, worinnen er es zum Beten und Studiren locket, und ihm verſpricht, daß wenn es fein beten lernen will, es auch in einen ſchönen Garten voll Aepfel und Birnlein, die Sie doch in Ihrem Sande nicht haben, kommen ſollte, wo die frommen fleißigen Kinder ſchöne Armbrüſtlein haben, womit ſie ſchießen, und auf einer ſchönen, grünen Wieſe, die Sie auch wohl nicht mehr kennen mögen, tanzen ſollen. Was wird das für Freude für uns ſeyn, wenn Sie auf einmal, wie Sie einmal im Januar den 29. denke ich, weiß nicht mehr in welchem Jahre; denn wer kann ſo weit zurückdenken? unter uns erſchienen, als wir meinten, die Wellen hätten Sie verſchlungen, oder Sie wären auf einer Eisſcholle nach Grönland verſchlagen worden, in einer africaniſchen Löwenhaut unter uns aufträten mit einem mohriſchen Köcher auf der Schulter, weil Sie doch leider! Ihren Brennusſtab verloren haben! Der glückliche Zeitpunkt müſſe bald erſcheinen, daß meine Frau Sie wieder in einer

Ecke, halb gegen Sie und halb gegen mich gekehrt anschaue, und dann heimlich zu mir sage: Schönborn ist doch ein eigener guter Mann!

Cramer.

Nun ist ja wohl bald Hoffnnng, daß Sie einmal wieder unter uns kommen, mein lieber Schönborn. Ich glaube Alitsch hat Ihnen diese Ihre Prüfungs-Zeit erbeten, schlägt Ihnen Ihr Herz nicht? und bereuen müssen Sie alles aufrichtig, besonders das Stückschen mit der Mütze, denn Alitsch ist dem lieben Gott viel näher als wir.

Mein ganzer Wunsch geht dahin Sie wieder unter uns zu sehn, mitten unter dem Zirkel von denen, die uns so theuer in dieser Welt sind, die mir so theuer sind. Ihre Freundin

Ehlers.

Schon wieder ein neuer. Da bin ich und schreibe Ihnen mit kaum halb offenen Augen noch aufm Bette, nach der strengen Ordre, die mir eben ist ertheilet worden. Sie können leicht denken, daß wir hier in Kiel in dieser herrlichen Gesellschaft alle Tage herrlich und in Freuden leben. O, warum können Sie nicht mit uns leben! — Kommen Sie, kommen Sie doch bald wieder in die Arme Ihrer Freunde zurück. Dann sollen Sie auch nach Wesenberg kommen in die einsame Hütte Ihres alten wahren Freundes

Noodt.

Ich mus mich wohl meinem lieben Schönborn ein wenig bekannt machen. Ich bin die wunderliche Frau, die sich mit ihrem Bruder in Hamburg Ihnen ein wenig aufdrang, Sie den Abend durchaus behalten wollte und nicht 1mahl daran dachte, ob es Ihnen auch mit wäre. Und was noch das beste bei der Geschichte war, die Ihnen aus guter ehrlicher Hausſorge eine Wachskappe mitgab. Das Weib bin ich und weil Sie ein grundguter Mann sein, so will ich Sie dazu ausersehen, Ihnen alle meine Freuden

zu ſagen. Die Hohen dieſer Erde, Klopſtock mit dem Himmel im Auge, Stolberg mit dem Adlerblick, die von Winthem mit der Erzengel-Stimme die uns einſt zum Himmel rufft, Gerſtenberg, der Sie zum Atlas macht, alle ſind hier, und ſchaffen unſre Hütte zu Eden. Mein armer Kopf mag vielleicht ſo viele Freude nicht ertragen können. Aber habe ich denn zu viel aus dem Freuden-Kelche getrunken; ſo war es doch ſo wahr Gott lebt, der beſte Wein; ich bin dieſe Nacht und dieſen Morgen nicht wohl geweſen, aber itzt habe ich alles abgeſchüttelt, was nicht das Empfinden meiner Freude iſt. Ihre und meine Freundin Anderſen iſt wohl und Zoëga iſt ſo glücklich, dieſer ſeltnen Frau Ruhe und Bequemlichkeit zu verſchaffen.

Fabricius.

Das dachten Sie wol nicht, mein lieber Schönborn, daß die faule v. W. endlich von Kiel aus an Sie ſchreiben würde. In Gedanken habe ich viele Briefe an Sie geſchrieben, ich wollte daß ein freundſchaftlicher Wind ſie Ihnen hingeweht hätte, ſo würden Sie mich nicht faul nennen können. Wie viel könnte ich Ihnen nicht von den Freuden erzählen die ich hier und in Lübeck genoſſen habe.

Hamburg, den 8ten Aug.

Hier bin ich wieder, lieber Schönborn. Ich kam geſtern Abend zurück, und traf zu meiner nicht kleinen Freude Leſſing an. — Nun auch ein Paar Worte von unſrer Reiſe. Sie hat vierzehn Tage gedauert. Zuerſt nach Lübeck, wo ich denn nach ſo langer Zeit die Gerſtenberg wiederſah. Ihren vier friſchen und guten Jungen hab ich die Anfangsgründe des Tauchens und Schwimmens in der Wagniz beygebracht. Den erſten Schultag ſaß die Henne (Gerſtenberg nämlich, nicht Sie), im Bote und ſah den Enten zu, doch ohne Geſchrey, ſie muſte denn etwa heimlich bey ſich gewimmert, gejammert und gewehklagt haben. Den Tag vor unſrer Abreiſe nach Kiel kam Carl Cramer zu uns. Er, Gerſtenberg, und Noodt reiſten mit uns nach Eutin zu Friz Stolberg. Denken Sie einmal, mein Liebſter, der Idiot Friz war ſchon über acht Tage in Eutin und

hatte in dem dortigen ſchönen See noch nicht einmal eine Stelle entdeckt, wo man ungeſehn von Hofdamen und ihren Käzchen baden könte. Die große Entdeckung war alſo mir vorbehalten. Wir gingen, von Vermuthung einer nahen unſichtbar machenden Bucht angeflammt, aus dem Schloßgarten mit den Schuhen in der Hand durch Waſſer und über geſunkene Einhegungen, und ſchrieen wie Xenophons Griechen bey Erblickung des Meeres, da wir die Bucht fanden. Ohne Ruhm zu melden: Ich wars, der noch eine vermuthete, da Carl und Friz ſchon verzweifelten. Sogar Blut wurde bei der Expedition vergoſſen. Als ich aus dem Waſſer aufſtand, rief Friz: Sie bluten in der Seite! Und ſo wars auch; und ich hatte doch weder einen Stein noch einen Blutigel in der Seite gefühlt, ſo daß wir uns vergebens die Köpfe zerbrachen, wie das Ding zugegangen ſeyn könte. — Die erſte Meile von Eutin nach Kiel geht durch eine vorzüglich herrliche Gegend. Sie kennen ſie gewiß; wenn man zur Mühle hinunter kommt, ſo ſieht man einen nicht kleinen Theil des Plöner Sees. Ich ſah ihn aufs Baden an; aber daran war leider! jezt nicht zu denken. In Kiel trafen wir auch Bergern und ſeine Tochter, Oedern, Boſteln und Greilichen an. Wir ſind acht Tage dort geweſen. Manchen Tag haben wir uns zweymal dem Kieler Jungfernſtiege gegenüber an einer Stelle, wo ſich die Küſte erhebt, gebadet. Einmal ſind wir von braven Leuten mit einem Teleſkope bekukt, und ein andermal von Profeſſoren bemäkelt worden, und zwar folgendermaaßen: Da ſind denn nun dieſe Herrn her gekommen, um ihre geiſtigen Aufwallungen in der Oſtſee abzukühlen. Zur Ehre der Henne Gerſtenbergs ſey es geſagt, daß ſie die Bemäkelung mit verdient hat. Stolberg declamirte einmal Verſe aus Homeren (bald aus dem Originale, bald aus ſeiner Ueberſetzung), und ich machte die Geſtus dazu, auf der Fläche des Waſſers nämlich und ihm oft ins Geſicht. Wenn er es mit Poſeidaonen zu laut machte, und es gar ſelbſt ſeyn wollte, ſo bekam er ſolche Wellen ins Geſicht, daß er fliehen muſte. Warum ich Ihnen von nichts als von Baden erzähle? Dazu hab ich, wie der Haushofmeiſter im Geſpenſte mit der Trommel, drei Urſachen. 1) Weil mirs Vergnügen macht; 2) weil ich in der großen Hitze, die wir hatten, ohne Baden die Freuden des Wiederſehens nur halb würde haben genießen können, und 3) weil ich Ihnen kein Buch ſchreiben mag.

P. S. Leider kont ich mich bey Asperg im Plöner See, des Schilfes wegen, nicht baden, und in der Elster beym Heidkruge auch nicht, weil Regenwetter eingefallen war.

Ich bin leider nicht mit in dem Himmel in Kiel gewesen, aber darum komme ich doch nun auch und behaupte daß ich mit an diesem Briefe schreiben muß, weil auch ich Ihnen gut bin, und recht eifrig wünsche, daß Sie bald aus der africanischen Wüste erlöset werden, und zu Ihren Freunden zurück kommen.

Marg. Cäcilia Dimpfel.

Bey Ihrer Abreise nannte ich Sie: Barbarische Majestät, kommen Sie bald mit wieder, so gebe ich Ihnen einen bessern Titel, kommen Sie noch diesen Winter, und werden wieder Vorleser: Ach! meiner Seele tönt noch so oft Ihre Stimme, und mein Herz fühlt noch Ihr Lesen, möchte doch mein Ohr Sie noch hören und mein Aug Sie noch sehen. Nun — ists nicht unterm Mond so ists darüber.

E. Schmidt, geb. Moller.

Den 10. Aug.

Mein lieber Schönborn, Klopstock erlaubt mir, auch an dem großen Briefe noch etwas hinzuzuschreiben. Daß wir Sie alle zurückwünschen, zurücksehnen, davon haben meine Vorgänger schon geredet. Mein Gott, ist denn das gar nicht möglich zu machen, da Ihnen so viele Leute so gut sind, und da Sie's so sehr verdienen? Ich bin jezt allein in Wandsbeck und hüte mich vor dem Hause, wo sonst Claudius wohnte. Den Frühling habe ich in Flensburg (Boiens Geburtort) zugebracht. Wenns nicht in so großer Gesellschaft wäre, so sagte ich Ihnen auch, wie angenehm; und wie sauer mirs jezo wird, ohne Claudius wieder in Wandsbeck zu seyn. Schreiben Sie mir doch einmal, nur ein kleines Zettelchen, daß Sie mich lieb haben. Meinen Musenalmanach hat dieß Jahr Bohn in Verlag genommen und giebt mir 400 Rthlr. Ld. Soll ich in der Subscribentenliste wieder Algier setzen? Beßer wärs, wenn ich im

Regiſter den Namen meines lieben Schönborns, als Verfaßers einer Tyrannenode, anführen könnte. Heute Mittag eß ich bey Dick, und trinke Ihre Geſundheit in Kirſchwein. Meine Bruſt ſcheint ſich zu beßern, nur die Hize quält mich ſehr. Wie können Sies in Afrika aushalten! Ich umarme Sie herzlich, Ihr Bruder

Voß.

Den 17. Aug.

Ich komme noch einmal wieder, lieber Schönborn. Der Brief hat ſo lange gelegen (morgen ſoll er endlich ſeine Reiſe antreten), weil er immer noch nicht dick genug war. — Für Voſſen denke ich etwas beym Markgrafen thun zu können. Die Veranlaſſung dazu, und wie es damit geht, wäre zu weitläuftig zu erzälen. — Ich habe nun ſchon viele Fragmente meiner Grammatik fertig, und manchmal die Freude, daß ich ſie noch mehr verkürzen kan. Ihnen brauche ich nicht zu ſagen, daß dieſe Arbeit gar nicht ſo trocken iſt, als ſie ſo vielen vorkommen wird. Nur Ein Wort daraus: Wir haben 3 Arten, die Wirkungswörter umzubilden: 1) Mit dem Umlaute ſingen ſang; 2) mit dem te ehren ehrte; 3) mit beyden müſſen muſte. — Wie oft wünſchen wir Sie bey uns, lieber Schönborn. Z. E. geſtern, da wir vier neue Simphonien von Bachen mit 40 Inſtrumenten aufführen hörten, und dann den Abend bey Büſchens mit Leſſing waren. — Der Churfürſt von der Pfalz hat jezt ſo einen geſcheiten Miniſter, daß er ein Nationaltheater haben will. Man hat auch mich darüber befragt. Ich habe den Churfürſten auf meiner Reiſe kennen lernen, und ihm, ohne ihn auszunehmen, eine ganze Stunde lang in ſeinem Kabinette geſagt; daß unſre Fürſten nichts für die Wiſſenſchaften thäten. Meine Unterhaltung, die ſehr lebhaft war, ſchien ihm zu gefallen; und doch wollte er mir immer entſchlüpfen: allein feſt, feſt hielt ich den Aal. Einmal hatte ich es ſchon auf der Zunge, ihm zu ſagen, daß er, als Reichsrichter, ſein goldnes Beil am Kaiſer verſuchen ſolte, weil dieſer ſein Wort, das er durch mich hätte geben laſſen, nicht gehalten hätte; aber ich ließ es doch, weil ich befürchtete, er würde den Scherz nicht recht verſtehn. — Ich laſſe hier noch ein wenig Raum für die v. Winthem.

In Kiel fielen mir andere Leute ins Wort.
Darum seze ich in Hamburg erst meine Rede fort.

Ich muß Ihnen noch ein Wort von unsere Reise sagen, sie hat mir gar zu viel Freude gemacht. Ganz vortrefliche Gegenden habe ich gesehen, und vortrefliche Leute kennen gelernt. Gerstenbergs sind so gute Leute, sie haben mich so freundschaftlich aufgenommen, viel freundschaftlicher als ich es erwarten konte. Ueber die Bekanntschaft mit den Cramerschen Hause habe ich mich auch nicht wenig gefreut. Es ist einen doch so wohl, wenn man viele Freunde hat, und den Himmel sey Dank ich habe sie, und bin gewis auch erkenntlich dafür. Es war mir unangenehm, alle diese lieben Leute zu verlassen, aber in Hamburg ist es auch nicht dum. Wir führen ein recht angenehmes Leben, sind immer unter Freunden, bey der Büschen sind wir am öfterstten, da singen und trallallen wir, und trinken oft unser guten Schönborn seine Gesundheit und wünschen ihm bey uns.

An den Konsul Schönborn in Algier.

Frankfurt den 1. Jun. (1773).

Am 25. Mai erhielt ich Ihren Brief, er machte uns allen eine längst erwartete Freude, ich schnitt mir gleich diese reine Feder, um Ihnen einen aequivalenten Bogen voll zu pfropfen, kann aber erst heute, den 1. Juni, zum Schreiben kommen.

In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai kam Feuer aus in unsrer Judengasse, das schnell und gräßlich überhand nahm; ich schleppte auch meinen Tropfen Wassers zu, und die wunderbarsten, innigsten, mannigfaltigsten Empfindungen haben mir meine Mühe auf der Stelle belohnt. Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt, und bin aber und abermal vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind.

Ich danke Ihnen herzlich, daß Sie so ins Einzelne Ihrer Reise mit mir gegangen sind, dafür sollen Sie auch allerlei hören aus unserm Reiche. Ich habe Klopstock geschrieben und ihm zugleich was geschickt, brauchen wir Mittler, um uns zu communiciren?

Allerhand neues habe ich gemacht. Eine Geschichte des Titels: die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menschen darstelle, der mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt. Dann hab ich ein Trauerspiel gearbeitet Clavigo, moderne Anekdote dramatisirt, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbestimmter, halb groß halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch finden sich hier Scenen, die ich im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur andeuten konnte. Auf Wieland habe ich ein schändlich Ding drucken lassen, unterm Titel: Götter, Helden und Wieland, eine Farce. Ich turlupiniere ihn auf eine garstige Weise über seine Mattherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt. Ich will suchen auch nach und nach das Zeug durch Gelegenheit nach Marseille zu spediren, übers Meer kann das Porto nicht viel tragen. Noch einige Plane zu großen Dramas habe ich erfunden, das heißt das interessante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen. Mein Cäsar der Euch nicht freuen wird, scheint sich auch zu bilden. Mit Critik geb ich mich gar nicht ab. Kleinigkeiten schick ich an Claudius und Boje, davon ich diesem Brief einige beifügen will. Aus Frankfurt bin ich nicht gekommen, doch habe ich ein so verworren Leben geführt, daß ich neuer Empfindungen und Ideen niemals gemangelt habe. Von der Ladung vergangener Leipziger Messen Morgen. Für heute Adieu.

Am 8. Jun.

Ich fahre fort: Herder hat ein Werk drucken lassen: Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Ich hielt meinen Brief inne, um Ihnen auch Ihr Theil übers Meer zu schicken, noch aber bin ichs nicht imstande, es ist ein so mystisch weitstrahlsinniges Ganze, eine in der Fülle verschlungener Geäste lebende und rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maasstab einigen Ausdruck der Riesengestalt nachäffen, oder eine treue Silhouette einzelner

Theile melodisch sympathetischen Klang in der Seele anschlagen kann. Er ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat drinn alle die hohe heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelnden, Orphischen Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neueren Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten ꝛc. mit Feuer und Schwefel und Fluthsturm ausgetilget. Sonderlich wird Michaelis von Skorpionen getödtet. Aber ich höre das Magistervolk schon rufen: er ist voll süßen Weins und der Landpfleger wiegt sich auf seinem Stuhle und spricht: Du rasest! —

Sonst hab' ich nichts von der Messe kriegt, das der Worte unter uns werth wäre. Klopstocks Republik ist angekommen. Mein Exemplar habe ich noch nicht. Ich subscribirte außerhalb. Der Trodelkrämer Merkurius fährt fort, seine philosophisch moralisch poetische Bijouteries, Etoffes, Dentelles etc. nicht weniger Nürnberger Puppen und Zuckerwerk an Weiber und Kinder zu verhandeln, wird alle Tage gegen seine Mitarbeiter schulmeisterisch impertinenter, putzt sie wie Buben in Noten und Nachreden ꝛc.

Nun auch ein vernünftig Wort aus dem Leben; meine Schwester ist schwanger und grüßt euch, wie auch ihr Mann. Der Dechant war einige Zeit krank, jetzt sind wir in dem Garten fleißig, säen, binden, gäten und essen; er will in der Apathie was vor sich bringen, ich aber der ich sehe es geht nicht, übe mich täglich in der Anakatastasis. Unter den übrigen die Sie haben kennen lernen hat sich nichts merkwürdiges zugetragen. Höpfner ist glücklich in seinem Ehestande.

Lavater der mich recht liebt, kommt in einigen Wochen her. Wenn ich ihm nur einige Tropfen selbstständigen Gefühls einflößen kann, soll michs hoch freuen. Die beste Seele wird von dem Menschenschicksal so innig gepeinigt, weil ein kranker Körper und ein schweifender Geist ihm die kollektive Kraft entzogen, und so der besten Freude, des Wohnens in sich selbst beraubt hat. Es ist unglaublich wie schwach er ist und wie man ihm, der doch den schönsten schlichtesten Menschenverstand hat, den ich je gefunden habe, wie man ihm gleich Räthsel und Mysterien spricht, wenn man aus dem in sich und durch sich lebenden und wirkenden Herzen redet.

Am 10. Jun.

Klopstocks herrliches Werk hat mir neues Leben in die Adern gegossen. Die Einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzige Regeln, die möglich sind! Das heißt Geschichte des Gefühls wie es sich nach und nach festiget und läutert und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet; und die biedersten Aldermanns Wahrheiten von dem, was edel und knechtisch ist am Dichter. Das alles aus dem tiefsten Herzen, eigenster Erfahrung mit einer bezaubernden Simplicität hingeschrieben! Doch was sag ich das Ihnen, der's schon muß gelesen haben! Der unter den Jünglingen, den das Unglück unter die Recensentenschaar geführt hat und nun, wenn er das Werk las, nicht seine Federn wegwirft, alle Kritik und Kriteley verschwört, sich nicht geradezu wie ein Quietist zur Contemplation seiner selbst niedersetzt, — aus dem wird nichts. Denn hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus vom Throne der Natur.

Den 4. Jul.

Lavater war fünf Tage bei mir und ich habe auch da wieder gelernt, daß man über niemand reden soll den man nicht persönlich gesehen hat. Wie ganz anders wird doch alles. Er sagt so oft, daß er schwach sey, und ich habe niemand gekannt, der schönere Stärken gehabt hätte als er. In seinem Elemente ist er unermüdet, thätig, fertig, entschlossen und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten und er hat noch weniger Einbildungskraft als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in die ihnen unbekannte Winkel ihres eigenen Herzens führt: so kann er dem Vorwurf eines Phantasten nicht entgehen. Er ist im Emser Bade, wohin ich ihn begleitet habe. Mit Klopstocks Gelehrten-Republik ist die ganze Welt unzufrieden, es versteht sie kein Mensch. Ich sah wohl voraus, was für eine erbärmliche Figur das herrliche Buch in den Händen aller Welt machen würde.

Lavaters Phisiognomik giebt ein weitläufiges Werk mit viel Kupfern. Es wird große Beiträge zur bildenden Kunst enthalten und dem Historien- und Porträtmaler unentbehrlich sein.

Heinse, den Sie aus der Uebersetzung des Petrons kennen werden, hat ein Ding herausgegeben, des Titels: Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse. Es ist mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschrieben und läßt Wieland und Jakobi weit hinter sich, obgleich der Ton und die Art des Vortrags durch die Ideen-Welt, in denen sichs herumdreht, mit den ihrigen coincidirt. Hintenan sind Ottave angedruckt, die alles übertreffen, was je mit Schmelzfarben gemalt worden.

Die letzte Seite will ich mit Reimen besetzen. Ich habe die Zeit her verschiedenes geschrieben, doch nichts ist völlig zu Stande. Schreiben Sie mir bald von Ihrem Leben. Meine Eltern, Schwester und Freunde grüßen.

Leben Sie wohl aber und abermal und behalten mich lieb.

G.

An Herrn Secret. Schönborn, in Algier.

Franckfurth am Mayn d. 24. July 1776.

Ihr freundschaftlicher Brief d. d. Algier den 28. Octb. 1775. an Unsern Sohn, worinnen eine succinte Beschreibung des Spanischen coup manqué besonders enthalten, ist ohngefähr 6 Wochen hernach alhir richtig eingelaufen, und ist seine Schuld nicht daß er bisher unbeantwortet geblieben. Er war damals schon abwesend, und wir mußten ihm solchen nach Weimar schicken, wo er sich noch aufhält. Hören Sie wie dies an einander hängt, weil Ihnen doch alles, schätzbarer Freund, was diesen Singulären Menschen betrifft, interessant seyn mögte. Ich fange vom Ursprung seiner izigen Verhältnisse an. Der Herzog von Weimar lernte ihn schon vor 2 Jahren auf der vortheilhaften Seite kennen, und nachdem Er von Durlach, wo Er sich mit der darmstadt. Prinzessin Louise vermählt hat, wieder zurück nach Franckf. kam, wurde er von diesem jungen Herzoglichen Paar in aller Form nach Weimar eingeladen, wohin er dan auch gefolget. Er hielte sich den vergangenen Winter daselbst

als Gaſt auf, und unterhielt die dortige Herrſchaften mit Vorleſung ſeiner noch ungedruckten Werckgens, führte das Schlittſchuhfahren und andern guten Geſchmack ein, wodurch er ſich Dieſelbe ſowohl, als auch in der Nachbarſchaft viele hohe und Vornehme zu Freunde machte. Jemehr nun aber der Herzog den Dr. kennen lernte, deſto weniger konte Er ihn entbehren, und prüfte ſeine Gaben hinlänglich, die Er ſo beſchaffen fand, daß Er ihn endlich zu ſeinem geheim. Legations Rath mit Sitz und Stimme im geheim. Conseil und 1200 Thlr. Beſoldung ernante. Da ſitzt nun der Poet und fügt ſich in ſein neues Fach beſtmöglichſt. Wir wollen ihn auch darin ſitzen laſſen, jedoch auch zugleich wegen deſſen izigen Amtsgeſchäften in dieſer Correspondenz ablöſen und Vertretten. Sie ſollen das Weitere von ihm jederzeit erfahren, auch ſeine kleine Schriften (alter Colomosius) womit anbey der Anfang gemacht wird, überkommen. Noch eins: Weilen der Herzog von W. die Gelährte nicht nur ſchäzt, ſondern ſie auch nach Verdienſt belohnet, dürfte ſeine Reſidenz in kurzen der Sammelplatz vieler ſchöner Geiſter ſeyn, z. B. iſt daſelbſt der eine Graf von Stollberg Cammerherr geworden, und wird ſich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General Superind. auf, und Lenz iſt ingleichen ſeit einigen Monathen dort. Was Sie aber am meiſten wundern wird, daß ſich der Dr. mit Wieland ausgeſöhnet, und nun auf dem freundſchaftlichſten Fuß mit ihm lebet. Und das geht von Herzen. Was den Hofr. Schloſſer in Emmeding betrift, kan er mit Druckſchriften nicht fertig werden, die theils denen dogmatiſchen Theologen gar nicht anſtehen, wie dan eben dieſe Schwarzen Männer mit weiſen Krägen den 2. Theil ſeines Landeskatechismus nach ihrer dogmatiſchen Lehrart nicht geſtellet fanden, und daher den weltl. Arm zur Confiscation reizten. Er kam auch erſt mit ſeinem Anti-Pope zum Vorſchein. In den Ephemeriden der Menſchheit, eine Schrift, die in Baſel heraus kommt, trifft man auch verſchiedene Aufſäze von Ihm an ꝛc.

Hactenus Goethe Pater.

Lieber Beſter Freund! Sie müſſen doch auch ein Wörtgen Von mir hören, doch auch erfahren, daß ich noch lebe, oft oft an Ihnen denke, immer gern Wiſſen mögte Was unſer Freund Schönborn in

Alſchier betriebe u. d. m. Sie erinnern Sich doch daß beynahe 3 Jahr Verfloßen ſind, da wir ſo Vergnügt beyſammen Waren und Weintrauben aſſen. Ich dächte Sie wären lang genung in der Barbarey geweſen, hätten lang genung Verſchleierte Menſchen geſehen, mein rath den Ihnen mein Freundſchaftliches Hertz gibt, iſt alſo der, kommen Sie bald Wieder Zu uns, es War Vor mich jederzeit eine Woluſt große Menſchen um und bey mir zu haben, aber in meiner jetzigen Lage, (da meine Beyden Kinder Weit Weit von mir entfernt ſind:) iſt's Himmel Freude. Folgen Sie mir und kommen je ehender je beſſer, es ſoll Ihnen Wohl thun, Was Wollen wir einander erzählen, Vor langer Weile dürfen wir uns nicht fürchten, ich beſitze einen Schatz Von Anectoten, Geſchichten u. ſ. w. daß ich mich anheiſchig mache, 8 Tage in einem fort zu plaudern, und Wenn Sie nun gar anfangen werden — — Von Seen und Meeren, Städtten und Dörfern, Menſchen und Mißgeburten, Elevanten, und Schlangen. Das ſoll ein Gaudium werden. Leben Sie Wohl. Dieſes wünſcht Ihre gantz eigene Freundin

C. E. Goethe.

antwortten Sie uns doch ja bald, damit wir erfahren ob die 4 piesen glücklich in Ihre Hände gekommen ſind.

Briefe von Schönborn.

An Klopſtock.

I.

Algier den 25. Oct. 1774.

O geliebter, beſter Klopſtock! Dank! Dank Ihnen für den innigen, herzlichen Seelenbeſuch! da waren Sie einmal wieder von Angeſicht zu Angeſicht bei mir! Ihr hoher Genius und das edle freundſchaftliche Herz umſtrahlten mit umwandelnden Himmelsflammen mich, daß hingeſchwunden ich aus dieſer freudenloſen Einöde ganz! ganz in dem Strahlenkreiſe Lebenvollen Elyſium wandelte mit Dir, Herzlicher Mann, nichts ſahe wie Dich in der holden Zauberwelt

der Entwicklung! die entflohenen Wonneſtunden des vorigen Körperſchauens und die geheimen Seelengeliſpel der vorigen Freundſchaftsgeſpräche hallten wie Geiſterſtimmen. Verſunken warſt im Sonnenmeer der Entzükkung, menſchenloſe Raubküſte Du! Um eine recht anſchauende Erkenntniß von dem Genius der Nation hier zu haben, müßte man die Sprachen, die türkiſche und arabiſche lernen, dieſe ſind aber ſo ſehr entfernt und verſchieden von den Sprachen, die ich weiß, daß es wohl zu viel Zeit nehmen würde ſie zu lernen, und mit ſo viel Koſten in den Geiſt der Muſelmänner zu kriechen, lohnt ſich der Mühe nicht, denn er beut mir zu wenig reitzende Gegenden dar, und reitzende Seelengegenden zu verlaſſen, um mit vieler Beſchwerde in traurige Wüſten zu kriechen iſt meine Sache nicht. Es iſt in meinen Augen nicht leicht eine traurigere Religion welche die Seele öder machte als dieſe. Alles ſcheint recht in ihr zuſammenzuſtimmen um die Himmelspflanze Genius aus der Menſchheit auszurotten. Ich habe ſchon verſchiedene mahl geſagt, daß ich lieber an alle Eidexen und Ungeziefer der Aegypter glauben möchte, als an einen ſolchen Kerl wie Mahomed. Die Religionen der Aegypter und Griechen füllten doch die Einbildungskraft mit angenehmen Bildern und brachten Seelenthätigkeit in die Sinnenwelt herein, um die Bilder der Einbildungskraft auszudrücken, ja man kann ſagen, ſie durch Religion darzureichen; ſie hat Antheil an ihrer weiteren Bildung gehabt, die begeiſterte Einbildungskraft iſt viel zu thätig, ſie ſucht ihre Bilder bald der Körperwelt mitzutheilen. Der Künſtler, welcher die hohen Bilder ſeiner Gottheiten und Halbgötter ausdrükken wollte, war genöthigt, die Natur zu ſtudiren; dahingegen ſteht in der Seele von Mahomeds Glaubensgenoſſen nichts als eine bilderloſe, eine metaphyſiſche Idee der Gottheit, und der deſpotiſche Prophet, der die Blikke ſeiner Secte von der Natur weg mit eiſernen Ketten der Tyranney auf ſich und ſein Weiberparadies lenkt. Rings um ihn her iſt alles wüſte und dunkel im Seelengebiethe, nichts außer daß hie und da ein hervorkommendes Geſpinſt einer melancholiſchen und kraftloſen Einbildungskraft eine ebenſo kraftloſe Vernunft ſchreckt. Nein, keiner hat beſſer bewieſen wie man Genie und alle höheren Kräfte erſtikken ſoll, als Mahomed. Innerer und äußerer Deſpotismus werden bewacht von dem lächerlichſten Stolz, Hohn und Verachtung gegen andere Völker; Erwartung eines höheren

künftigen Glücks als aller anderen Nationen, Glaube an ein blindes Schickſal, die Entfernung alles deſſen was höheres Seelenleben einflößen konnte, durch Entkräftung allerlei Arten von Wollüſte, ja, man kann ſagen, ſelbſt das Verbot des Weins iſt ein Hüter von Mahomeds Religion, alles was nur irgend der Seele Kraft geben kann, die Feſſeln zu zerreiſſen, iſt aus dem Wege geräumt, ſo daß gar keine Hoffnung iſt, daß eine höhere Bildung in dieſes Volk kommt. Der Gang zur Vollkommenheit iſt viel leichter bei einer ganz rohen als bei einer verhunzten Menſchheit ſonderlich einer ſolchen die einmal in einen ſo veſten Beharrungsſtand gekommen. Hier iſt der Knoten nicht anders als mit dem Schwert zu zerhauen; ob ich gleich nicht für dergleichen heroiſche Mittel bin, ſo halt' ich doch dafür daß man ſie brauchen müſſe bei einem Volke, deſſen Wahnwitz der Religion nichts anderes als Eroberungsſucht und Sclaverei anderer Völker zur Abſicht hat. Was mir ſonderbar und merkwürdig iſt, daß ſich ſo viele mächtige Nationen von einem ſo elenden Neſte beherrſchen laſſen, deſſen ganze Flotte etwa aus 8 Schebecken beſteht, und aus etwa 10 anderen nichts bedeutenden Kaperſchiffen (von denen 2 — 3 ſich gegen keine mäßige Fregatte wagen). — Die europäiſchen Nationen ſind in der That nichts anderes als wie Leviathane des Hobbes, voller thieriſchen Begierden, eine die andere zu freſſen, oder doch ſich wenigſtens den Biſſen von dem Munde wegzuſchnappen! Die neueſte Politik der Kabinette iſt nichts als blinder Heißhunger oder kurzſichtige Habſucht, die über das Gegenwärtige wenig oder gar nicht hinausſieht. Für ein Quentchen Gegenwart läßt man gerne ganze Centner Zukunft fahren. Was der Geiz bei einzelnen Menſchen iſt, nämlich eine lächerliche Verwandelung der Mittel in Zwecke, Zuſammenſcharren ohne zu brauchen, iſt er auch bei ganzen Völkerſchaften. Die Beförderung der Vollkommenheit, wozu eigentlich Regierungen ſind, kommt nicht in Betracht. Um anderen weniger mächtigen Staaten die Schifffahrt ſchwer zu machen erhält man dieſe Raubküſte; unterdeſſen freſſen ſie wie Bären in eine fette Herde, keiner traut ſich vor den andern einen Fang zu thun. Ich bin erſtaunt, wie ich Algier und das ſchöne Erdreich zu Geſichte bekam, daß es noch ſteht und ſo lange geſtanden, und ſichs ſeit Karl dem Fünften der den unglücklichen Erfolg bloß ſeinen Zaubereien und den darauf folgenden Erdbeben

und Ungewitter zu danken hatte, keine europäische Macht hat wieder einfallen lassen, hier Eroberungen zu machen. Mit 10,000 Mann Landtruppen und etwa 6 oder 8 Kriegsschiffen, wollt' ich ganz Algier wegnehmen, und ich bin fast so kühn, daß ich die Landung geradezu auf das Castell ihrer Marine vornehmen würde; denn alsdann wäre die Stadt auch bald mein. Keine Küste, sie sei welche sie wolle, kann sich einer Landung erwehren und die Küste von Algier vollends nicht. Der Kern der Landtruppen der sonst hier gewesen ist, sind etwa 12—16,000 Türken gewesen, jetzo aber weil sie wegen des Türkenkrieges in der Levante lange keine Rekruten haben bekommen können, sind kaum 6—8000 da. Daher wäre auch jetzt zu dergleichen Unternehmungen ein gar passender Zeitpunkt gewesen. Sie wissen, was es mit der Kriegskunst der Türken überhaupt zu bedeuten hat, und vollends diese Türken, die aus allerlei zusammengerafftem Gesindel aus der Levante bestehen, wovon die meisten noch dazu weibisch werden. Diese Hand voll Türken ist überdem im ganzen Lande zerstreut. Die Armee der Mohren hier will vollends gar nichts sagen. Wer weiß, daß dieses Häuflein Türken 7—9 Millionen von den Landeseinwohnern tyrannisirt und gleichsam mit Füßen tritt, der wird bald von dem Mut und der Kriegsbeschaffenheit einer Mohren-Armee einen Begriff bekommen; überdem sind diese Mohren über die Tyrannei der Türken höchst mißvergnügt; die meisten wünschen selbst daß die Christen sie wegnehmen möchten ohngeachtet ihres fanatischen Hasses gegen andere Religionen. Wie gesagt ich bin erstaunt, daß es noch keinem Eroberer eingefallen, hier zu fußen. Selbst einer der bloß aufs Wegnehmen ausginge, fände hier seinen Fang. Der Schatz, der jährlich vermehrt wird und aus dem seit einigen hundert Jahren nichts gekommen, ist einer der ansehnlichsten. Man ist durchgängig einig, daß er sich auf 200 Millionen Thlr. belaufen kann, denn die Regierung scharrt immer, und es ist ein heiliges Gesetz, ihn stets zu vermehren, nichts aber muß wieder herauskommen, was einmal hineingethan ist. Er wird an zwei Orten, der eine Theil in einem Castell oben in der Stadt, weil da aber nicht mehr Platz ist, so wird der andere im Palaste des Deys bewahrt. Aber auch der Erdboden ist eine Lockung, er ist einer der fruchtbarsten, die ganze barbarische Küste hat jetzt schon bei der ziemlich schlechten Bebauung an allen Hauptbedürf-

niſſen des gewöhnlichen Lebens, an Korn, Vieh und Gartengewächſen einen Ueberfluß. Nichts brauchen ſie von andern Landen. Viele Ladungen Korn gehen aus der Barbarei nach Frankreich, Mahon u. ſ. w. Wenn nun in dieſe Länder vollends gute europäiſche Cultur hineinkäme! Ein Paradies könnte daraus werden. Die Gebirge ſtecken voller Metalle von allerlei Art, die aber ihre Einwohner ungebraucht liegen laſſen, wie ſie die vielen Vortheile, die die Natur ihnen darbeut, aus den Händen laſſen; denn alles iſt hier noch weit zurück. Ueberdem iſt das Clima eines der ſchönſten, die Hitze im größten Sommer erträglich, alle Jahreszeiten fließen ohne merkliche Scheidungen in einander. Einer der hier landet fände gleich einen gewaltigen Vorrath von allerlei Kriegsgeräthen. Es iſt erſtaunlich was hier für Geſchütz von allerlei Kaliber, für eine Menge von Pulver, Kugeln, Bomben u. ſ. w. zuſammengeſcharrt ſind; ganze Magazine voll — aber alles lauter Waffen, was die Algierer betrifft, in Händen von Kindern, die auch wie Kinder in ihren Begierden ſind, die immer haben wollen und nichts zu brauchen wiſſen. Wenn ich mir vorſtelle, nachdem ich alles ſelbſt geſehen, wie leicht die Einnahme, und wie mich dünkt, wie leicht auch die Behauptung iſt —.

II.

Brieffragmente.

Liebſter Klopſtock, ich ſchreibe Ihnen nur jetzo, weil eben ſchnell ein Schiff weggeht. Ich ſollte Ihnen die Nachrichten ſchicken; allein meine Grübeleien haben mich daran verhindert. Auch habe ich wenig von dem was in den Reiſebeſchreibungen ſteht gefunden. Wenn ich doch ein Mittel wüßte wieder in meine vorige Fürſtenunabhängigkeit zu kommen! Ich wollte alsdann Verſuche gegen dieſe Neſter und vielleicht nicht ohne Erfolg wagen. Doch von der Möglichkeit dieſer Sache Sie zu überzeugen müßte ich bei Ihnen ſeyn, wo ich Ihnen die Art und Weiſe zeigen wollte. Könnte ich das ausrichten, ſo ſollte mich es nicht gereuen dieſe Wallfahrt gethan zu haben. Allein wie geſagt, in Briefen läßt ſich von dergleichen Sachen nicht reden. Ruhen werd' ich aber nicht, ehe ich

wenigſtens Verſuche dieſer Art gemacht, es koſte auch was es wolle — lieber beſter Klopſtock, wie haben Sie Ihren Winteraufenthalt gefunden oder finden ihn noch?

O Sie können leicht denken, liebſter Klopſtock, was dieſer Ort für eine ſeltſame Geſtalt in den Augen eines Ankömmlings von Europa ſeyn muß; Volk, Sitten, Gebräuche in der belebten und lebloſen Natur ſo verſchieden von den gewohnten — alles neu, aber nichts angenehmes unter dieſer Menſchheit, die noch ſo weit zurück iſt und doch in eine Körperwelt geſetzt iſt die voller Pflanzen-Arten und Fruchtbarkeit iſt. — Algier iſt eine Stadt, die ungefähr 200,000 Menſchen enthält. Sie iſt gleichſam ein einziges labyrinthiſches Gemäuer, das in der Ferne von der Meerſeite zu ausſieht wie ein weißes Tuch, das mit ſeinen gekalkten, flachen und dachloſen und dicht an einander gemauerten Häuſern das Geſtade bis an den Meerrand herabfließt, — ein großes Ameiſenneſt, in deſſen kleinen, dunklen Gängen, die ſo ſchmal ſind daß oft keine 2 Menſchen neben einander gehen können, die hier aber Straße genannt werden, es wimmelt von Menſchen aus allen Weltgegenden, von allerlei Geſichtsbildungen und Farben, von weißen, gelben, braunen, ſchwarzen Sclaven und ſogenannten Freien, Unterdrückern und Unterdrückten, untermiſcht mit Weibern, die von Fuß zu Kopf in weiße Tücher ein gewickelt wie Geſpenſter einherſchleichen. — Ich traf den Dey nach meiner Ankunft in einer Gallerie ſeines Hauſes neben der Küche an, zwiſchen ſeinen beiden Köchen ſitzend, welches des Nachmittags meiſtentheils der Ort iſt, wo er ſich nach vollendeter Arbeit aufhält und ſich mit ihnen die Zeit vertreibt. Sonſt wenn er Audienz giebt, ſitzt er gewöhnlich oben in einer hohen Gallerie in einem hölzernen Geſtühle, das völlig die Form eines eichenen Schranks hat. Sonſt ſitzt er mit Aufgang der Sonne unten im Vorhofe des Hauſes, wo er Gericht hält und ſonſt Staatsgeſchäffte verrichtet; außer des Freitags, wo ihr Sonntag iſt, und des Dienſtags, wo Ferien ſind. Der jetzige Dey iſt ein alter magerer Muſelmann mit einem weißen Bart; der ordentliche Platz aber, wo Gericht gehalten und Staatsgeſchäffte abgethan werden, iſt unten im Vorhofe des Hauſes, wo er ſich mit Aufgang der Sonne hinſetzt bis etwa 10 Uhr; alsdann zu

Mittag speist und nach dem Essen sich wieder hinsetzt etwa bis 1 Uhr wo die öffentlichen Geschäffte geschlossen sind. — Unter den Deys die seit langer Zeit in Algier gewesen, ist dieser noch einer der vernünftigsten und gelindesten, soweit es die Algierische Regierungsform zuläßt. Despoten sind überhaupt nicht die sichersten auf ihrem Herrscherstuhl, allein ein Dey in Algier ist es noch weniger als alle anderen Despoten. Da die Regierung nicht erblich ist und ein jeder Türke Hoffnung hat, etwas zu werden, so ist er alle Augenblicke den Anfällen eines Wagehalses ausgesetzt, der sich an seine Stelle hinzusetzen trachtet. Es ist das freilich eine halsbrechende Arbeit, allein Mahomeds treffliche Lehren vom Schicksal und das Opium überwältigen alle Schwierigkeiten und Gefahren; daher müssen die Deys hier immer die Augen offen haben; auf den geringsten Verdacht fahren sie sogleich zu; denn in der Regierungsform wo sich der Herrscher durch Vernunft nicht halten kann muß er es durch Gewalt thun. Auch geht hier alles den schnellen und übereilten Weg der Gewalt (sonderlich über die welche in Oberbedienungen sind, der geringste Verdacht ist ihr Tod. Auch sorgen sie ziemlich dafür, daß die vornehmsten Bedienten ihre Freunde sind — ein glücklicher Wagehals hat, nach der Satzung der Schicksals-Lehre, das was er sich auf die ungerechteste Weise erworben durch göttliche Fügung und ein glücklicher Bösewicht ist ein großer Mann). Doch ist es nach Europäischer Denkungs-Art nicht auch so? Ein Quentchen Glück überwiegt einen Centner Genie und Tugend.

Die vornehmsten Bedienten sind 1) der Oberschatzmeister oder Cosnapi. Dieser ist der nächste nach dem Dey, der, wenn alles ruhig zugeht, nach dessen Absterben ihm folgt. Er hat nach dem Dey die Schlüssel zum öffentlichen Schatz; so despotisch auch der Dey ist, so kann er doch nichts in der Schatzkammer eröffnen ohne den Schatzmeister und ohne den Divan. Dieser Schatz ist an zwei Orten; der größte Theil ist oben in der Stadt in einem Castell welches sonst die Wohnstatt der Deys war, der andere Teil ist im Pallaste; an beiden Orten ist eine starke Wache. Es soll eine gewaltige Summe Geldes sein und ein jeder Dey, der wahre algierische Ehrbegierde hat, sucht ihn so sehr zu vermehren als möglich.

Der jetzige Dey sonderlich ist ausnehmend für diesen Ruhm bedacht, der Nachhall in der algierischen Geschichte: um so große Summen hat Mahomed Dey den öffentlichen Schatz vermehrt, macht ihn so staatsgeizig. Sein Privatvermögen alles wirft er dahinein. Er läßt seine Kleider flicken so lange sie nur tragbar und die abgenutzten verkauft er, und warum alles dieses? Um einen todten Goldhaufen zu vermehren, der zu nichts nützt und dessen Anhäufung das Elend des Landes ist. Der Schatzmeister sitzt beständig im Hause des Deys ausgenommen an den beiden oben genannten Tagen in der Woche und an den 2 großen Festen im Jahre, welches jedes 3 Tage dauert: das eine heißt Ramadan wo 4 Wochen Fasten vorhergehen, alsdann dürfen sie weder essen noch trinken, noch Taback rauchen den ganzen Tag vor Sonnenuntergang. Dieses Ramadan ist die kleine Ostern oder das Fest der Eingebung des Alkorans. Das 2te Osterfest Bairam oder Mahomeds Geburt, das 2 Monathe nach dem ersten folgt.

Weil ich doch einmal im Sprechen bin, so will ich hier eine kleine Ausschweifung machen um die verschiedene Art wie man hier und bei uns feiert sichtlich zu machen. Der Festanfang wird des Abends vorher durch Lösung einer Canone von dem Castell der Marine angekündigt, welche mit einer Kugel geladen. Des Abends wird vor dem Hause des Deys ein großes Feuerwerk gegeben. Des andern Morgens früh geht der Dey in die große Moskee. Wenn er davon zurückkommt, so werden die Canonen gelößt; darauf speist er und giebt ein öffentliches Mahl im Vorhofe des Pallastes, wo alle Armen aus der Stadt zu essen bekommen. Nachdem dieses vollendet, wird in der Mitte ein großer Sandhaufen hingebracht und alsdann erscheinen eine Menge mit Oel beschmierte Ringer welche nichts als ein Paar lederne Hosen anhaben, und je zwei und zwei ringen unter Musik und Trommeln mit einander. Nachdem dieses Schauspiel vollendet, so gehen alle Türken und darauf die Consuln hin und wünschen dem Dey ein gesegnetes Osterfest. Diese Feste werden darauf mit Schmaus und Besuchen so wie unsere Europäischen Feste zugebracht. — Der 2te (Bediente) ist der Aga, das ist General der Armee. Dieser hat auch die Jurisdiction über die Landmohren der mittäglichen Provinz, in der die Hauptstadt Algier liegt. Er hat völlige Gewalt über das Landvolk, er entscheidet ihre Streitig-

keiten, läßt ſie hängen oder ihnen die Köpfe abſchlagen; wenn er es für gut findet, thut er es auch wohl ſelber; denn auf das Leben eines Landeseingeborenen, er ſei aus der Stadt oder aus dem Lande, wird nicht viel gerechnet, oft ſpricht man ein Todes-Urtheil ohne zu wiſſen ob er ſchuldig iſt oder nicht, nachher unterſucht man die Sache und findet ſich's, daß er unſchuldig iſt, ſo zuckt man die Achſeln, tröſtet ſich mit dem Schickſal. „Wer konnte das wiſſen? Seine Zeit war gekommen. Es ſtand geſchrieben. Er iſt ins Paradies gegangen." (Der vorige Dey wie er Aga war hieb Kläger und Verklagtem, oft beyden den Kopf ſelber ab. Manchmal wenn er ſpatzieren ging und ein Landmohr wurde vor ihn gebracht und verklagt, ſo zog er ohne weitere Unterſuchung den Säbel und hieb ihm den Kopf ab und drauf ging er wieder zur Geſellſchaft. — Es iſt einige mal geſchehen daß er auf die Jagd gezogen und wenn er ferne einen Menſchen Holz ſammeln ſah, ſagte: Ha da geht ein Wildſchwein. Die bei ihm waren ſagten halt! halt! das iſt ein Menſch der Holz ſammelt, aber umſonſt, er ſchoß zu und tödtete ihn, darauf ſagte er als wenn er ſtaunte: „Das iſt wahrhaftig ein Menſch! wer konnte das wiſſen? Seine Zeit war gekommen.") Der jetzige Aga iſt Hausknecht bei einem Kaffeſchenker geweſen. Er hat ſeinen Platz auch im Pallaſte des Deys.

Der 3te iſt der Oberſtallmeiſter, der ſeinen Sitz beim Eingange ins Haus des Deys hat.

Der 4te iſt der Regierungsfiskal oder der Einnehmer aller außerordentlichen Einkünfte. Z. B. wenn einer ohne Erben ſtirbt, ſo gehört ſeine Nachlaſſenſchaft der Regierung. Oder die welche als Staatsverbrecher hingerichtet werden; alsdann gräbt er oft alles Land um in der Nähe der Gartenhäuſer um das Geld derſelben zu ſuchen.

Alle Regierungsſachen ſind in den Händen der Türken die aus der Levante kommen, die eigentlich die regierenden Herrn und der algieriſche Adel ſind; keiner von den Landeseingeborenen kann zu einem Amte kommen das was zu bedeuten hätte, ſelbſt die hier gebornen Türken nicht, die man Coloris (Culuglis) nennt, doch haben dieſe letzten den Vorzug vor den eigentlichen Mauritaniern, daß ſie

unter die türkiſche Miliz können eingeſchrieben und Lieutenants und Unterofficiere werden, auch ſonſt Unterbedienungen bei der Regierung bekommen können. Das liederlichſte Geſindel und der Abſchaum der Chriſten, Juden und Türken, der aus der Levante kommt, wird ſogleich unter die Türken gerechnet. Sobald ein Schiff ankömmt, ſo werden ſie vor den Dey geführt und nachher in ein Nebenhaus, wo ſie beſichtigt werden ob ſie alle beſchnitten ſind, und wer es unter ihnen nicht iſt, an dem wird dieſer Actus ſogleich vollzogen. Dieſer wüſte Haufen erhält in Algier eine Art von Bildung, denn die Türken hier ſind in Vergleichung mit den erſten Ankömmlingen aus der Levante ganz geſittete Leute. Dieſe Türken ſind eigentlich das hier was die nobili di Venezia ſind. Sie formiren die eigentliche Republik, und die Landeseingebornen, hauptſächlich diejenigen welche in den Städten wohnen, ſind im Grunde betrachtet nichts als ihre Sclaven. Venedig, Polen — o daß ſie die einzigen wären — ſind ein Bild von der Regierungsform zu Algier, nur mit dem Unterſchiede daß in Algier die Deys jetzo unumſchränkte Herrn ſind, welches ſie ſonſt nicht waren ſondern vom Divan der aus 120 Gliedern beſtand abhingen. Jetzo iſt der Divan noch da, aber der Dey thut was er will. Wenn er was für gut befindet, ſo ſagt er ihnen: Ich habe das oder das gethan, und die müſſen es allemal gut finden. Die Türken welche jetzo hier ſind mögen kaum auf 5—6000 Mann betragen, und dieſe kleine Anzahl ſind die Tyrannen von einem Lande das etwa 1020 Meilen in die Länge und 60 bis 80 in die Breite hat. Freilich ſtecken die Berggegenden, deren in dem Bezirk des algieriſchen Gebiethes eine große Menge ſind, voll unabhängigen Völkerſchaften und mohriſchen und arabiſchen Stämmen, gegen welche die Türken noch nichts haben ausrichten können. Das Algieriſche Gebieth iſt in drei Provinzen eingetheilt, von Morgen, Mittag und Abend, welche jede von Beys oder Unterkönigen beherrſcht werden. Dieſe Beys ſind wieder in ihrem Diſtrikte völlige Tyrannen. Sie können hinrichten und hinrichten laſſen nach Herzensluſt. Sie haben einen kleinen Trupp Völker den ſie auf ihre eigenen Koſten erhalten müſſen, mit dieſem ziehen ſie zu Felde gegen die Bergeinwohner, ſuchen ſie zu überraſchen wenn etwa ein Stamm ſich etwas zu weit vorwärts gedrängt hat; ebenfalls treiben ſie die Contributionen von den unterwürfigen Stämmen und Landmohren ein. Dieſe Land-

mohren leben unter Zelten. 50, 100—200 solcher Zelte machen einen Stamm oder Völkerschaft aus, die ihren Scheik hat dessen Gezelt in der Mitte steht. Unter einem solchen Gezelt leben Vieh und Menschen unter einander. Diese unterwürfigen Horden kaufen ihr Land zum Ackerbau von Türken oder Mohren in der Stadt für eine Kleinigkeit und zahlen nachher an die Regierung Contributionen. Die Beys, die zum Hauptaugenmerk haben sich zu bereichern, suchen alle Mittel hervor diese Menschen auszusaugen. Sieht ein solcher Igel daß ein Stamm gutwillig und ohne viel Schwierigkeit die Schatzung bezahlt, so vermuthet er gleich daß Geld da ist und legt doppelt so große Schatzung auf; macht man Schwierigkeiten dagegen, so überfällt er sie mit seinem Trupp Reuterei und nimmt ihnen alles weg was sie haben außer das Geld welches sie meistens vergraben haben; alsdann müssen sie zu Kreutz kriechen und ihre wenigen Habseligkeiten die er ihnen geraubt hat wieder abkaufen, derjenige der alsdann kein Geld hat, dem setzt er einen Termin vest zur Zahlung und so formirt sich nachgrade die von ihm zerstörte Gezeltstadt wieder durch Ackerbau und Viehzucht. Ebenso zieht er auch Vortheil aus den öfteren Streitigkeiten die unter diesen Horden sind, welche auch oft von ihm selbst angestiftet werden; diese Horden ziehen alsdann gegen einander zu Felde, und das Ende davon ist, daß der Bey sie nachher überfällt, sie so zu sagen ganz nackend auszieht, wo sie denn eben so ihre Habseligkeiten wieder von ihm erkaufen müssen. Das was den Despotismns über sie den Türken leichter macht ist der treulose Character eines gegen den andern, Keiner kann dem andern trauen. Trug und Verrätherei ist ihr Character.

Türken aus der Levante. Alles zusammengeraffte Gesindel kommt hierher. Beschnittene und Unbeschnittene mit Pest und ohne Pest. Ihr Gehalt ist sehr geringe. Alle zwei Monathe ist Zahlungstag. Sie gehen auf die Jagd. Sie gehen in die Gärten und nehmen von Früchten, was ihnen ansteht. Eben so in die Felder der Mohren, die ihnen nichts sagen dürfen, weil der Dey ihnen Erlaubniß dazu giebt. Ein jeder Türke hat Hoffnung etwas zu werden, daher ist die Regierung eines Deys so unsicher. Der Vorweser dieses Deys wollte die Regierungsform erblich machen und seinen

guten Freund den Oberschatzmeister dahin verhelfen, weil er selbst keine Kinder hatte. Man ließ daher wenig Türken aus der Levante kommen. Man suchte die gegenwärtigen immer mehr und mehr zu vermindern, die Mohren zu schützen. Man merkte, wo das hinaus wollte. Ein gemeiner Türke, ein Schuhflicker hieb ihn nieder und setzte sich auf den Stuhl. Unter den Türken ist kein Handwerk ihrem Adel unanständig. Alle Türken bekommen Soldaten-Sold, welcher steigt.

Character der Türken. Er ist unterscheidend von den Mohren. Er ist herzhaft, mäßig, geizig, geldsüchtig, argwöhnisch, eifersüchtig, verzagt, weibisch, arglistig. Im Alter fangen sie an eifrig auf ihre Religion zu werden, die wenigsten können lesen und schreiben. Wem Gott hier ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Es sind meistens alles Müssiggänger.

Von den Sclaven. Viele spanische Deserteurs machen sich zu Sclaven. Die Sclaven der Regierung; diejenigen die ihren Monath bezahlen haben nicht nöthig Arbeit zu thun. Es giebt Sclaven die in Bedienung sind. Es ist eine Menge äußerst verdorbenes Gesindel. Sie sind so schlimm nicht daran. Man zwingt sie nicht zur Religion (des Islam), im Gegentheil man hält sie davon ab. Sie werden als ein Wesen angesehen welches alsdann nicht mehr abzusetzen ist, sobald sie Mohren. Karavanen von Mohrendieben ziehen bis nach der Küste von Guinea und stehlen Neger, Männer und Weiber, die sie dann nach Algier bringen und verkaufen.

Die Araber oder Landmohren hier haben alle Laster der freien Nationen. Sie sind hinterlistig, verräterisch, geizig, niederträchtig, schmeichelhaft.

Wenn sich die Völkerschaften in Algier beklagen, so kommen selten ihre Gesandten mit dem Kopfe davon. Sie suchen durch vorausgeschickte Bestechung irgend eines vornehmen Staatsbedienten es immer dahin zu bringen daß einer Unrecht habe. Die Mohren sind fanatisch, hassen die Christen; sind geizig, leben ausnehmend elend, verschiedene sind reich, an Vieh, Rindern, Korn, Geld u. s. w. Einige haben wohl mehr Weiber als eine. Wenn Türken zu ihnen kommen, müssen sie traktiren.

Die Judenschaft ist wohl 20000, ob sie sich gleich nur für 10000 ausgeben, damit sie nicht mehr Schatzung zu geben haben, welche jährlich 100000 Piaster beträgt. Sie hat eine Art von Statthalter, den sie ihren König nennen, allein seine Majestät sind ordentlich der Makler und Hofjude des Deys und einiger Großen des Reichs. Er hat die Macht seine Unterthanen ins Gefängniß zu setzen und sie aus der Stadt Algier zu verweisen und Stockschläge zu geben. Er kann auch ein Todesurtheil sprechen, dafür muß er aber an die Regierung 1000 Piaster bezahlen. Der meiste Judenhaufe hier ist ziemlich arm und von den Einwohnern verachtet, wie sie es in allen Ländern sind, am stärksten aber doch in den Mahomedanischen.

— — — Das 3te Merkwürdige ist die ausnehmende Zaghaftigkeit, Feigheit und Niederträchtigkeit der Landeseinwohner, von Algier sowohl als überhaupt von der ganzen barbarischen Küste. Eine kleine Hand voll Türken tyrannisirt 3 — 4 Millionen Mohren und tritt sie gleichsam mit Füßen. Der reichste und vornehmste von den Mohren muß sich von dem elendesten Türken insultiren lassen auf der Straße ohne daß er sich rühren darf. So sehr sie in ihrem Herzen die Türken hassen, und wünschen von ihrer Unterdrückung frei zu seyn, so sehr fehlt es ihnen an Kraft. Der Schrecken und die Furcht vor den Türken ist gleichsam physisch bei ihnen geworden und in ihre ganze Organisation hinübergegangen, denn das Häuflein von Türken hält sich hier durch die äußerste Grausamkeit gegen ihre Unterworfnen. Nicht nur die Erwachsenen, von denen man nur vermuthet daß sie was gegen die Regierung im Schilde führen, sondern auch ihre Kinder werden auf die schrecklichste Weise ausgerottet. Ueberdem darf kein Mohr ein Gewehr von welcher Art es sei bei sich führen noch in seinem Hause haben. Er ist gleich des Todes so bald wie man Verdacht davon hat. Der einzige Muth der noch der afrikanischen Küste übrig ist, ist unter den Bergeinwohnern, die mit den Algierern in beständigem Kriege leben. Gegen diese sind sie genöthigt einen Trupp auszustellen, wo denn öfter mit abwechselndem Glück gefochten wird; diese Gebirge wimmeln von Menschen die sich in dem ganzen Bau ihres Körpers von

denen in der Ebene unterscheiden. Sie sind groß und nervigt. Wer von den Soldaten einen Kopf oder die Ohren von diesen Rebellen (Kabylen) in das Haus des Deys bringt der hat 10 Piaster, dieses macht sich der Türk zu Nutze und säbelt mehrere von den unterworfnen Landmohren nieder und bringt die Köpfe dann um die 10 Piaster zu erhalten. Wie es sonst überhaupt um die Macht auf der barbarischen Küste aussieht kann man sich daraus vorstellen, daß diese Hand voll Türken nicht allein ein großes Reich wie Algier, ist unterdrückt, sondern auch Tunis und Tripolie, wo die Regierung mohrisch ist, in Zinsbarkeit hält. Tunis hat einige mal versucht das Joch abzuwerfen, es ist aber immer schlecht weggekommen. 3000 Türken haben ihre Armee von 20—30000 Mann zu Grunde gerichtet, die Stadt Tunis eingenommen, und sind nach gänzlicher Plünderung und Verübung entsetzlicher Grausamkeiten mit reicher Beute heimgezogen. Ja selbst Marokko wird von ihnen in Respect gehalten. Im Anfang dieses Seculi wurde eine Armee von 60000 Marokkanern von 6000 Türken so zu Grunde gerichtet daß der Kaiser genöthigt war, seinen eigenen Sohn nach Algier zu schicken und um Frieden zu bitten. An thierischem Muth, der überhaupt in allen Ländern viel gemeiner ist als der Muth einer geläuterten und reinen Vernunft — denn wo wären auch unsere Despoten alsdann? — fehlt es den Türken nicht. Die Lehre vom Schicksal hat auch einigen Antheil daran. Sie macht unternehmend, ob man auf der andern Seite auch sagen könnte daß sie desto mehr niederschlägt, denn ein oder zwei fehlgeschlagene Versuche hält man ebenfalls für Schicksal, und desto träger und unthätiger macht. Ja eben dieser Lehrsatz der den Türken muthig macht, macht den hiesigen Landeinwohner zu einem der verzagtesten Geschöpfe. Sie glauben nun daß es ein Schicksal ist, daß die Türken ihre Oberherrn seyn müssen.

Die Türken selbst sind ihres Lebens keinen Augenblick sicher. Wenn sie aus Willkür oder ungegründeten Verdachts wegen hingerichtet werden, so werden ihnen alle Habseligkeiten genommen; daher vergraben, sonderlich diejenigen welche in Bedienungen stehen wo sie viel Geld machen können, ihren Schatz entweder selber, oder

nehmen ein Paar Sclaven zu Hilfe, wenn derselbe beträchtlich ist, nachher erdrosseln sie diese armen Creaturen damit sie nichts verrathen. Alles ist auch hier erstorben unter der Last des Despotismus. Von Wissenschaften ist nichts hier und kann auch nichts seyn. Die Mauren welche in Spanien wegen ihrer Fabriquen und ihres Fleißes die Hauptquelle des Reichthums waren, haben jetzo kaum die nothwendigsten Handwerker unter sich von welchen der beste in Europa doch nur ein sehr mittelmäßiger Pfuscher seyn würde. Die reiche treffliche Natur hier liegt ungebraucht. Der Bauer kratzt den Erdboden nur und doch schüttet er ihm Korns die Fülle aus. Ein Paradies könnte hier angelegt werden, wenn Menschenkunst hier wäre welche die Lebensfülle der Naturwelt zu brauchen wüßte. — Ueber die Europäer die in Ost- und Westindien Eroberungen machen, und ein so rohes und fruchtbares Erdstück als die ganze Barbarei ist, liegen lassen, das ihnen nichts kosten würde zu nehmen, muß man sich wundern. O wenn Sie hier wären, lieber Klopstock, so würden Sie sehen wie leicht dieses wäre. Die Türken hier, so sehr sie auch die Meister auf diesem Erdflecke spielen, sind doch nur Kinder in der Kriegskunst. Daß Algier noch steht, hat mich erstaunt, da ich es selber gesehen, und eben so sehr der kurzsichtige Geierhunger der europäischen Politik, der über ein Quentchen Gegenwart herstürzt und einen Centner Zukunft liegen läßt. Man unterhält und füttert diese Nester hier, um Andern die Schiffahrt sauer zu machen, welche sie nicht füttern können, um das zu erhalten kriecht man hier und streichelt einen kleinen Haufen levantischer Räuber. Doch ich muß schließen. Das Schiff welches erst übermorgen weggehen wollte, geht diesen Abend schon weg; daher habe ich geeilt; vieles geschrieben welches ich nicht wollte und vieles ausgelassen was ich schreiben wollte. Leben Sie wohl, lieber Klopstock. — O lassen Sie mich bald was von Ihnen wissen! —

den 3ten Fbr. 1775.

Fragment eines Briefs an Mumsen.

Ein Schiff geht fort: ein Brief geht mit. Ueber Meer und Landfernen mit Dir zu sprechen lieber Mumsen, ist mir zu angenehm, als daß ich eine Gelegenheit müssig und unbeschwazt sollte fortgehen sehen können. Sei gegrüßt, und seyd es alle, meine Geliebten, alle von Herzen gegrüßt! Daß bald ein Wonnebote wieder zu mir über's Meer komme, der mir sagt, daß Euch allen wohl ist! — Mir ist noch wie vor 8 Tagen. Sie beklagen sich über Unthätigkeit in Ihrer kalten Regenluft; o ich bin es nur zu öfters in meiner freieren, und muß es seyn, wenn mein Viehwesen nicht Lust hat, mit dem Vernünftigern übereinzustimmen. Das Unterhaus behauptet immer sein Recht gegen das Oberhaus und wenn die Herrn in demselben nicht mehr Lust haben die Herrn Oberwärts zu erkennen, so müssen diese sich's gefallen lassen. Alle unsere hochfliegenden Triebe liegen unten im dunklen Seelengefängniß angefesselt, wie Vögel die mit einem Seil an ihren Käficht gebunden sind, in die Höhe fliegen und wieder herabsinken zu ihrem Futterplatz. Der Odem Gottes, der zum dauernden Wesen unseres Körpers alle Geisterkörper, alle Sonnen und Welten zusammensperrte, ist die Ursache der dauernden Seelenvorstellungen in der Geisterwelt. So wie dieses zusammengesperrte Leben der Grundstoff ist für die Bildungskraft seiner Weisheit, so wie es der Gegenstand seiner Wandelkraft ist, die es zu allerlei Gestalten zusammenstellt oder zertrennt, so sind die daran gehefteten Vorstellungen auch die Wurzel für alle anderen Seelenthätigkeiten; und die Wandelkraft in der Welt ist aufweckendes Feuer für die Geister — doch ich komme unvermerkt wieder in die Gedankengleise meines vorigen Briefes! Heraus denn aus den Fußtapfen übersinnlicher Muthmaßungen! Hinab ins Land des Körperschauens, wo Sinnengegenwart der Freundschaft so wonnevoll ist, ein Augenblick derselben mehr als 1000 Jahre Gedankengegenwart ist, in der nur Vergangenheit und Zukunft ist. — Daß die ganze Bundesgenossenschaft nun mit dem Orden zusammengeflossen, ist mir lieb! o wann werd' ich einst wieder mit Euch, Brüder, zusammenschmelzen? — In Petersburg ist der Asmodi jetzt? besch—ßt er die Leute da auch, so wird es doch auch wohl endlich Nasen geben die

den Dreck riechen werden. — — Seyd fruchtbar und mehret Euch, Brüder. Der Oberbaumeiſter der dieſes bei der Weltanlage zu den Bildungen ſeiner Allmacht ſagte, gebe meinem Wunſch auch eine Schöpferfülle.

Den 28. Februar.

So weit war mein Brief fertig als der Hafen hier geſperrt wurde; denn die Herrn Seeräuber hier rüſteten ihre Caper aus und gingen in See und alsdann können keine Schiffe auf einen, manchmal auf zwei Monathe herauskommen; daß Euch der Geier hole, Ihr Raubvieh — aber daß er hunderttauſendmal die Europäiſchen Regierungen hole, welche dasſelbe füttern! O lieber Mumſen, wenn ich es doch machen könnte, doch zerſtören könnte dieſe Raubneſter! Tag und Nacht ſind Wunſch und Gedanke um mich! Ich will Dir was ſagen, Bruder — aber ganz Dir allein ſei dieſer Gedanke in Deine Seele gegoſſen; Keiner, ich verlaſſe mich darauf, muß darum wiſſen als Du. — Wiſſe denn! Ich habe mit Rußland noch immer dieſe Abſichten. Es ſollte mir ein Werkzeug ſeyn an der Raubküſte von Afrika aufzuräumen. O welch' eine ſchöne Gelegenheit hiezu hat mir der Frieden mit den Türken genommen! Vorigen Sommer hatte ich dieſen Einfall; aber mitten in der Gluth deſſelben kam der Friede. Die ruſſiſche Flotte war in der mittelländiſchen See, ſie hatte Mannſchaft genug hier eine Landung zu thun. Wäre der Friede nicht gekommen, ſo hätte ich aufs gerathewohl meinen Abſchied hier genommen und wäre nach Petersburg gegangen — aber nun da die Hoffnung geſchwächt iſt was auszurichten, mag ich mich nicht ſo dem Ungefähr preis geben und doch, Bruder, brennt es mir wie Feuer an den Sohlen! Ich kann das Scheuſal nicht mit anſehen! Verflucht ſei der Heißhunger und die kurzſichtige Habſucht der Europäiſchen Politik! Doch was zu machen? Aber ruhen kann ich nicht! Immer ſteht der Gedanke vor mir, ſpricht mit mir wie ein Geiſt vom Himmel. Sinne drauf wie es möglich iſt. Man muß eine Sache nur recht wollen, ſo wird vieles möglich was im Anfang unmöglich ſchien, das was wir Unmöglichkeit nennen, iſt oft eine Trägheit zu handeln — o lieber Bruder! Handeln! Handeln! welch eine Sache! — gieb mir einen Rath, Freund! Soll ich nach Petersburg gehen? oder welche Vorbereitungen ſind zu machen? Vielleicht wenn

der Hof zu Petersburg wüßte, daß jemand wäre dem Algier bekannt und der ihm deshalb Vorschläge thun wollte — (denn ich glaube daß er Lust hat hier einen — — Frieden zu machen wie die übrigen europäischen Mächte und das wollte ich gerne verhindern; auszurotten, dazu wollt' ich ihn gerne bewegen) — wenn er, sag' ich, dieses zum voraus wüßte, so hätte er vielleicht selbst eine Begierde Etwas von Algier zu wissen. — Glaube nicht, Bruder, daß ich ihn mit philosophischen Gründen bereden wollte Algier zu zerstören; so viel aufgeklärte Vernunft ist noch in keiner europäischen Regierung; den Geierhunger, Geld oder Länder zu haben, muß man, und diesen wollt' ich, rege zu machen suchen; denn hier sind 200 und vielleicht 1500 Millionen Rthlr. baares Geld zu holen. O wenn dieser Vorschlag im Kriege geschähe, dann würde er vielleicht mehr Eingang gewonnen haben! Nichts ist leichter als dieses Nest wegzunehmen! Mit 10000 Mann Truppen an Bord und mit noch wenigern ist das zu thun und alsdann thät' ich die Landung grade auf ihre Marine, welche am stärksten befestigt ist — so wenig achte ich die Algierer! — aber alsdann ist auch sogleich die ganze Stadt mein. Wenn Sie hier wären, lieber Mumsen, so wollt' ich Sie davon überzeugen! Der Körperanblick zeigt Möglichkeit, wo die Ferne nichts als Unmöglichkeit sieht. Ich habe noch vieles von der Leichtigkeit dieses Unternehmens zu reden, allein der enge Briefraum erlaubt mir nicht mich weiter drüber auszubreiten.

Aus einem andern Briefe.

Kein Volk ist so sehr Gegenfüßler des Genies, mich Ihres Ausdrucks zu bedienen, daß es nicht zum trefflichen Gefäß und Wohnplatz desselben zugerichtet werden könnte; es kommt nur auf die rechte Seelenbeugung des Gesetzgebers, auf die harmonische Anordnung der äußern Objecte welche dem Geist Richtungen geben sollen, das ist auf das Himmel-Leben an, das ihn anfacht. Die Seelenthätigkeiten fliegen wie Engel oder kriechen wie Schnecken nach Maßgebung des Lebens das in sie gefloſſen oder der Bahnen die ihnen vorgezeichnet worden; Ein jeder Mensch trägt seine Lothe mit sich herum; das ist

ſein Körper. In dieſen ſind ſeine vorzüglichſten Triebe herabgeſenkt, Vorſtellungskraft und Wollen in ihm eingekerkert; daher entſpringt ſein natürlicher Hang zur Trägheit; denn wir ſind nur träge und unaufgelegt zu einem Dinge, wenn wir von einem andern ſtärker angezogen werden.

Abriß einer Geſchichte des Spinozismus

nach ſeinem

Verhältnis zu den Hauptſyſtemen der neueren Philoſophie

von

Schönborn.*)

Erſter Abſchnitt.

Von der Entſtehung des Spinozismus und deſſen mataphyſiſcher Eigenthümlichkeit.

Auch die ſpäteſten Schickſale eines philoſophiſchen Syſtems hängen mit der Eigenthümlichkeit der Entſtehung zu genau zuſammen, als daß dieſe ganz könnte übergangen werden. Der Spinoziſtiſche Pantheismus wurde zuerſt durch den Carteſiſchen Dualismus veranlaßt, und verdankt ihm ſeine eigenthümlichſte Eigenthümlichkeit. Das Eigenthümliche des Carteſiſchen Dualismus beſteht darin, daß er die Ausdehnung ausdrücklich auf die Körper eingeſchränkt, und die in der Ausdehnungsloſigkeit beſtehende Einfachheit zum Weſen eines Geiſtes

---

*) Der Aufſatz, den Schönborn wahrſcheinlich auf Veranlaſſung einer Preisaufgabe der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Kopenhagen verfertigt hat, wird nicht bloß als Probe des Fleißes und Scharfſinnes, den er dem Studium der neueren Philoſophie zugewendet hatte, und durch die darin durchleuchtende eigene philoſophiſche Anſicht des Verfaſſers, ſondern auch um ſeiner ſelbſt willen den Kenner intereſſieren; obwohl der Standpunkt, auf welchem der Verfaſſer ſtand (der der Reinholdſchen Philoſophie in ihrer letzten, durch Bardili herbeigeführten Entwickelungsperiode), den meiſten jetzigen Leſern fremd, vielleicht aber eben deshalb für manche um ſo anziehender und lehrreicher ſein wird.

erfordert hat, wovon auch die beſten griechiſchen Zeiten keinen Begriff hatten. Dadurch wurde die Unterſcheidung zwiſchen Seele und Leib und zwiſchen Gott und der Natur um einen merklichen Schritt weiter gebracht, als dieſelbe vor Des Cartes war; dadurch erhielt der Theismus in der Spekulation eine feſtere Begründung gegen den damaligen Pantheismus und Materialismus; — dieſer wurde dadurch untergraben. Jordano Bruno ſeiner und der der Eleatiſchen Schule wurde dadurch weit zurückgelaſſen.

Spinoza vor Erfindung ſeines eigenen Syſtems hatte Renati Descartes principiorum philosophiae P. I et II. more mathematico demonstratas. Amstelodam 1663 herausgegeben. Er entdeckte dadurch den Fehler, den Des Cartes mit ſeinem Begriffe von der Subſtanz begangen, der mit einem Widerſpruch behaftet iſt. Nachdem Des Cartes das Eigentümliche der Subſtanz erklärt hatte für dasjenige, was, zu ſeiner Wirklichkeit nichts als ſeine Möglichkeit vorausſetzend, zu ſeinem Sein keines andern Seins bedarf, gebraucht er nichtsdeſtoweniger das Wort Subſtanz in zwei ganz entgegengeſetzten Bedeutungen, wonach er ſowohl das, was von keinem andern überhaupt, als auch das, was zwar von einem andern Sein aber von keinem veränderlichen abhängt, Subſtanz nennt. Daß die zweierlei Bedeutungen überhaupt gar nichts Gemeinſchaftliches enthalten, iſt durch Des Cartes ſelber bemerkt worden, indem er ſagt: Substantia, quae nulla plane indigeat ad existendum, *unica* tantum potest intelligi, nempe Deus, atque ideo nomen substantiae non convenit Deo et aliis *univoce*, ut dici solet in scholis; hoc est: nulla ejus nominis significatio potest distincte intelligi, quae Deo et creaturis sit communis. Aber Des Cartes bemerkte keineswegs, daß der Name und Charakter der Subſtanzialität, wenn dieſe durchaus nichts bedeuten ſoll, was der unendlichen Subſtanz, als Subſtanz, mit der endlichen gemeinſchaftlich iſt, eben darum nur den letztern oder nur der erſteren allein zukommen könne. Ebenſo wenig bemerkte er, daß auch die endlichen Dinge zu ihrem Sein nicht nur des unendlichen Weſens, ſondern auch anderer endlichen Dinge bedürfen, und daß denſelben darum nicht einmal inſofern der Name und Charakter der Subſtanz beigelegt werden könne, inwiefern man auch das, was nur vom Unendlichen aber von keinem andern Endlichen im Sein abhängt, darunter verſtehen wollte.

Spinoza bemerkte beides, und er befreite den Carteſiſchen Grundbegriff der Subſtanzialität von der beſchriebenen Doppelſinnigkeit, indem er den endlichen Dingen eben darum, weil ſie nicht nur das Unendliche als ihren Grund, ſondern auch jedes derſelben jedes andere als ihre Bedingungen vorausſetzten, den Charakter der Subſtanzialität abſprach. Das worin und wodurch die endlichen Dinge Körper ſind, die Ausdehnung als das Beharrliche und Allgemeine der Körper als ſolcher; und das worin und wodurch die endlichen Dinge Vorſtellende ſind, das Vorſtellen als das Allgemeine und Beharrliche an den vorſtellenden Dingen als an den vorſtellenden, hörte nun auf, im Unveränderlichen und Gemeinſchaftlichen des Seins an ſich, ſich auszuſchließen, und machte nun die allgemeinen und beharrlichen Charaktere und Eigenſchaften des an ſich unveränderlichen und allbefaſſenden Seins, die Attribute der unendlichen Subſtanz aus. Dieſe Subſtanz behielt zwar, als der Grund von dem Sein aller endlichen Dinge, den Namen der Gottheit, nahm aber, als das Weſen dieſer Dinge ſelber, auch den Namen der Natur an, und wurde unter beiden Benennungen dem Weſen, dem eigentlichen Sein nach eines und eben dasſelbe.

Durch den Entſtehungsgrund des Spinoziſtiſchen Pantheismus im Carteſiſchen Dualismus verſteht es nun ſich ſelber, daß Spinoza ebenſo wenig im dualiſtiſchen Theismus, als durch was immer für ein anderes theiſtiſches Lehrgebäude, welches nicht ſo tief als das Carteſiſche in den Unterſchied zwiſchen Materie und Geiſt eingedrungen war, widerlegt werden konnte. Wirklich läßt ſich auch jede frühere Widerlegung des Spinozismus, welche nicht von den Leibnitziſchen Prinzipien ausgeht, nachweiſen, daß dieſelbe den eigentlichen Entſtehungsgrund verkennend, das Fundament unangefochten ſtehen laſſe, und nur das antitheiſtiſche Reſultat bekämpfe. Dieſes gilt ſogar von dem Skeptiker Bayle, deſſen Äußerungen über und gegen Spinoza zu ſeiner Zeit ſoviel Aufſehen gemacht haben, deren ganze Beſchaffenheit aber niemanden, der Spinozas Ethik ſelber geleſen hat, zweifeln laſſen, daß nur die paradoxe Außenſeite dieſes Lehrgebäudes von jenem ſcharfſinnigen, aber noch weit mehr witzigen Kopf aufgefaßt worden.

Zweiter Abſchnitt.

Widerlegung des Spinozismus durch die Leibnitziſche Philoſophie.

Leibnitz ſagt ſelber in ſeinen Nouveaux Essays sur l'Entendement humain, Chap. 1, daß er durch den Spinoziſtiſchen Pantheismus veranlaßt wäre den Carteſiſchen Dualismus aufzugeben: Il faut, que je vous dise pour nouvelle que je ne suis plus Cartésien. — Vous savez que j'étois allé un peu trop loin autrefois, et que je commençois à pencher du côté des Spinozistes. Wozu auch die folgende Stelle aus einem Briefe an Nicaiſe, 1697: Aussi peut on dire, que Spinoza n'a fait que cultiver certaines semences de la philosophie de Mr. Descartes, de sorte, que je crois qu'il importe effectivement pour la religion et pour la piété, que cette philosophie soit châtiée par le retranchement des erreurs qui sont mêlés avec la vérité. Auch aus kürzeren Aufſätzen und Abhandlungen findet ſich einer: de primae philosophiae emendatione deque notione *Substantiae*, wo Leibnitz zeigt, daß die Metaphyſik einer weſentlichen Reformation bedürfe, und daß dieſe von dem Grundbegriffe der Subſtanz ausgehen müſſe, deſſen bisherige Vieldeutigkeit zu den widerſprechendſten Anſichten geführt habe. Endlich erklärt ſich Leibnitz über das Verhältnis ſeiner Philoſophie gegen die des Spinoza in einem Briefe an Bourguet folgendermaßen: Durch die Monadologie wird der Spinozismus umgeſtoßen, denn ſoviel Monaden, ſoviel wirkliche Subſtanzen oder unzerſtörbare gleichſam lebendige Spiegel des Univerſums oder konzentrierte Welten ſind vorhanden, da es hingegen nach Spinoza nur eine einzige Subſtanz geben kann. Wären keine Monaden, ſo hätte Spinoza recht, und alles außer Gott würde vorübergehend ſein und als zufällige Beſchaffenheit oder Modifikation verſchwinden, weil den Dingen ein eigener Grund des Beſtehens, die Subſtanz, fehlte, der durch die Monaden gegeben wird.

Am einleuchtendſten aber geht aus der Eigenthümlichkeit des Leibnitziſchen Grundbegriffs von der Subſtanzialität, welcher auf den Grundbegriff der Monadologie führte, hervor, daß und wie dieſe letztere ſowohl durch den Spinoziſtiſchen Pantheismus, als durch den Carteſiſchen Dualismus veranlaßt, daß und wie ſie von ihrem Grund

aus darauf angelegt ist das Fundament dieser beiden Lehrgebäude zu untergraben.

Leibnitz erklärt nämlich die Substanzialität als solche für die in der unteilbaren und darum auch ausdehnungslosen Einheit des unwandelbaren Wesens oder Seins gegründete Wirksamkeit. Die Ausdehnung ist ihm nur die Aggregation unausgedehnter Substanzen, und kommt den Aggregaten nur in ihrer Erscheinung zu; die Bewegung ist ihm nichts als äußere Veränderung, die nur in jenen Aggregaten vor sich geht. Dadurch schließt er die Ausdehnung aus der Substanzialität und die Bewegung aus den Modifikationen der Substanz, welche nur in den inneren Veränderungen bestehen können, schlechthin aus, und es bleibt ihm für das Wesen der Substanzialität nicht mehr und nicht weniger übrig, als der Charakter eines ausdehnungslosen und vorstellenden Wesens, welches er die Monas nennt.

Dadurch war nun ein Gemeinschaftliches der endlichen Wesen mit den unendlichen, welches in beiden die Substanzialität ist, und wodurch sie beide Substanzen sind, gewonnen. Die endlichen Substanzen als die endlichen sind veränderlich, aber sie sind es nur in ihren inneren Modifikationen, in ihren Vorstellungen. Sie machen verschiedene Klassen der Monaden aus, je nachdem sie entweder nur eines dunkeln bewußtlosen Vorstellens oder eines klaren aber nur sinnlichen, und als solchen undeutlichen Vorstellens, oder aber bei diesem klaren auch eines deutlichen, und als solchen intellektuellen Vorstellens fähig sind. Jede endliche Monas besteht ihrer subsistierenden Realität, folglich ihrer positiven Wirksamkeit und ihrem eigentlichen Wesen nach nur durch die Wirksamkeit der unendlichen Monas, durch deren Verstand die Möglichkeit einer jeden endlichen in Beziehung auf jede andere und das ganze Weltall berechnet, und durch deren Willen, — das heißt nach Absicht handelnde, verstandesmäßig wirkende Allmacht — das aus jenen endlichen Monaden bestehende Weltall zur Wirklichkeit gebracht ist. Auf diese Weise war also die Körperlichkeit von dem Range der Substanzialität, an welcher sie der Dualismus teilnehmen läßt, völlig entkleidet, zugleich aber jedes endliche Wesen, als ein Vorstellendes, mit diesem Range bekleidet, ohne dasselbe dadurch dem Wesen nach mit dem Unendlichen zu mischen. Die Gottheit war

von der Ausdehnung, womit sie im Spinozismus behaftet ist, und selbst auch von dem Raum, als Attribut ihres Wesens befreit, ohne sie dadurch in die Notwendigkeit zu setzen (wie im Dualismus) durch die ausgedehnten Substanzen etwas ihrer Natur durchaus Entgegengesetztes, ein durchaus träges (vim inertiae), totes und in bloßer Modifikabilität d. i. Bestandlosigkeit bestehendes — Unwesen, als eine Art von Wesen zu erschaffen.

Bei aller dieser sehr bedeutenden Entfernung der Monadologie vom Dualismus und dem Pantheismus blieb nichtsdestoweniger eine sehr bedeutende Verwandtschaft zwischen diesen metaphysischen Lehrgebäuden übrig, welche hier keineswegs mit Stillschweigen übergangen werden darf. Wie Spinoza und Des Cartes, so läßt auch Leibnitz das Wesen der Gottheit, anstatt dasselbe für an sich selber unbegreiflich zu erklären, und nur in seiner Beziehung auf die Natur, d. h. im Verhältnis zum Wesen der Dinge, als das Urwesen, folglich als das **Prinzip** der Möglichkeit und der Wirklichkeit anzuerkennen — in der absoluten Möglichkeit und Wirklichkeit, selbst bestehen. Auch er überträgt die Möglichkeit und Wirklichkeit, welche nur durch Gott, folglich ebenso unmischbar als untrennbar mit und von Gott Möglichkeit und Wirklichkeit ist — auf Gott an sich selber, legt sonach dem Prinzip als solchem, den Charakter des Prinzipiatums als solchen, dem Urwesen das Wesen der Dinge, nicht das Sein bei, in welchem sich das Urwesen als solches über dem Wesen der Dinge, Gott über der Natur, der Urheber des Möglichen und Wirklichen über dem Möglichen und Wirklichen, das Unbegreifliche über dem Begreiflichen ankündigt. Diesen Keim des Pantheismus trug Leibnitz unvermerkt aus dem Carteſischen Lehrgebäude in das seinige herüber, überlieferte denselben den künftigen, durch sein Lehrgebäude eingeleiteten Fortschritten der Spekulation, in welcher derselbe auch von Zeit zu Zeit auf mancherlei Weise zum Vorschein kommt, bis er endlich in dem neuesten Produkte desselben, in dem durch Schelling Spinozisierten Fichtismus und Fichteſierten Spinozismus zu seiner vollständigen Reife gelangte. — Nicht weniger hat das Leibnitzische System mit dem Spinozistischen und Carteſischen gemein, daß dasselbe, wie diese beiden, das Denken, welches freilich als das menschliche Denken, als unser Denken durch das Vorstellen be-

dingt und nicht außer dem Vorstellen anzutreffen ist, an sich selber in nichts als in einem Vorstellen bestehen läßt; und eben darum die im Denken und durchs Denken bestehende Möglichkeit auf die Vorstellbarkeit als solche einschränkt. (Es ist nichts denklich, was nicht vorstellbar ist.) In dieser Rücksicht unterscheidet sich die Monadologie von den beiden ihr vorhergegangenen metaphysischen Systemen nur dadurch, daß sie die durch die Möglichkeit bestimmte Wirklichkeit ausschließend in dem durch die bloße Vorstellbarkeit bestimmten Vorstellen, und also die Substanz in der vorstellenden Kraft bestehen läßt; während durch die beiden anderen Systeme die Ausdehnung sowohl als die Vorstellung zum Charakter der durch Möglichkeit bestimmten Wirklichkeit, sonach der Substanz als solcher erhoben wird.

Das Vorstellen, und nur das Vorstellen behauptet also auf der Stufe, auf welche die Spekulation durch Leibnitz befördert worden ist, den Rang des ersten in der Erkenntnis und des einzigen in der Substanz oder im subsistierenden Sein. Die Vorstellbarkeit tritt als die Möglichkeit an sich, und die vorstellende Kraft als das Wesen von allem, was ein Wesen hat — von der Gottheit bis zum Sonnenstäubchen herunter, in der Metaphysik auf. Zwar hat Wolff, dem die Leibnitzische Philosophie die ganze Einkleidung, unter welcher sie eine Zeit lang auf den deutschen Kathedern geherrscht hat, verdankt, die vorstellende Kraft der leiblosen und die bloßen Elemente der Körper ausmachenden Monaden (Monadum nudarum et sopitarum) als eine dem gemeinen Menschenverstande unverdauliche Paradoxie, ohne Nachteil für das übrige System, dahingestellt sein lassen zu können geglaubt. Allein er hatte dadurch, ohne es zu wissen und zu wollen, die ganze Substanzialität der Elemente, denen nun nichts als die bloße Ausdehnungslosigkeit übrig blieb, aufgehoben, und damit bewiesen, daß ihm das Leibnitzische System mehr nach den dem gemeinen Verstande zugänglichen Resultaten, als nach seinem Grund und Wesen bekannt und verständlich war.

Was das Vorstellen dadurch in seiner Alleinherrschaft verloren zu haben schien, daß Wolff Bedenken trug auch den Elementen der Körper Vorstellungen beizulegen, das gewann dasselbe auf der andern Seite wieder mit Wucher dadurch, daß der Encyklopädist und

Methodologe der deutschen Philosophie die empirische Psychologie in die Metaphysik selber einführte und als einen wesentlichen Bestandteil derselben geltend machte.

Die Leibnitz-Wolffische Philosophie (Metaphysik), welche auf diese Weise und im Anfang nur nach einem ihrer Bestandteile aus lauter empirischen Kenntnissen bestand, nahm bald darauf durch ihre späteren Bearbeiter aus dieser Schule auch in ihre übrigen Fächer empirische Kenntnisse auf, und je schneller und plötzlicher die empirische Psychologie angebaut worden war, desto mehr glaubten die Metaphysiker die reiche und neue Ausbeute zur Ausfüllung mancher Lücken der metaphysischen Erkenntnis, zur Aufklärung mancher Dunkelheiten in ihren Grundbegriffen, zur Befruchtung mancher unfruchtbaren Lehrsätze und nicht weniger auch zur Belebung und zur Popularisierung ihrer trockenen, und bis dahin nur sehr wenigen Köpfen erreichbaren Wissenschaft benutzen zu können und zu müssen.

Als die englische von der Metaphysik getrennte, und derselben offenen Krieg ankündigende Psychologie den empirischen Dogmatismus Lockes und deren Abkömmling, den Humischen Skepticismus an die Stelle der Metaphysik selber zu setzen anfing, fand dieselbe, indem sie nach Deutschland herüber kam, daselbst auch schon die Leibnitz-Wolffische Metaphysik bis zur Sättigung mit empirischer Psychologie gemischt und durchdrungen. Es war damit so weit gekommen, daß bald darauf der scharfsinnige Lambert in seinem System der Vernunftkenntnis die Vereinigung von Lockes einfachen Vorstellungen mit Leibnitzens angeborenen Ideeen nicht nur nicht widersprechend, sondern auch unvermeidlich fand. Die Metaphysik verleugnete in der Menge ihrer öffentlichen Lehrer auch in Deutschland immer mehr und mehr ihre Natur, entsagte in den Kompendien, in welchen sie herkömmlich mit den Logiken verbunden ward, feierlich sogar der Methode des Systems, erklärte die Erfahrung für die Quelle aller Wahrheit und Gewißheit, und legte die Lehre von Gott und Unsterblichkeit, welche in dem akademischen Vortrage und folglich auch in den Kompendien nicht vermißt werden durfte, dem Orakel, das ihr der gemeine und gesunde Verstand hieß, in den Mund. Vergebens versuchte es ein und der andere tiefsinnigere und geistvollere Kopf, das Sein an sich, und die dasselbe erkennende und bekennende Vernunft in merkwürdigen und

lehrreichen Untersuchungen über die Natur gegen den immer mehr und mehr um sich greifenden Empirismus zu retten. Der hauptsächliche Erfolg ihrer Bemühungen waren schätzbare Bereicherungen der empirischen Psychologie und die Beschleunigung jener merkwürdigen Koalition zwischen dem Humischen Skepticismus, dem Lockischen Empirismus und dem Leibnitzisch-Wolffischen Rationalismus, welcher endlich in seiner völligen Reife unter dem Namen und Charakter des empirischen Realismus, welcher der transcendentale Idealismus ist, durch Kants Kritik der reinen Vernunft aufgestellt worden ist.

Dritter Abschnitt.

Widerlegung des Spinozismus durch die kantische Philosophie.

Ehe Kant alle Beweise vom Dasein Gottes untergrub, legte er diesen Beweisen in seiner 1763 herausgegebenen Abhandlung über den einzig möglichen Beweisgrund für das Dasein Gottes ein neues Fundament unter. Das Eigenthümliche dieses neuen Fundaments ist merkwürdig, weil es Aufschluß giebt über den Entstehungsgrund der bald darauf folgenden Opposition gegen die Metaphysik, und über die an ihrer Stelle folgende Transcendentalphilosophie.

Zur Eigenthümlichkeit dieses neuen Beweisgrundes des Daseins Gottes gehört insbesondere, daß aus demselben keine anderen Eigenschaften des notwendigen Wesens hervorgehen, als die dem pantheistischen Gott mit dem theistischen gemeinschaftlich sind. Kant selbst gesteht dieses dadurch, daß er die Gründe für die geistige Natur des notwendigen Wesens keineswegs aus diesem einzig möglichen Beweisgrunde, sondern außerhalb desselben herleitet.

Betrachtung IV, 51, heißt es unter der Überschrift: Das notwendige Wesen ist ein Geist, daß verschiedene Beweise geführt werden können, daß zum notwendigen Wesen auch die Eigenschaften des Verstandes und Willens gehören; denn

1) beides ist wahre Realität, und beides kann mit dem größten Möglichen in einem Dinge zusammen bestehen, welches letztere man durch ein unmittelbares Urteil des Verstandes ein-

zuräumen sich gedrungen fühlt, ob es zwar nicht füglich zu derjenigen Deutlichkeit gebracht werden kann, welche logisch vollkommene Beweise erfordern.

2) Hätte das notwendige Wesen keinen Verstand und Willen, da einige unter den nicht notwendigen Dingen z. E. die Menschen sie besitzen, so würde die Folge den Grund übertreffen, welches ungereimt und unmöglich ist.

3) Es scheint, daß der Grund der äußern Möglichkeit der Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit in allem, was möglich ist, nicht zugänglich ist, wofern in demselben nicht ein dem Verstande gemäßer Wille vorausgesetzt wird. Kant fühlte, wie es scheint, daß es ihm unmöglich sei, das Beweisende dieser Gründe zur Deutlichkeit, die ein logischer Beweis erfordert, zu erheben, welches aus der öftern Wiederholung erhellt: Es sei nicht seine Absicht dergleichen förmliche Demonstration aufzustellen, die zur Überzeugung von Gott gar wohl entbehrt werde. Er wolle nur den Fußsteig bahnen, auf welchem allenfalls eine solche Demonstration zu finden wäre. — Allein zu diesem Behufe hätte die Demonstration entkräftet werden müssen, durch welche Spinoza zu zeigen versucht hat, daß Verstand und Willen dem notwendigen Wesen widersprechen, und daß daher das unmittelbare Urteil, welches beide dem notwendigen Wesen beilegten, nicht aus dem Verstande, sondern aus der Phantasie hervorgehe. Es hätte gegen Spinoza dargethan werden müssen, daß Verstand und Willen keine Determinationen, und als solche keine Einschränkungen des **Vorstellens** sind, und also im unendlichen und uneingeschränkten Vorstellen stattfinden können. Allein Kant, der infolge seiner Kritik voraussetzt, daß das Denken an sich nichts als subjektives Thun des Vorstellenden sei, und der den Verstand in einer bloßen Modifikation des Vorstellungsvermögens bestehen ließ, würde eben dadurch auf einen seinem Kriticismus entgegengesetzten neuen Weg gelangt sein, wenn er einen Beweis, daß der Verstand wirklich etwas anders als eine Determination im Vorstellen und des Vorstellens sei, gesucht und gefunden hätte.

Es versteht sich von selbst, daß der zweite und dritte oben angeführte Moment des Beweises für den Verstand des notwendigen Wesens zugleich mit dem ersten von selber wegfallen, wenn der Ver-

ſtand als ſolcher Determination, und als Determination Beſchränkung des Vorſtellens iſt, und als Beſchränkung des Vorſtellens dem unendlichen Vorſtellen widerſpricht, das dem notwendigen Weſen, als ſolchem, zukommt. Der Ausdruck: Es ſcheint, der beim dritten Moment gebraucht iſt, ſcheint anzuzeigen, er habe gefühlt, daß es ihm unmöglich ſein würde, die Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit auf alles, was möglich iſt, auszudehnen, und den Grund derſelben nicht in einem unverſtändigen Urweſen aufzuſuchen, wenn der Grund der Ordnung in einem verſtändigen geſucht wird.

Um nun zur eigenthümlichſten Eigenthümlichkeit des Kantiſchen Beweisgrundes, von dem wir nun zwar wiſſen, daß er keine Widerlegung des Spinozismus enthält, durch den wir aber eine unvermutete und befriedigende Aufklärung über den Entſtehungsgrund des Kriticismus und über die demſelben eigenthümliche Weiſe, den Spinozismus zugleich mit der Metaphyſik zu widerlegen, zu erwarten haben.

Der neue Beweis ſchränkt ſich auf die Begründung des Satzes ein: Es exiſtiert ein ſchlechterdings notwendiges Weſen, und iſt § 2 der dritten Betrachtung auf folgende Weiſe aufgeſtellt. „Alle Möglichkeit ſetzt etwas Wirkliches voraus, worin und wodurch alles Denkliche gegeben iſt. Demnach iſt eine gewiſſe Wirklichkeit, deren Aufhebung ſelbſt alle innere Möglichkeit überhaupt aufheben würde. Dasjenige aber, deſſen Aufhebung oder Verneinung alle Möglichkeit vertilgt, iſt ſchlechterdings notwendig; demnach exiſtiert etwas abſolut notwendigerweiſe.“

Der erſte Satz als Norm des Beweiſes: Alle Möglichkeit ꝛc., iſt allerdings in der Metaphyſik völlig neu; denn die Metaphyſiker nahmen bisher an, die Möglichkeit, als ſolche, gehe der Wirklichkeit, als ſolcher, vorher; das Möglichſein ſei das natura prius des Wirklichſeins. Niemand hatte bisher eine von der Wirklichkeit beſtimmte Möglichkeit behauptet, eine Möglichkeit, die unter der Wirklichkeit ſtände, ja gar durch eine Wirklichkeit möglich erſt würde. — Der Beweisgrund für dieſen in der Metaphyſik neuen Satz mußte auch neu ſein. Er beſteht indeſſen in nichts anderem, als in der nun allgemein geltenden durch Kant 1763 ſchon gebrauchten Unterſcheidung der Möglichkeit in die formelle, welche auch die logiſche ſein und heißen kann, und in nichts als der Vereinbarkeit ohne

Vereinbarliches bestehen soll; und in die materielle, welche auch die reelle heißen und sein, und in dem Vereinbarlichen selber bestehen soll. Daher war es leicht darzuthun, daß die Möglichkeit wegfalle, nicht allein wenn ein innerer Widerspruch als das Logische der Unmöglichkeit anzutreffen, sondern auch wenn kein Materiale, kein Datum zu denken da ist, und daß dasselbe zur Realität der Möglichkeit selbst eine Wirklichkeit voraussetzt, die, weil ohne sie die Möglichkeit real unmöglich würde, schlechthin notwendig sein müßte.

In eben dieser Unterscheidung der Möglichkeit in das Formale und Reale derselben und in der daraus hervorgehenden Entgegensetzung des Realen mit dem Logischen besteht auch der Grundbegriff, mit dem der Kriticismus, welcher nichts als die konsequentere und fruchtbarere Anwendung ist, und durch welchen das leitende Prinzip aller unserer Philosophie in Deutschland geworden ist. Durch diese Unterscheidung und in derselben besteht der Übergang der spekulativen Philosophie von dem idealen Realismus des Leibnitz in den transcendentalen Idealismus des Kant, welcher empirischer Realismus ist, der Übergang von der Beschränkung des Möglich- und Wirklichseins auf die vorstellenden Substanzen, zur Beschränkung desselben auf den bloßen Zustand des Bewußtseins und Vorstellens, der Übergang vom Substanzialisieren des Vorstellens zum Idealisieren der Substanzialität selber.

Die psychologische Bemerkung, daß das Gemüt im Zustande des Denkens thätig, die Empfindung aber leidend sich verhalte, war in dem Zwischenraume zwischen Wolff und Kant allgemein angenommen als ein Axiom. Die Bemerkung, daß das Denken in uns nicht ohne merkliches Zuthun des Ichs vor sich gehe, welches Zuthun in dem Verhältnisse merklicher wird, jemehr der Zustand des Gemüts in den Zustand des Denkens übergeht, so daß in dem Zustande der Spekulation oder des sogenannten Selbstdenkens — das Denken, als Denken, nichts als bloßes Thun des Ichs zu sein scheint: diese Wahrnehmung hatte schon längst, bei den Empirikern sonderlich, den Fehlschluß veranlaßt, daß das Denken, als Denken, wirklich nichts anderes als ein subjektives Thun des Menschen sei. Dieser Fehlschluß kommt der obigen Unterscheidung in die formale und materiale so gut zustatten, und diese Unterscheidung auch jenem Fehlschlusse, daß beide in ihrer Unzertrennlich-

keit mit einander als eine und ebendieſelbe keines Beweiſes fähige Grundwahrheit auftreten. Die Kantiſche neuentſtandene formale Möglichkeit, die Vereinbarkeit ohne das Vereinbarliche, iſt die Form der Thätigkeit des vorſtellenden Ichs, als des Denkenden, die reine Form des Denkens, das reine Logiſche an demſelben; und das, wodurch das Denken Denken iſt, das Weſen desſelben war nun die lautere Subjektivität — Spontaneität im Ich und des Ichs. — Aber eben dadurch kann nun die reale oder, wie ſie nun auch heißt, die materiale Möglichkeit, über und außer dem Denken, als Denken, zu ſtehen, und mußte erſt als ein Nichtdenken zum Denken hinzukommen, wenn dieſes mehr als leere Formel ſein ſollte, und ſie fiel eben dadurch dem ſinnlichen Anſchauen und dem Empfinden anheim, und dieſe Anſchaulichkeit und Empfindbarkeit im Gegenſatz mit der Denkbarkeit, trat als die reale Möglichkeit im Gegenſatz mit der logiſchen auf. Nun war alſo die logiſche und metaphyſiſche Realität, welche bisher dem Sein an ſich ſelber nach eins und ebendasſelbe waren, geſchieden, aus der logiſchen bloße Form der Spontaneität, aus der metaphyſiſchen die empiriſche geworden, und das der Erfahrung zum Grunde liegende Intellektuelle unter dem Namen des Transcendentalen in die Form der Rezeptivität und Spontaneität des Ichs übergegangen. Das Sein an ſich, das von menſchlichen Vorſtellungen und Thun und Laſſen des Menſchen unabhängige Sein, dem man ſonſt dieſes Thun und Laſſen unterwerfen zu müſſen glaubte, wenn dasſelbe als Erkennen und Handeln wahrhaft vernünftig ſein ſollte, das Sein an ſich wurde nun für etwas außer den Grenzen des geſamten Vorſtellungsvermögens Liegendes erklärt, welches ſowohl dem durch ſeinen Begriff an die Sinnlichkeit gebundenen Verſtande, als auch der durch ihre Ideeen an dieſe Begriffe gebundenen Vernunft ſchlechthin unerreichbar iſt, und die nun ausgemeſſene, völlig ergründete intellektuelle Kraft überſteigt (das Transcendente iſt).

Mit der als transcendent abgefertigten und auf die unmögliche Erkenntnis des Seins an ſich ausgehenden Metaphyſik überhaupt, war nun auch der Spinozismus widerlegt. Der Pantheismus war zugleich mit dem Dualismus, und auch der ideale Realismus mit dem allgemeinen Materialismus und mit dem empiriſchen Skepticismus untergraben durch die Entdeckung und Erſchöpfung des Trans-

cendentalen, welches in der allen menſchlichen Subjekten gemeinſchaftlichen Form des Vorſtellens beſteht, und inſofern über das Individuelle und Zufällige zu einem Allgemeinen und Notwendigen der Subjektivität hinausgeht, ohne über die Subjektivität als ſolche hinauszugehen, oder in der Sprache des Kriticismus, zu transcendentieren.

Bekanntlich ſtellt der Kriticismus, nachdem er die Erkenntnis des Seins an ſich und mit derſelben alles Wiſſens, daß Gott iſt oder daß er nicht iſt, als unmöglich erwieſen hat, den praktiſchen Vernunftglauben als ein Poſtulat der praktiſchen Vernunft auf, welche als dieſe, vermöge des Kriticismus, die abſolute Selbſtthätigkeit des Willens iſt; und die Gottheit iſt in dieſem Glauben und für denſelben das Prinzip, durch welches das Phyſiſche der Sinnenwelt dem Geſetz der Selbſtthätigkeit des Willens, als dem Moraliſchen unterworfen wird. Allein wer durch dieſen praktiſchen Glauben den wirklichen Glauben des Gewiſſens an Gott gründlicher erklärt und beſtätigt findet, als durch das Spinoziſtiſche Wiſſen: daß Gott iſt, der muß notwendig vergeſſen haben, daß er als kritiſcher Philoſoph ſowohl die phyſiſchen Geſetze, als auch das moraliſche Geſetz einzig und allein aus der Rezeptivität und Spontaneität des Ichs abgeleitet habe, daß ihm dieſe Geſetze an ſich nichts ſind und ſein können als die Formen der Subjektivität, und daß er eben darum auch durch die in der Selbſtthätigkeit des Willens beſtehende praktiſche Vernunft der Gottheit kein Sein an ſich beilegen könne. Kant, der dieſes in der Kritik der praktiſchen Vernunft noch vergeſſen zu haben ſcheint, erinnerte ſich in der Folge auf eine unverkennbare Weiſe daran, indem er in ſeinen metaphyſiſchen Anfangsgründen der Sittenlehre ausdrücklich erklärte, daß der praktiſche Glauben keineswegs das Fürwahrhalten ſei: daß Gott iſt, ſondern nur das Handeln durch den Willen als **ob Gott wäre.**

Da die Kantiſche Transcendentalphiloſophie mit der aus ihr hervorgegangenen Fichteſchen Wiſſenſchaftslehre durch die Unterſcheidung der Möglichkeit in die formale und materiale ſteht und fällt, ſo wollen wir, ehe wir das Eigenthümliche der Wiſſenſchaftslehre in Erwägung ziehen, erſt noch einen prüfenden Blick auf jene Unterſcheidung werfen.

Die Möglichkeit als ſolche und die Wirklichkeit als ſolche

sind an sich selber untrennbar und unmischbar. Allein in dem sie **verkennenden** und nur *scheinbar* **erkennenden Vorstellen** werden sie unter dem *Scheine* der Unterscheidung getrennt, und unter dem Scheine der *Vereinigung gemischt*. Das moderne spekulative Hirngespinst der Formalität und Materialität der Möglichkeit ist nichts als die Trennung und Mischung der Möglichkeit und der Wirklichkeit unter dem Schein der Unterscheidung und Vereinigung von beiden. Die Möglichkeit wird zu der sogenannten formellen Möglichkeit, indem sie von der Wirklichkeit im Vorstellen getrennt, sonach als die Möglichkeit ohne die Wirklichkeit, als die bloße Möglichkeit vorgestellt wird. Die Möglichkeit wird zur sogenannten *materialen* Möglichkeit, indem sie mit der Wirklichkeit im Vorstellen gemischt, sonach als die zur Wirklichkeit erhobene verwirklichte, als die mehr als mögliche Möglichkeit vorgestellt wird. Diese Mischung und jene Trennung setzen einander gegenseitig voraus, und jede wird durch die andere herbeigeführt. Das Sein, welches *als das wahre*, als das *Sein*, wie es *an sich* ist, in dem Möglichsein und Wirklichsein, beides ungemischt und ungetrennt (welche nicht eines das andere, aber auch nicht ohne einander sind) mit einander besteht, das Sein wird durch das Trennen der Möglichkeit von der Wirklichkeit der Möglichkeit als solcher *entzogen*, *abgenommen*, *abgesprochen*, und ausschließend der *Wirklichkeit* als solcher zugeteilt, beigelegt, aufgetragen. Mit jenem *seinlosen*, *leeren*, *unfruchtbaren*, zu einer bloßen Form im Vorstellen und des bloßen Vorstellens gewordenen Möglichkeit findet sich denn auch noch eine andere Möglichkeit ein, welche mit dem in die bloße Wirklichkeit übergegangenen Sein befruchtet, und vermittelst dieses *Seins* mit der Wirklichkeit gemischt, weder die Möglichkeit noch die Wirklichkeit, sondern die *materiale* und als solche auch die *reale Möglichkeit* heißt. Allein sowohl diese Möglichkeit, welche für die mehr als logische, als auch jene *formelle*, welche für die *bloße logische Möglichkeit* gilt, ist nur *eingebildete Möglichkeit*, an sich unmögliche, eigentlich unlogische Möglichkeit. Die an sich selbst mit der Wirklichkeit unmischbare und untrennbare Möglichkeit, ist die Möglichkeit als die Möglichkeit, und gelangt nur als ungemischt und ungetrennt im Vorstellen mit der Wirklichkeit, als die wahre Möglichkeit zum Bewußtsein. Wer sie

in der Unmischbarkeit mit der Wirklichkeit die logische, und in der Untrennbarkeit mit der Wirklichkeit die reelle nennen will, der darf nicht vergessen, daß sie in ihrer Unmischbarkeit wie in ihrer Untrennbarkeit mit der Wirklichkeit als die Möglichkeit nur eine und ebendieselbe ist, und daß ihm die Möglichkeit als solche verloren geht, wenn er sie von der Wirklichkeit trennend, diese bloße formale Möglichkeit als die logische annimmt, und mit der Wirklichkeit mischend, diese verwirklichte oder materielle Möglichkeit als die reelle annimmt, ohne sich um das, was die Möglichkeit als die Möglichkeit sein möchte, zu bekümmern.

Vierter Abschnitt.

Widerlegung des Spinozismus durch die Fichtesche Philosophie.

Kant, wie bewußt, gab der logischen Möglichkeit den Charakter der formellen und sonderte sie von der reellen Möglichkeit, unter dem Charakter der materiellen ab, und ließ dabei die formelle in der bloßen Form der Spontaneität des vorstellenden Subjekts, die materielle aber in den zu jener hinzukommenden Empfindungen, die den Stoff der sinnlichen Anschauung ausmachen, bestehen. Er hatte dadurch die gesamte Möglichkeit, die materielle wie die formelle in das vorstellende Subjekt versenkt. Er erklärte nichtsdestoweniger die Empfindung selber für einen Zustand des vorstellenden Subjekts, dessen Grund außer der Rezeptivität und Spontaneität in Dingen an sich, folglich in einem Sein aufzusuchen sei, dem sie die logische sowohl, als die reelle Möglichkeit abspricht. Von diesem Widerspruche hat Fichte dadurch die transcendentale Philosophie befreit, daß er das Nicht-Ich, was durch die Empfindung im Ich vorausgesetzt wird, nur für eine Einschränkung des Ichs erklärte, und als solche aus einem Akte des sich selbst bestimmenden, beschränkenden, an sich aber in lauter Selbstthätigkeit bestehenden reinen Ichs entstehen läßt. Er belehnte somit die Spontaneität des Ichs nicht nur mit der Synthesis, womit sie bereits Kant belehnt hatte, sondern auch mit der Thesis und Antithesis, und leitete vermittelst dieser drei im Ich und durchs Ich bestehenden Funk-

tionen alles Erkennen und Sein aus der Ichheit ab. Das Verhältnis dieser absoluten Subjektivitätslehre zu der absoluten Objektivitätslehre des Spinoza wird durch Fichte selber beschrieben in seiner Wissenschaftslehre, wie folgt.

Darin besteht nach Fichte das Wesen der kritischen Philosophie, daß ein absolutes Ich als schlechthin unbedingt und durch nichts Höheres als bestimmbar aufgestellt werde, und wenn diese Philosophie aus diesem Grundsatze konsequent folgert, so wird sie Wissenschaftslehre. Im Gegenteil ist diejenige Philosophie **dogmatisch**, welche dem Ich an sich etwas gleich und entgegensetzt, und dieses geschieht in dem höher sein sollenden Begriff des Dinges an sich (Ens), der zugleich völlig willkürlich als der erste aufgestellt wird. Im kritischen Systeme ist das Ding (das nicht bloß formelle Mögliche) das ins Ich gesetzte; im dogmatischen dasjenige, worin das Ich selbst gesetzt wird. Der Kriticismus ist darum immanent, weil er alles in das Ich setzt, der Dogmatismus deshalb transcendent, weil er über das Ich hinausgeht. Insofern der Dogmatismus konsequent sein kann, ist der Spinozismus das konsequenteste Produkt desselben. — Spinoza setzt den Grund der Einheit des Bewußtseins in eine Substanz, in welcher dasselbe sowohl der Materie, der bestimmten Reihe der Vorstellungen nach, als auch der Form, der Einheit nach, notwendig bestimmt ist. Aber ich frage ihn, was denn dasjenige sei, was wiederum den Grund der Notwendigkeit dieser Substanz enthalte? Für diese Notwendigkeit giebt er mir wiederum keinen Grund an, und sagt, es sei schlechterdings so, und er sagt das, weil er gezwungen ist etwas absolut Festes, eine höchste Einheit anzunehmen. Aber wenn er das will, so hätte er ja gleich bei der ihm im Bewußtsein gegebenen Einheit stehen bleiben sollen, und hätte nicht nötig gehabt eine höhere zu erdichten, wozu ihn nichts trieb. Ohnstreitig hat hier Fichte nicht bedacht, daß Spinoza, welcher bekanntlich unter der Substanz das notwendige Wesen, als den Grund von allem, was eines Grundes fähig und bedürftig ist, versteht, die Frage nach dem Grunde der Substanz durchaus ungereimt finden würde. Was der Grund von allem ist, ist dem Spinoza eben deswegen auch der Grund der Einheit des Bewußtseins, und des Bewußtseins selber, inwiefern beides nicht mit Irrtum behaftet und sonach grundlos ist. Auf die Frage

aber, warum er nicht bei der Einheit des Bewußtseins stehen geblieben sei, würde er, im Fall er die Wissenschaftslehre gelesen hätte, geantwortet haben, weil er denn diese Einheit unter dem Namen des absoluten Ichs, sich selbst hätte setzen lassen müssen — eine Ungereimtheit, zu welcher er sich durch nichts getrieben fühlte.

Der theoretische Teil (versichert Herr Fichte) unserer Wissenschaftslehre ist wirklich systematischer Spinozismus, nur daß eines jeden Ich selber die einzige höchste Substanz ist. Aber unser System fügt einen praktischen Teil hinzu, der den ersten begründet und bestimmt, die ganze Wissenschaft dadurch vollendet, alles, was im menschlichen Geist angetroffen wird, erschöpft und dadurch **den allgemeinen Menschenverstand** (sage den **gemeinen Menschenverstand**), der durch alle Vorkantische Philosophie beleidigt, durch unser theoretisches System aber ohne jemalige Hoffnung der Versöhnung wie es scheint, mit der Philosophie entzweit wird, vollkommen mit derselben wieder aussöhnt. Der besagte praktische Teil zeigt nämlich, daß aus dem reinen Ich, welches als das reine nur auf dem Standpunkte der Spekulation oder des philosophischen Selbstbewußtseins zum Bewußtsein gelangt, **für** das empirische Ich und auf dem Standpunkt desselben (folglich fürs nichtphilosophische oder gemeine Bewußtsein) die moralische Weltordnung deduziert werde, welche die eigentliche Gottheit sei. Auf diese in der moralischen Welt bestehende Gottheit werde der Grund von allem aus dem reinen Ich, das eigentlich dieser Grund ist, übertragen, damit das empirische Ich das absolute Selbsthandeln seiner empirischen Natur ohngeachtet zur Triebfeder und Richtschnur seines Wollens annehmen könne. Das empirische Ich **soll** nämlich durch sein Wollen, nach der Weise des reinen Ichs d. h. absolut selbstthätig handeln, denn in diesem besteht ja das moralische Gesetz und seine von Kant entdeckten und von seinem Zeitalter angestaunten kategorischen Imperative, von dem nach dem sogenannten moralischen Selbstbewußtsein eines jeden, der sein Selbst gehörig zu achten versteht, keine Appellation weiter stattfindet. Aber das empirische **Ich** kann eben darum, weil es empirisch ist, das, was dasselbe jenem Wollen zufolge soll, nur dann und sofern, wenn und wiefern jenes Nicht-Ich unter demselben Sollen steht, und insbesondere das vom empirischen Ich unabhängige Physische

der Welt, derselben Form der absoluten Selbstthätigkeit unterworfen ist, nach welcher das empirische Wollen soll. Das empirische Ich muß also eine sich das Physische unterwerfende Weltordnung glauben d. h. bei seinem Wollen annehmen. Dieses Glauben ist dem empirischen Ich um so gewisser möglich, je weniger dasselbe als empirisches Ich auch nur das geringste von dem reinen Ich weiß und wissen kann, und also auch nicht weiß und nicht wissen kann, **woher** jenes Gesetz des Selbsthandelns entspringt. Nur das philosophische Ich, welches sich auf den reinen und den empirischen Standpunkt versetzen kann, weiß, daß die moralische Weltordnung und das absolute Ich an sich selber eins und dasselbe ist, und daß der Unterschied von beiden nur von der Verschiedenheit zwischen der praktischen und theoretischen Ansicht herrührt.

Was also im Spinozistischen Wissen und für dasselbe die absolute Objektivität unter dem Namen und Charakter der Gottheit ist, das ist dem Fichteschen und Kantischen Wissen die absolute Subjektivität unter dem Namen und Charakter der reinen Vernunft. Diese reine Vernunft kennt und erkennt durch ihr Wissen nichts als sich selber, und sich selber für nichts als die subjektive Absolutheit und die absolute Subjektivität. Sie ist die bloße Selbstthätigkeit des Menschen, die Spontaneität des Ichs und weiß, daß sie dieses und nichts anderes ist. Aber dieses weiß sie nur im Wissen, nur in der philosophischen Erkenntnis, nur im Spekulieren. So wie sie aus dem Zustand des Wissens heraus, und in den Zustand des Wollens herübergeht, muß ihr das absolute außer und über der Subjektivität, folglich als absolute Objektivität erscheinen, und an die Stelle des Wissens, daß das Absolute an sich selbst subjektiv ist, das Glauben, daß das Absolute an sich selbst objektiv ist, eintreten. Nach Spinoza hat die absolute Objektivität zwar keinen Verstand und Willen, weil beide nichts als Determinationen des Vorstellens sein sollen, aber sie hat Vernunft, weil diese im Unwandelbaren und folglich im unendlichen Vorstellen des Unwandelbaren und Unendlichen der Ausdehnung und Veränderung bestehen soll. Aber nach der transcendentalen Philosophie hat die absolute Objektivität ebenso wenig Vernunft als Verstand und Willen, weil die Vernunft an sich selber die absolute

Subjektivität ist, nur der Mensch Verstand und Willen und Vernunft hat, und der Philosoph durch das ergründete Wissen weiß, daß die Gottheit an sich selbst nichts als die nach den optischen Gesetzen des Vorstellens und des Wollens objektivierte subjektive Spontaneität des Menschen ist.

Fünfter Abschnitt.

Wiederherstellung des Spinozismus durch die Schellingsche Philosophie.

Gleichwie Spinoza die Übereinstimmung des Subjektiven und Objektiven als den Charakter der Wahrheiten in der Erkenntnis oder der wahren Erkenntnis — in der zum Bewußtsein gelangenden absoluten Objektivität bestehen ließ, so läßt Fichte dieselbe in der zum Bewußtsein gelangenden Subjektivität oder reinen Ichheit bestehen. Diese letztere ist sich selber Objekt und Subjekt zugleich, in ihr fällt sonach aller Unterschied zwischen Subjekt und Objekt hinweg, und es gelangt eine Übereinstimmung des Subjektiven und Objektiven zum Bewußtsein, die nichts geringeres als die Identität von beiden und als solche die reine Wahrheit und Vernünftigkeit an sich selbst sein soll.

Der noch höher hinausstrebende oder eigentlich noch tiefer hinabdringende Schelling ahnete das absolut Absolute und glaubte dasselbe hinter der subjektiven Absolutheit und über der reinen Ichheit endlich gefunden zu haben. Er entdeckte, daß die absolute Subjektivität in der Eigenschaft der subjektiven Absolutheit nur die bloße Form sei (s. „Neue Zeitschrift für spekul. Physik", 1. Bd., 1. St., S. 23, bei Cotta, 1802), in welche das Absolute sich für das unmittelbare Bewußtsein fasse, die Form der Anschauung des Absoluten, die dem Absoluten nur in dem Anschauen und durchs Anschauen, also nicht an sich selbst zukommt. Es gebe also ein absolutes Anschauen des Absoluten, zu welchem sich Fichte, der das Absolute und Subjektive anschaut, noch nicht emporgeschwungen habe; nämlich dasjenige Anschauen, bei welchem der Anschauende weiß, daß die Subjektivität des Absoluten nichts als die Form seiner Anschauung ist, daß diese Form im Absoluten selber,

und im unmittelbaren absoluten Bewußtsein hinwegfalle, und daß das Absolute an sich die absolute Identität des Subjektiven und Objektiven, und also ebenso wenig absolute Subjektivität als absolute Objektivität, sondern die Identität von beiden sei.

Ferner entdeckte Schelling, daß jene absolute Identität als das an sich Absolute, die absolute Einheit des Endlichen und des Unendlichen sei, ohne weder das eine oder das andere zu sein („Neue Zeitschrift", 1. Bd., 1. St., S. 11), dasselbe aber drückte der Form seiner Erscheinung nach die ganze Einheit seines Wesens im Endlichen und Unendlichen aus, — durch den Raum die Einheit des Endlichen und Unendlichen im Endlichen oder im Sein, durch die Zeit aber dieselbe Einheit im Unendlichen oder im Idealen angeschaut. Der Philosophie, da sie dieselbe Einheit zu betrachten hat, bleibe auf diese Weise die Notwendigkeit und die Aufgabe, sie unmittelbar im Wesen des Ewigen selbst anzuschauen und in der Vernunft darzustellen. Spinoza (S. 49) setzte als die unmittelbaren Attribute des göttlichen Wesens oder der absoluten Substanz Denken und Ausdehnung, und insofern beide dasselbe bedeuten, was wir als Ideelles und Reelles oder als die beiden Formen des absoluten Erkennens bestimmen, so scheint dem Spinozismus die Idee des absoluten Erkennens, in welchem sich nämlich der Unterschied zwischen Denken und Ausdehnung verliert — zu fehlen, und darin der Grund zu liegen den Spinozismus als Realismus zu betrachten (für die absolute Objektivitätslehre gelten zu lassen). Allein, wenn man folgende Betrachtungen anstellt: daß erstens auch nach Spinoza das Denken als Denken, und die Ausdehnung als Ausdehnung nur an der Natura naturata unterschieden werden, daß also im Absoluten an und für sich selbst weder etwas von einem Denken, noch etwas von einer Ausdehnung, sondern nur die Einheit von beiden ist: — Ferner, daß schon die Bezeichnung beider als göttlicher **Attribute**, beide zur Form, und da diese inbezug auf das göttliche Wesen doch als eins gesetzt werden, die Einheit von beiden zur absoluten Form gemacht wird: so kann man schon hieraus belehrt werden, daß es nur an der ausdrücklichen Reflexion oder vielleicht bloß selbst an der ausdrücklichen Behauptung fehlt, wenn man in der Darstellung des Spinoza nicht unmittelbar die Einheit von Denken und Ausdehnung als die

identische, aber eben deswegen nichts von beiden enthaltende Form des absoluten Wesens, diese absolute Form aber wiederum in der totalen Indifferenz mit dem Wesen erkannt — das heißt: nicht die Schellingsche absolute Identität schon im Spinozismus gefunden hat.

Schelling hat bei dieser seiner Auslegung des Spinozismus durch das Identitätssystem rein vergessen, wie er selber zum Anschauen der absoluten Identität gelangt sei, und daß Spinoza ein ganzes Jahrhundert vor Kant und Fichte gelebt habe. Er hat vergessen, daß ihm selber, ohne das vorhergegangene, durch Kant zuerst eingeleitete und in Gang gebrachte Subjektivieren der Ausdehnung und des Denkens, nie etwas von der bloßen Formalität dieser beiden — und ohne das vorhergegangene Fichtesche Identifizieren des Denkens und Anschauens am reinen Ich, nie etwas von der Identität dieser beiden, eingefallen wäre. Daß aber Spinoza das Denken und die Ausdehnung weder als etwas bloß Formelles, noch als bloß Identisch sich vorgestellt habe, geht aus seinem ganzen Systeme hervor, wenn man dasselbe nicht durch das Medium der Schellingschen betrachtet.

Es ist dem Spinoza nicht im Traume eingefallen, das Denken, welches freilich auch er, wie jedermann in der bisherigen Spekulation, mit dem Vorstellen verwechselte, für subjektiv anzunehmen. Sowohl die Vorstellung als die Ausdehnung ist ihm das Unveränderliche und Allgemeine an den veränderlichen vorstellenden und ausgedehnten Dingen, deren Veränderliches ihm das Subjektive, das dem Unveränderlichen der Vorstellung und der Ausdehnung, als dem Objektiven unterworfen ist. Beides aber, Vorstellung und Ausdehnung, oder die Objektivität, sind ihm als unmischbar und untrennbar in ihrer Unveränderlichkeit die Attribute des an sich Unveränderlichen.

Es ist dem Spinoza nicht im Traume eingefallen, das Sein als solches lediglich in der Ausdehnung bestehen zu lassen und dem Vorstellen das Sein, wie Schelling nach Fichte gethan hat, abzusprechen. Vielmehr besteht ihm das Sein an sich oder die Objektivität sowohl im Vorstellen als in der Ausdehnung. „Per naturam naturantem", schreibt er (Ethices, §. 29, Schol.), „nobis intelligendum est id, quod in se et per se *concipitur*, sive talia Substantiae *attributa*, quae infinitam essentiam exprimunt; hoc est

Deus quatenus ut causa libera consideratur. Per naturam autem intelligo id omne, quod ex necessitate Dei naturae, sive uniuscujusque Dei attributorum sequitur, hoc est Dei attributorum *modos;* quatenus considerantur sit res, quae in Deo sunt, et quae sine Deo nec esse, nec concipi possunt.“ Ausdrücklicher konnte Schellings oben angeführte Behauptung, daß Denken und Ausdehnung nach Spinoza nur in der natura naturata unterschieden wären, nicht widerlegt werden. Darin besteht eben der wesentliche Unterschied zwischen dem Spinozistischen Pantheismus und dem Schellingschen, daß der erste das Denken, als solches, und die Ausdehnung, als solche, im **Absoluten absolut bestehen**, der zweite beide im Absoluten sich absolut verlieren läßt, daß für den ersten die Untrennbarkeit und Unmischbarkeit der Vorstellung und Ausdehnung, — für den zweiten das Identische der Vorstellung und Ausdehnung, welches gleichwohl ohne Vorstellung und Ausdehnung wäre — das Wesen des Absoluten ist; — daß nach dem ersten die unmittelbare Vorstellung und Ausdehnung das Wesen der Gottheit, das nicht erscheinen kann, als Attribute desselben, nicht nur ausdrücken, sondern auch ausmachen; hingegen die wandelbaren, vorstellenden und ausgedehnten Dinge, als die Modifikationen jener Attribute, nur vermittelst dieser das Wesen der Gottheit ausdrücken, aber dasselbe als das Wesen keineswegs ausmachen; — daß nach dem zweiten aber Vorstellung und Ausdehnung die Erscheinung der Gottheit selber sind, das Wesen Gottes nicht ausmachen, aber ausdrücken, dieses Wesen aber in der vorstellungslosen und ausdehnungslosen Identität der Vorstellung und der Ausdehnung, und des Unwandelbaren und Wandelbaren von beiden besteht.

Die Schellingsche Gottheit ist daher das Alles und das Nichts zugleich. Sie ist die Allheit, welche an sich selbst nicht als die Allheit **ist**, aus welcher aber alles Werden hervorgeht. Sie ist das **Nichtssein** und das **Alleswerden.** Sie ist die unwandelbare Unwandelbarkeit, deren innere Erscheinung das Vorstellen als Denken und Anschauen, deren äußere Erscheinung das sogenannte Sein als Ausdehnung und Bewegung ist.

Im kritischen Journal der Philosophie von Schelling und Hegel, 1. Bd., 7. St., ist auch schon für eine populäre Ansicht der Schellingschen neuen Gottheit gesorgt. Es heißt daselbst:

Alle Symbole des Chriſtentums zeigen die Beſtimmung, die Identität Gottes mit der Welt in Bildern vorzuſtellen. — Der Keim des Chriſtentums ſei das Gefühl einer Entzweiung der Welt mit Gott, ſeine Richtung die Verſöhnung mit Gott, nicht durch Erhebung der Endlichkeit zur Unendlichkeit, ſondern durch eine Endlichwerdung des Unendlichen, durch Menſchwerdung Gottes. Die Philoſophie des abſoluten Identitätsſyſtems führt den ſpekulativen Charfreitag herbei, an welchem derjenige Gott, der nicht mit der Welt identiſch, ſondern der Schöpfer derſelben iſt, ſterben muß, um als das Univerſum auferſtehen zu können. Inwiefern ſich in dieſer Lehre das non plus ultra der modernen Aufklärung und der antiken katholiſchen Myſtik vollkommen zu durchdringen ſcheinen, iſt es begreiflich genug, daß, und warum Schelling bald darauf im ſüdlichen Deutſchland vermittelſt eines durch die öffentlichen Zeitungen verbreiteten Plakats als großer Lehrer proklamiert worden iſt.

Über das Eigenthümliche der abſoluten Identität, welche in der Schellingſchen Philoſophie die höchſte Idee und das eigentliche Prinzip ausmacht, erklärt ſich Schelling am kürzeſten und beſtimmteſten in ſeinem Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge, S. 39, wie folgt: „Da wir die Einheit aller Gegenſätze zum erſten machen, die Einheit ſelbſt aber zuſamt dem, was du den Gegenſatz nennſt, ſelbſt wieder den höchſten Gegenſatz bildet, denken wir auch dieſen Gegenſatz zuſamt der Einheit, die ihr gegenüberſteht, darin begriffen, und beſtimmen jene Einheit als diejenige, worin die Einheit und der Gegenſatz, das ſich ſelbſt Gleiche mit dem Ungleichen **eins** iſt.“ Die Schellingſche abſolute Identität iſt ſonach nach der ausdrücklichen Erklärung ihres Erfinders die Identität des Nichtidentiſchen mit dem Identiſchen. Daß Schelling den hierin unverkannten Widerſpruch an ſich ſelber gleichwohl nicht erkennt, hat er der Kantiſchen Unterſcheidung des Formellen und des Materiellen zu verdanken. Zufolge desſelben iſt ihm das Identiſche, als getrennt vom Nichtidentiſchen, das Ideale oder die ſogenannte Denkform, das Nichtidentiſche aber, als getrennt vom Identiſchen, das ſogenannte Reale oder das ſogenannte Sein. Die Vereinigung von beiden nun, die er weder wie Kant mit Stillſchweigen übergehen, noch wie

Fichte durch das Ich machen laſſen will, und die er nach ſeinem Begriffe vom Denken keineswegs erdenken kann, ſucht er ſich nun zu erſchauen und erſchaut dieſelbe, indem er von jener Trennung hinwegſchaut, die Trennung anſchauend hinwegſchafft, und dadurch nicht etwa ein Ungetrenntes Identiſches und Nichtidentiſches, ſondern eine Identität, in welche ſich das Nichtidentiſche und das Identiſche als Nichtidentiſche verloren haben, anzuſchauen wähnt, und aus welcher er das Verlorene wieder aufſuchend, in der Folge das Ideelle und Reelle konſtruiert.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Berichtigungen.

S. 3, Z. 16 v. u., ſtatt ein Kugel lies eine Kugel.
S. 14, oben, iſt an drei verſchiedenen Stellen der Dativ ſtatt des Accuſativs zu ſetzen.
S. 84, Anm., ſtatt Werke lies Merle.
S. 109, Z. 12 v. o., ſtatt einige lies ewige.
S. 175, Z. 14 v. o., ſtatt vollendeten lies rollenden.

Stanford University Libraries
3 6105 121 189 687

DL
208
.R5.A
v.3

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305